

Klaus Stanjek

DIE ENTWICKLUNG
DES MENSCHLICHEN BESITZVERHALTENS

1979

Max-Planck-Institut für Bildungsforschung
Berlin 1980

Die Entwicklung des menschlichen Besitzverhaltens

Dissertation der Fakultät für Biologie
der Ludwig-Maximilians-Universität
in München

vorgelegt von

Klaus Stanjek, Wuppertal

im März 1979



1. Berichterstatter : Prof.Dr.I. Eibl-Eibesfeldt
(Humanethologie)
 2. Berichterstatter : Prof.Dr.H. Cleve
(Anthropologie)
- Sondergutachten : Prof.Dr.K. Lukasczyk
(Sozialpsychologie)

Tag der mündlichen Prüfung: 13. Juli 1979

Ich versichere eidesstattlich, daß ich die
nachstehende Arbeit selbständig und ohne
Benutzung anderer als der angegebenen Hilfs-
mittel angefertigt habe.

Klaus Stange



Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41555210_0007

Klaus Stanjek

**DIE ENTWICKLUNG
DES MENSCHLICHEN BESITZVERHALTENS**

Materialien aus der Bildungsforschung

In dieser Reihe veröffentlicht das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung Arbeitsmaterialien (Diskussionsgrundlagen und Dokumentation), die nicht den Charakter abgeschlossener Forschungsberichte tragen, aber dem jeweils interessierten Fachpublikum zugänglich gemacht werden sollen.

Bestellungen werden erbeten an die Verwaltung des Instituts, Lentzeallee 94, 1000 Berlin 33, bei gleichzeitiger Überweisung von DM 13,-- (einschließlich 6,5% Mehrwertsteuer) auf das Konto Nr. 0910005885 der Sparkasse der Stadt Berlin West.

Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit der Zustimmung des Instituts gestattet.

Zusammenfassung

Unter der Bezeichnung "Besitzverhalten" werden Verhaltensweisen zusammengefaßt, die den Zugang zu und die Nutzung und Verwendung von Objekten durch andere Individuen sozial kontrollieren. Diese Verhaltenskategorie schließt demnach Sammeln, Horten, Verteidigen, Kaufen, Tauschen ebenso wie Stehlen von Gütern und Ressourcen ein wie auch das Schenken, Verleihen, Vorführen, Zeigen und Verkaufen. Zur präzisen Beschreibung dieser Verhaltensweisen wird das Begriffssystem der Handlungstheorie (von CRANACH 1979) herangezogen, in dem die strategiale Zielorientiertheit von Verhalten betont wird. In diesem Sinne wird Besitzverhalten als instrumentelles Verhalten verstanden, das im Dienst unterschiedlicher Ziele stehen kann. z.B. dem Ziel der Sicherung des Lebensunterhalts oder der Werbung um Zuneigung oder Prestige. Im interkulturellen Vergleich zeigt sich, daß Besitzbezüge wie privates, persönliches und kollektives Eigentum, Territorialität und Landbesitz, Geschenke und Diebstahl von der besonderen Wirtschaftsform, von geschichtlichen Entwicklungen und von den jeweiligen Formen der Sozialstruktur innerhalb einer Kultur beeinflusst wird. Einige Regeln des Umgangs mit Besitz sind in sehr unterschiedlichen Kulturen verbreitet, wirken allerdings in modernen Industriegesellschaften nur noch eingeschränkt. Universelle Züge im Besitzverhalten zeigen sich in der Verbreitung des persönlichen Verfügungsrechtes über einige elementare Gegenstände (wie Kleidung, Werkzeuge, Waffen) und in der Verbreitung der Normen zum Austausch von Geschenken. In allen Gesellschaftsformen ist der Zugang zu den relevanten Mitteln und Ressourcen durch dezidierte Normen, Regeln und Eigentumsgesetze sozial organisiert und beschränkt. Abgesehen von rechtlich definierten Eigentumsverhältnissen kann durch einen

Identifizierungsvorgang, der Zeit und aktiven Umgang mit einem Objekt beinhaltet, eine psychische Bindung an Gegenstände entstehen, die auf einer kognitiven und emotionalen Verknüpfung des Selbstkonzeptes mit einem Besitzobjekt beruht. Bei Tieren findet man Besitzverhalten im Umgang mit Nahrungsmitteln oder Raumgebieten (Territorien). Dabei ist für tierische Sozietäten ebenso wie für menschliche Gruppen das elementare Problem vorzusetzen, daß der Zugang zu gefragteren und limitiert vorhandenen Gütern und Ressourcen geregelt werden muß, wenn mehrere Individuen gleichzeitig darum konkurrieren. In der vergleichenden Betrachtung des tierischen Besitzverhaltens zeigten sich keine kontinuierlichen Entwicklungstrends, so daß als phylogenetisch erworbene Voraussetzung des menschlichen Besitzverhaltens höchstens allgemeine Dispositionen angenommen werden können.

Nach diesen theoretischen Erörterungen (Teil I) werden im II. Teil sechs empirische Studien zur Ontogenese des menschlichen Besitzverhaltens vorgestellt. Sie wurden an deutschen, südindischen und gabunesischen Kindern im Alter von 0,5 bis 6 Jahren durchgeführt und beziehen sich auf verschiedene Aspekte des Umgangs mit Besitz. In einer Kinderkrippe und im Wartezimmer eines Kinderkrankenhauses wurde mit Hilfe nichtteilnehmender Beobachtung untersucht, mit welchen Strategien Kinder Kontakte aufnehmen zu ihren Bezugspersonen, zu fremden Personen und zu gleichaltrigen Spielgefährten. Im 2. und 3. Lebensjahr teilen Kinder mit anderen Personen Gegenstände, die sie sehen, interessant finden und zum Spiel benutzen, indem sie sie ihnen zeigen, anbieten, überreichen und in gemeinsame Aktivitäten einbeziehen (Studien I, II und III). Ältere Kinder (im Kindergartenalter) können bereits den spezifischen Aufforderungscharakter von Besitzobjekten gezielt ausnutzen, um das Verhalten anderer Kinder damit zu

kontrollieren (Studie V). Die ontogenetischen Entwicklungsschritte des Überreichens von Gegenständen wurden an 4 Kindern im Alter von 7 - 18 Monaten analysiert. Dabei zeigten sich Entwicklungszusammenhänge mit Schritten der kognitiven Entwicklung (Studie VI). Während viele Besitzobjekte mit Sozialpartnern geteilt werden, bildet eine Gruppe bestimmter Lieblingsobjekte, wie z.B. Stoffpuppen, Teddies oder Wolldecken, eine Ausnahme. Diese Gegenstände, die viele Kinder zum Einschlafen benötigen und bei Unbehagen aufsuchen, können als Ersatz für fehlende Sozialpartner betrachtet werden. In Dörfern in Südindien und Gabun kommt dieses Phänomen oder dem entsprechende kindliche Bindungen an Besitzgegenstände nicht vor, das Phänomen ist also soziokulturell bedingt (Studie IV).

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort.....	1
<u>I. TEIL:</u>	
ANSÄTZE ZU EINER THEORIE DES BESITZ- VERHALTENS.....	7
I. Kapitel: Definitionen.....	9
II. Kapitel: Besitzinstinkt, Besitztrieb, Besitzbedürfnis und eine handlungstheoretische Alternative..	12
III. Kapitel: Individuelle Unterschiede des Besitzver- haltens.....	24
IV. Kapitel: Kulturelle Universalien des menschlichen Besitzverhaltens.....	39
V. Kapitel: Besitzgefühle und Selbstkonzept.....	83
VI. Kapitel: Stammesgeschichtliche Voraussetzungen des Besitzverhaltens.....	96
<u>II. TEIL:</u>	
EMPIRISCHE STUDIEN ZUR ONTOGENESE DES BESITZVERHALTENS.....	127
Studie I: Gegenstandsbezogene Kontaktaufnahmen von Krippenkindern.....	136
Studie II: Aktives Kontaktverhalten von Krippen- kindern zu fremden Erwachsenen.....	143
Studie III: Objektbezogenes Sozialverhalten und Attachment-Theorie.....	147
Studie IV: Der erste geliebte Gegenstand.....	160
Studie V: Qualitative Untersuchung zum Aufforderungs- charakter von Spielobjekten.....	182
Studie VI: Ontogenetische Entwicklungsschritte des Überreichens von Gegenständen und Bezie- hungen zur kognitiven Entwicklung.....	189
Zusammenfassende Darstellung einiger Faktoren der Ent- wicklung des Besitzverhaltens.....	203
LITERATUR.....	211

VORWORT

Selbstverständlich wurde der Mensch nicht von Gott an einem Wochenende erschaffen. Allerdings waren vor hundert Jahren diese und andere Theorien der Menschwerdung noch Gegenstand heftigen Streits. DARWIN's Theorie über die Entstehung der Arten durch Spontanmutationen und Selektionsprozesse benötigte viele Jahrzehnte bis zu ihrer weltweiten Anerkennung. Inzwischen kann mit Hilfe paläontologischer Skelettfunde früherer Hominiden die Kontinuität der Stammesgeschichte belegt werden und die Entwicklung der Primaten über den Ramapithecus, Australopithecus afarensis, Homo habilis und Homo erectus bis zum Jetztmenschen immer genauer rekonstruiert werden. Eine Konsequenz dieser Entwicklungstheorie besteht in der Folgerung, daß sich der menschliche Habitus, seine gesamte Anatomie und seine Körperfunktionen in einem allmählichen Prozeß phylogenetischen Wandels aus tierischen Vorformen entwickelt haben. Daß aber auch das Zentralnervensystem und damit die menschliche Psyche ein Ergebnis eines Evolutionsprozesses ist, dieser Gedanke findet erst in jüngster Zeit Eingang in die Psychologie. Nur wenige Sozialwissenschaftler berücksichtigen heute, daß alles Verhalten vor dem Hintergrund eines Organismus zu verstehen ist, der konkretes Resultat der phylogenetischen Entwicklung ist. Die menschliche Sexualität beruht auf uralten Prinzipien der zweigeschlechtlichen Fortpflanzung; die Sinnesorgane und Wahrnehmungsweisen sind den Sinnen der höheren Vertebraten vergleichbar; in der engen Bindung eines Kleinkindes an die Mutter lassen sich Prinzipien nachweisen, die schon bei vielen Säugetieren verwirklicht sind. Die Ethologie hat auf phylogenetische Entwicklungslinien der Verhaltensweisen hingewiesen und erste Hypothesen über die stammesgeschichtliche Entstehung des menschlichen Verhaltens entwickelt. Vom evolutionstheoretischen Ansatz ausgehend, hat sie bisher die

Phänomene der menschlichen Kommunikation (Mimik, Gestik), der Aggression, der Gruppenorganisation, der Mutter-Kind-Beziehung und anderes untersucht und naturwissenschaftlich fundierte Beiträge zu einer umfassenden Anthropologie geliefert.

Die Humanethologie, die "Biologie des menschlichen Verhaltens" (EIBL-EIBESFELDT 1978c:405), fragt nach der Angepaßtheit verschiedener Verhaltensweisen an spezielle Lebensbedingungen und unterscheidet zwischen der Angepaßtheit, die sich auf Grund individueller Lernvorgänge entwickelt hat, im Gegensatz zu stammesgeschichtlichen Anpassungen, die durch Prozesse der Mutation und Selektion entstanden seien (EIBL-EIBESFELDT 1978c:407). Die bedeutendste Leistung der Humanethologie besteht meines Erachtens in dem Nachweis, daß zahlreiche menschliche Verhaltensweisen nicht allein auf individuelle oder kulturspezifische Lernvorgänge rückführbar sind. Die Widerlegung der einfachen Lernhypothese erreicht sie durch die Heranziehung von Tier-Mensch-Vergleichen, von Vergleichen zwischen verschiedenen Kulturen sowie durch Ontogeneseuntersuchungen. Von diesem Nachweis einmal abgesehen, beschreibt die Ethologie menschliches Verhalten mit Hilfe von Begriffen, die in der Verhaltensforschung an Tieren entwickelt wurden, z.B. den Begriffen: "Erbkoordination", "Auslöser", "angeborener Auslösemechanismus", "Antriebsmechanismus" und "Lerndisposition". Diese Begriffe implizieren jeweils einige Annahmen, deren Berechtigung bei Tieren in vielen Fällen experimentell nachgewiesen wurde und auch bei menschlichem Verhalten zum Teil sinnvoll sein können (z.B. beim Ausdrucksverhalten). Die Erforschung des Besitzverhaltens steht allerdings noch soweit am Anfang, daß diese Annahmen (z.B. von "angeborenen Auslösemechanismen") verfrüht sind. (Zur Diskussion von "Antrieb" und "Trieb" siehe Teil I, 1. Kapitel; zur Diskussion des Begriffes der "Lerndisposition" siehe Teil I, 6. Kapitel).

Die vorliegende Arbeit geht ebenso vom Evolutionsgedanken aus und stellt die Frage, ob sich im menschlichen Verhalten im Umgang mit Besitz Grundprinzipien auffinden lassen, die auf eine entwicklungsgeschichtliche Kontinuität zu analogen tierischen Phänomenen hinweisen, oder anders formuliert, ob das Wissen über tierische Formen von Besitzverhalten zu einem Verständnis der menschlichen Besitzproblematik beitragen kann.

Diese Frage haben einige Ethologen schon gelegentlich beantworten wollen, obwohl (abgesehen von einer sozial-anthropologischen Arbeit von BEAGLEHOLE 1932) keine einzige umfassendere Untersuchung zur Besitzproblematik vorliegt. So machte z.B. Joachim ILLIES unbekümmert pädagogische Empfehlungen in einer Fachzeitschrift für Kleinkinderzieher:

"Kinder brauchen ihren eigenen Stuhl, sie brauchen ihren eigenen Platz, nicht nur ihre eigene Zahnbürste, jeder für sich...Das Kind braucht seine kleine Ecke, aus der heraus es diese neue Welt erobern kann. Das Kind braucht seinen Besitz..." (ILLIES 1976:24)

ohne allerdings einen einzigen Nachweis für diese Behauptung zu liefern.

Tatsächlich liegen bisher nur sehr wenige Untersuchungen zu diesem Thema vor. Kurz vor Abschluß meiner Arbeit erhielt ich einen Artikel von Lita FURBY (1978b), die dort auf 33 Seiten den ersten Versuch einer "Theorie der Bedeutung und Funktion von Besitz" macht.

Annahmen über eine "natürliche" Haltung des Menschen zu Besitz, die sehr oft formuliert wurden, haben weitreichende Konsequenzen für die politische Organisation und wurden seit langer Zeit zur Rechtfertigung bestehender Wirtschaftssysteme herangezogen. Hält man z.B. den Drang nach persönlicher Bereicherung für einen natürlichen

menschlichen Zug, so wird ein System wünschenswert sein, das diesen Antrieb vorrangig berücksichtigt (z.B. das kapitalistische System). Zweifelt man dagegen an der Menschlichkeit einer bestehenden Wirtschaftsform, so wird man Argumente heranziehen gegen die Universalität und Natürlichkeit von Besitzverhaltensweisen. Rechtfertigungs-ideologien in diesem Sinne stammen u.a. von Ethologen wie MEYER-HOLZAPFEL:

"(Daher) ist ein gewisses Maß völlig ausschließenden Besitzes für die geistige Entwicklung unumgänglich notwendig... Kein noch so ausgeklügeltes, wirtschaftstheoretisches System, das die gleichmäßige Verteilung des Eigentums auf alle Glieder der menschlichen Gesellschaft zu verwirklichen trachtet, wird auf die Dauer Erfolg haben, da es die wesentlichen Triebe des Menschen unberücksichtigt läßt." (MEYER-HOLZAPFEL 1952:23)

Ähnlich unbekümmert vom Mangel an wissenschaftlicher Fundierung schreiben TIGER und FOX:

"In der kapitalistischen oder vom freien Unternehmertum geprägten Wirtschaft kann der Unternehmer seinen Beutetrieb voll ausleben... Der kleine Bauer mag zwar der Erde näher stehen, aber der großstädtische Geschäftsmann steht seiner eigenen Biologie näher." (TIGER und FOX 1976:183f.)

Andererseits hat es im Lauf der Geschichte immer Prediger der Besitzlosigkeit gegeben, die die persönliche Habe auf ein paar elementare Gebrauchsgegenstände reduzieren wollten, wie B. BRECHT im Tao te King-Gedicht schilderte:

Und er packte ein, was er so brauchte,
wenig, doch es wurde dies und das,
so die Pfeife, die er abends rauchte,
und das Büchlein, das er immer las,
Weißbrot nach dem Augenmaß.

Im alten Testament taucht immer wieder die Forderung auf: Verlasse, was Du hast, befreie Dich von allen Fesseln, "sei"! Propheten wie Buddha oder Franz von Assisi vertraten den Verzicht auf "irdische Güter"; und der 1978 verstorbene Papst Johannes Paul I. verkündete: "Niemand ist berechtigt, das für seinen ausschließlichen

Gebrauch zurückzuhalten, was über seine Bedürfnisse hinausgeht, während anderen das Notwendige fehlt!"

Aufgrund der enormen politischen Bedeutung des Besitzproblems bekam ich Interesse daran, mich an eine systematische Untersuchung des menschlichen Bezuges zu Besitz und Eigentum aus einer naturwissenschaftlichen Sichtweise heranzuwagen. Dabei erschienen mir mehrere Zugänge ergiebig:

1.) Interkulturelle Vergleiche zwischen den Besitzformen in verschiedenen Gesellschaftsformen

Diesem Zugang liegt die Idee zugrunde, daß sich in den vom Menschen geschaffenen kulturellen Verhältnissen die menschlichen Wesenszüge widerspiegeln, ein Gedanke, den Giambattista VICO 1744 formulierte:

"daß diese historische Welt ganz gewiß von den Menschen gemacht worden ist: und darum können (denn sie müssen) in den Modifikationen unseres eigenen menschlichen Geistes ihre Prinzipien aufgefunden werden." (VICO 1744; Neuauflage 1966:51f.)

Dieser Ansatz kann zu Aussagen über Universalien im menschlichen Besitzverhalten führen und evtl. Ursachen für kulturelle Variationen klären.

2.) Interspezifische Vergleiche zwischen Formen des Besitzes bei Tieren und dem menschlichen Verhalten

3.) Untersuchungen über die Ontogenese besitzbezogener Verhaltensweisen bei Kindern

Das Studium der Ontogenese bringt den Vorteil, daß verfolgt werden kann, welche einzelnen Elemente zur Entwicklung des gesamten Verhaltenskomplexes Stufe um Stufe hinzugefügt werden und in welcher Weise höher entwickelte Formen auf einfacheren Formen aufbauen.

In einem ersten Teil werden in 6 Kapiteln Begriffsklärungen, interindividuelle, interkulturelle und interspezifische Vergleiche von Besitzverhalten anhand der Literatur erarbeitet und auf diesem Weg Ansätze zu einer psychologischen Theorie des menschlichen Bezuges zu Besitz unternommen. In einem zweiten Teil stelle ich dann eigene empirische

Untersuchungen zur Ontogenese des Besitzverhaltens vor, für die ich einen Großteil meiner Arbeitszeit verwendet habe (z.B. für Studie IV ein ganzes Jahr). Diese Gliederung soll dem Leser ermöglichen, sich in die verwendete Begrifflichkeit hineinzufinden und die Bedeutung der naturhistorischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen abschätzen zu können, wenn er zu den speziellen Studien über kindliches Verhalten kommt. Diese Gliederung der Arbeit soll weiterhin vor allzu leichtfertigen Verallgemeinerungen der Ergebnisse schützen und die Komplexität und Mehrdimensionalität des Besitzproblems von vornherein bewußt machen.

Um den recht umfassenden Themenbereich etwas einzugrenzen, wurden zwei Aspekte von Besitz völlig ausgeklammert: Besitzverhältnisse zwischen Menschen (Besitz an Sklaven, an Frauen usw.). Diese Fragen werden evtl. in einer späteren Arbeit diskutiert.

Für die Überlassung des Themas "Entwicklung der menschlichen Bezüge zu Besitz" und die Betreuung meines Dissertationsprojektes danke ich Herrn Prof. Irenäus Eibl-Eibesfeldt. Ebenso bedanke ich mich für seine Großzügigkeit in der Bereitstellung ausgesprochen günstiger Arbeitsbedingungen an der Forschungsstelle für Humanethologie (Max-Planck-Institut, Seewiesen), die eine selbständige Bearbeitung des Themas sehr förderten und den interdisziplinären Ansatz meiner Arbeit ermöglichten. Bei den Mitarbeitern der Forschungsstelle bedanke ich mich für zahlreiche anregende Diskussionen und für ihre kollegiale Zusammenarbeit. Dankbar bin ich auch den Eltern und Erziehern der besuchten pädagogischen Einrichtungen sowie besonders den vielen Kindern, die zu Objekten meiner Untersuchungen wurden.

Seewiesen (Oberbayern), Februar 1979

I. TEIL

Ansätze zu einer Theorie
des Besitzverhaltens

I. Kapitel

Definitionen

Im heute bei uns üblichen Sprachgebrauch wird mit "Besitz" die Herrschaft einer Person über eine Sache bezeichnet (BROCKHAUS-Enzyklopädie, 1967). Eine Besitzbeziehung beinhaltet mit anderen Worten eine einseitige Verfügungsgewalt über Objekte, wobei die Kontrolle der Verfügung über diese Objekte beim Besitzer liegt.

Eine Besitzbeziehung zu Objekten hat immer sozialen Charakter. Sie besteht nicht lediglich aus einer Relation zwischen einem Objekt und einem Individuum, sondern sie beinhaltet Regelungen zwischen mehreren Individuen über die Verfügung über das Objekt.

"Besitz" wird üblicherweise von "Eigentum" in der Weise abgegrenzt, daß der Besitzer sich auf eine allgemein anerkannte tatsächliche Herrschaft einer Person über eine Sache bezieht im Unterschied zum Eigentum als einer juristischen Beziehung. Diese Trennung läßt sich allerdings nur dann konsequent durchhalten, wenn man sich ausschließlich mit gesellschaftlichen Normen und juristischen Kodizes beschäftigt. Im direkt durch Objekte vermittelten Sozialverhalten von Kindern und Erwachsenen führt diese Unterscheidung allerdings oft zu Schwierigkeiten. Wenn ein Kind z. B. einen eigenen Stuhl zwar nicht akut benutzt, aber dennoch die Verfügung darüber beansprucht und wenn seine Verfügungsgewalt von anderen respektiert wird, so handelt es sich nicht mehr um Besitz im oben definierten Sinn, obwohl keine öffentliche Institution diese Beziehung juristisch vertritt. Aus diesem Grunde werde ich in vielen Grenzfällen die Bezeichnung Besitz vorziehen, zumal sie auch in der Alltagssprache etwas geläufiger ist.

Als "Besitzverhalten" bezeichne ich jedes Verhalten, das den Zugang, die Nutzung und Verwendung anderer Individuen

zu Objekten kontrolliert. Nach dieser Definition zählt sowohl Sammeln, Horten, Verteidigen, Kaufen, Tauschen, verbale Beanspruchung und Verfügung sowie Stehlen von Gütern und Ressourcen zum Besitzverhalten wie auch das Schenken, Verleihen, Vorführen, Zeigen und Verkaufen dieser Güter.

Als "persönlicher Besitz" wird ein Verhältnis zu einem tatsächlich benutzten Objekt bezeichnet, in dem innerhalb eines Sozialgebildes eine Einzelperson die ausschließliche Verfügungsgewalt über dieses Objekt innehat.

(Dieser Begriff, der sich auf Dinge des persönlichen Gebrauchs bezieht, sollte getrennt werden von der Kategorie "Privateigentum", die an die Bildung einer "Privatsphäre" gebunden ist und an feudale und kapitalistische Eigentumsverhältnisse erinnert und daher nur begrenzt brauchbar ist.)

Als "Privateigentum" wird ein Rechtsverhältnis bezeichnet, in dem innerhalb eines Sozialgebildes eine oder mehrere Einzelpersonen (z. B. Familien) die ausschließliche Verfügungsgewalt über sachliche Mittel besitzen. (Def. in Anlehnung an M. PALLMANN 1966: 9)

Im "Kollektiveigentum" befinden sich Mittel (wie Güter oder Produktionsmittel), die unter der ausschließlichen Verfügungsgewalt einer Assoziation von Individuen oder Familien stehen. Die Mitglieder dieser Gruppe haben dabei gleiche Mitverfügungsgewalt, beim Austritt aus der Gruppe erlöscht jeder Anspruch. (Def. in Anlehnung an M. PALLMANN 1966: 9)

Bei der vergleichenden Behandlung von Besitz und Eigentum muß beachtet werden, daß in allen Gesellschaften Verhältnisse zu Objekten nicht durch jeweils ein einziges Prinzip, sondern durch mehrere Regeln kontrolliert werden, die gleichzeitig wirksam sind.

"... rules of property are systems of rights founded simultaneously upon several distinct principles ... In all societies, there exist ... 'combined systems' of rights, combining collective forms and individual forms of appropriation depending on the nature of the 'reality' appropriated." (GODELIER 1978: 401)

Auch bei Kindern findet man Besitzbeziehungen, die von mehreren gleichzeitig wirksamen Regeln bestimmt sind: bringt ein Kind z. B. Bonbons in die Kindergruppe mit, so wird einerseits sein Vorrecht der Verfügung anerkannt, andererseits unterliegt es der Norm, den Besitz mit seinen Gefährten zu teilen (STANJEK 1975).

Unterschiedliche Verfügungsregeln gelten sowohl für verschiedene Objekte als auch für ein und dasselbe Objekt. Daher werden die oben formulierten Besitzbeziehungen jeweils nur Teilaspekte realer Beziehungen beschreiben.

II. Kapitel

Besitzinstinkt, Besitztrieb, Besitzbedürfnis und eine handlungstheoretische Alternative

Bevor die Psychologie differenziertere Konzepte der Verhaltensklärung entwickelt hatte, wurde Besitzverhalten lange Zeit mit einem "Besitzinstinkt", einem "Besitztrieb" oder einem "archaischen Drang", also mit un-erkannten, innerlich wirksamen Kräften in Zusammenhang gebracht. So glaubte etwa Immanuel Kant an eine "nicht zu befriedigende Begierde zum Haben" als Naturanlage. Und Friedrich Engels nahm an, der Mensch habe eine natürliche Habgier, die allerdings in bestimmten Gesellschaftsformen besonders unterstützt werde. Diese lange Zeit übliche, volkstümliche Denktradition von der Motivierung menschlichen Handelns durch inneren Drang hat allerdings noch weit bis in das 20. Jahrhundert hinein erheblichen Einfluß. Beispielsweise behauptete PLOOG, der Anspruch auf Territorium und Besitz gehöre zum Instinktverhalten der Menschheit (1964: 345). DRÖSCHER (1974: 321) glaubte, die Gesetze des Besitzverhaltens folgten einem "Urtrieb, also einer ganz natürlichen Veranlagung". A. MITSCHERLICH (1972: 15) sah hinter dem Besitzverhalten "das in uns allen wirksame archaische Besitzstreben". Und FRANK behauptete vor einigen Jahren sogar, daß eine definierbare Gruppe von Genen für einen "Besitzinstinkt" verantwortlich sei:

"... ist der Besitzinstinkt auch so fest im Erbgut verankert, daß er auch im Laufe der Menschheitsentwicklung nicht verlorengelassen konnte, sondern im Gegenteil eine zusätzliche Absicherung in Tradition und Ethik erfahren hat. Schon in den primitivsten menschlichen Gesellschaften ist kaum etwas anderes derart umfassend und streng durch Sitte und Gesetz geschützt wie das persönliche Eigentum. Daß der Mensch dennoch einen genetisch fixierten Besitzinstinkt behalten hat, beweist dessen frühzeitiges Inerscheintreten beim Kleinkind, zu dessen erstem Wortschatz das fordernde Wort "Haben" gehört." (FRANK 1969: 17)

Derartige Aussagen über das "Triebhafte" oder "Instinkthafte" eines Verhaltens verbergen meist Unwissenheit über das komplizierte Bedingungsgefüge der äußeren Determinierung und der endogenen Voraussetzungen von Verhalten.

Instinkttheorien waren bis zu Anfang des 20. Jahrhunderts relativ verbreitet. McDUGALL veröffentlichte 1908 eine später berühmt gewordene Liste von 18 Instinkten des Menschen, worin er auch die "Triebkraft des Besitzenwollens" anführte. Instinkt definierte er dabei als:

"eine ererbte oder angeborene psychophysische Disposition, die ihren Inhaber dazu determiniert, Objekte einer bestimmten Klasse wahrzunehmen und zu beachten, bei der Wahrnehmung eines solchen Objekts eine bestimmt geartete emotionale Erregung zu erleben und bezüglich des Objekts in einer besonderen Weise zu handeln, zumindest aber einen entsprechenden Handlungsimpuls zu verspüren." (zit. nach GRAUMANN 1970: 19)

Besitzverhalten wurde von ihm also auf endogen erzeugte Impulse zurückgeführt, die durch angeborene oder ererbte Dispositionen generiert würden.

Die "Triebtheorie", die später zeitweilig an Bedeutung gewann, nahm an, daß jeder Organismus auf ein Gleichgewicht (Homöostase) hinstrebe, indem Triebe auf die Beseitigung von Störungen abzielen würden. Gefühle wie Hunger, Durst, Schmerz, Kälte oder sexuelle Empfindungen seien demgemäß allesamt Ausdruck biologischer Störungen, die bestimmte zielorientierte Handlungen zur Beseitigung derselben und zur Wiederherstellung des organischen Gleichgewichts auslösten. Die Theorie wurde später durch das Konzept der sekundären (erlernten) Triebe ergänzt, die neben den primären Trieben ebenfalls verhaltenswirksam seien.

Das Instinktkonzept wie die Triebtheorie bringen allerdings mehrere Mängel mit sich, aufgrund derer beide Ansätze heute von der akademischen Psychologie abgelehnt werden.

1.) Beiden Konzepten ist die Annahme gemeinsam, daß das

Verhalten genetisch determiniert und angeboren oder ungelernt sei. Einerseits ist es mit den heutigen Methoden nicht möglich, gelerntes und ungelerntes menschliches Verhalten sicher zu unterscheiden. Andererseits ließen die Begriffe Instinkt oder Trieb kaum eine differenziertere Betrachtung zu, wenn man danach fragt, welche Aspekte des Verhaltenskomplexes (z. B. des Besitzverhaltens) denn ungelernt sind. Die emotionale Seite (natürliche Besitzgefühle?), die Verhaltensseite (ererbte Muskelkoordinationen?) oder die Wahrnehmung von Besitzverhältnissen? Beide Begriffe erweisen sich für detailliertere Analysen als zu grob. Selbstverständlich ist jedes menschliche Verhalten nur möglich vor dem Hintergrund der durch den genetischen Bauplan entwickelten Dispositionen. Das bedeutet, an den Wahrnehmungen, Gefühlen, Aktionen oder Vorstellungen eines Menschen ist (auf eine recht indirekte Weise) immer sein Genprogramm beteiligt. Und dieses Genprogramm ist geprägt durch die Stammesgeschichte bis zum heutigen "homo sapiens sapiens". Diese Tatsache unserer phylogenetischen Gewordenheit zu leugnen, würde sicher zu einem vordarwinistischen Dogmatismus und mittelalterlichen Mystizismus zurückführen. Aber phylogenetische Gewordenheit bedeutet keineswegs, daß sich stammesgeschichtlich erworbene Tendenzen in der (ebenso mystischen) Form von ererbten "inneren Drängen" niederschlagen müssen.

2.) Eine weitere Problematik liegt in der willkürlichen Benennung und Aufzählung der Triebe. Ob der Mensch von 10 oder 18, von sehr vielen oder nur einem einzigen Grundtrieb motiviert sei, ob Triebe weiter aufzugliedern oder auf gemeinsame Grundtatsachen zurückzuführen seien, blieb der persönlichen Auffassung der Autoren überlassen. Die Anzahl der Triebe entspringt willkürlicher Klassifikation und ist empirisch nicht überprüfbar. Ob ich nun einen unabhängigen Besitztrieb konzipiere, Partialtriebe wie einen "Sammeltrieb", einen "Horttrieb" und einen

"Spendertrieb" behauptete, oder ob ich alle diese Elemente dem Selbsterhaltungstrieb und dem Sozialtrieb zuschlage, führt das Verständnis nicht weiter. Wie willkürlich und unproduktiv solche Bezeichnungen sind, zeigt die Arbeit von BERNARD (1924), der etwa 400 Autoren zitierte, die insgesamt 5684 verschiedene Verhaltensweisen jeweils als "instinktiv" bezeichnet haben (zit. nach HOFSTÄTTER 1954: 215).

3.) Die Vorstellung, daß ein Organismus immer auf eine Homöostase hinstrebe, wird außerdem durch die Existenz des schon früh in der Ontogenese in Erscheinung tretenden Neugierverhaltens in Frage gestellt, das gerade die Suche nach zusätzlicher Stimulation zum Inhalt hat. Der menschliche Organismus ist bei Abwesenheit von "Störungen" nicht passiv, sondern das ZNS ist in ständiger Aktion, egal ob der Organismus wach ist oder schläft; die Nervenzellen zeigen eine andauernde Grundaktivität, die allerdings nicht in spezifischen Antrieben resultieren muß.

Aus diesen drei Gründen werden das Instinkt- und das Triebkonzept im Folgenden nicht mehr zur Interpretation von Besitzverhalten herangezogen. Weitere Gründe ergeben sich aus der Betrachtung der beachtlichen individuellen Unterschiede und der Kulturspezifität von Besitzverhalten (Kap. III und IV). Die Berücksichtigung der unterschiedlichen Bedingungen und Ziele, die zu diesem Verhalten führen, ist klärer als die Annahme eines allen Menschen in gleicher Weise eingebauten Besitztriebes.

Nachdem die Kritiken am Instinkt- und Triebmodell bekannter wurden, benutzte die Motivationspsychologie zunehmend den einfacheren Begriff "Bedürfnis". Die Existenz angeborener Determinierung wird dabei nur für die sogenannten "Grundbedürfnisse" angenommen, während die Bezeichnung "Bedürfnis" keine Hypothesen über die Herkunft beinhaltet. Bedürfnis meint den (subjektiv erlebten oder objektiv definierten) Zustand eines Mangels, z. B. der Zustand der Unterernährung, der zum Hungergefühl

führen kann. An diesem Beispiel zeigt sich eine Schwierigkeit: während nämlich eine objektiv unterernährte Person nicht unbedingt Hunger spürt, können bei fettleibigen, übergewichtigen Menschen Hungergefühle dennoch sehr drängend sein. Wäre das Bedürfnis in beiden Fällen gleich zu betrachten oder gibt es 'echte' und 'unechte', 'wahre' und 'falsche' Bedürfnisse? ROPOHL zitierte im Rahmen einer Kritik am Bedürfniskonzept einen Katalog, der aus der absatzwirtschaftlichen Konsumforschung stammt. Diese Liste von F. SCHERKE enthält eine Reihe von Bedürfnissen aus dem Bereich des Besitzverhaltens.

- allgemeines Konsum-Bedürfnis (Bedürfnis zu kaufen und zu verbrauchen)
- Sicherungs- (Schutz-) Bedürfnis (gegen Gefährdung u. a. von Besitz)
- Besitz-Bedürfnis (Bedürfnis etwas zu haben und zu behalten mit den partiellen Bedürfnissen:
 - a) Erwerbs-Bedürfnis
 - b) Bedürfnis zu sparen
 - c) Sammel-Bedürfnis

(ROPOHL 1978: 118)

Dieser Aufzählung haftet einerseits wie den Instinkt- und Trieblisten eine gewisse Beliebigkeit der Unterteilung an, andererseits fällt die Relativität der Kategorien auf, die eine stark kulturabhängige Verbreitung zeigen dürften. Hier stellt sich wiederum die Frage nach den "wahren" und "falschen" Bedürfnissen, die H. MARCUSE aufgeworfen hat. Dazu ROPOHL:

"... die Redeweise von den 'falschen' Bedürfnissen drängt sich tatsächlich auf, wenn solchermaßen Bedürfnisse nach Wegwerf-Feuerzeugen, elektrischen Fleischmessern und Digitaluhren geweckt und befriedigt werden, während Bedürfnissen nach angemessener Gesundheitsversorgung, nach Schutz der natürlichen Umwelt oder nach humanen Arbeitsformen nicht durchweg Rechnung getragen wird. Nichts charakterisiert die Ungleichgewichtigkeit dieser Situation deutlicher als der bereits erwähnte Umstand, daß Konsummotivforschung fast ausschließlich von den Produzenten betrieben wird, während eine Bedürfnisforschung im Interesse der Konsumenten praktisch noch aussteht." (ROPOHL 1978: 126).

Allerdings suggeriert die Behauptung, es gebe "falsche" Bedürfnisse, daß ursprüngliche, natürliche Bedürfnisse mit

wissenschaftlichen Methoden von neuerworbenen oder Scheinbedürfnissen trennbar seien. Gerade dieses hat aber die psychologische Wissenschaft bis heute nicht befriedigend leisten können. Solange die Modelle "Instinkt", "Trieb" und "Bedürfnis" nicht durch ausführliche Empirie bestätigt sind, sollte man sich daher nach anderen Modellen umsehen.

Einen neuen, sinnvollen Zugang zum Motivationsproblem sehe ich in dem Ansatz, die Zielorientiertheit des Verhaltens genauer zu berücksichtigen. Dem Instinkt, dem Trieb und dem Bedürfnis sind ja die Richtung auf ein Ziel gemeinsam. Die Analyse zielorientierten Verhaltens wird durch die "Handlungstheorie" möglich, die von MILLER, GALANTER und PRIBRAM (1973), von CRANACH (1979) u. a. entwickelt wurde. Manche Schwierigkeiten, die sich bei den bisherigen Überlegungen zum Bedürfnisbegriff ergaben, lassen sich beheben, wenn wir handlungstheoretische Kategorien (z. B. für die Beschreibung von Besitzverhalten) in Betracht ziehen. Wie im 3. Kapitel ausgeführt wird, kann Besitzverhalten auf verschiedene Ziele hin orientiert sein, etwa Selbsterhaltung, Erwerb sozialer Zuwendung oder Prestigegewinn; in dieser Hinsicht läßt es sich als instrumentelles Handeln auffassen. Da ich im Laufe der Untersuchung einige handlungstheoretische Kategorien zur Interpretation von Besitzverhalten übernehmen werde (z. B. den Begriff "Strategie"), soll dieser Ansatz in einem kurzen Abriß dargestellt werden.

Die ersten Arbeiten an dieser Handlungstheorie wurden im Zusammenhang mit der industriellen Produktion durchgeführt, wobei zum Zweck der Steigerung der Arbeitseffektivität einzelne Arbeitsgänge von Industriearbeitern im Detail beschrieben und analysiert wurden. Im Folgenden stelle ich die wesentlichen Grundannahmen, Kategorien und Eigenschaften der Handlungstheorie kurz dar und werde ihre Anwendung an einem Beispiel (ein Diebstahl, s. Schema A) erläutern. Ich beziehe mich dabei auf die

Arbeiten von MILLER, GALANTER und PRIBRAM (1973) und von CRANACH (1979).

1.) Die Handlungstheorie ist in erster Linie eine begriffliche Theorie, die ein System von Begriffen und Definitionen zur Beschreibung von Verhalten enthält. Während MILLER et al. ihr System auf menschliches Verhalten im weitesten Sinn beziehen, hat v. CRANACH speziell die Begrifflichkeit für konkrete Handlungen, d. h. für bewußte, beabsichtigte, konkret-manifeste Handlungen, angegeben.

2.) Verhalten wird verstanden als ein geplantes und strukturiertes Gefüge von zielgerichteten Operationen. Durch ihre Zielorientierung haben Handlungen instrumentellen Charakter. V. CRANACH definiert ein "Ziel" als den vorgestellten und angestrebten, also kognitiv repräsentierten Zustand am Endpunkt einer Handlung. Im Verhaltensfluß werden Ziele und Unterziele mit konkurrierenden Zielen verglichen. Individuelle und kollektive Werte beeinflussen die Wahl der Handlungsziele.

3.) Die Operationen, die auf die - noch nicht verwirklichten - Endzustände abzielen, werden von Plänen gesteuert, die die Befehle zur Ausführung der einzelnen Teilschritte geben. Ein Plan ist eine geordnete Folge von Instruktionen, die Teilhandlungen effektiv auf das angestrebte Ziel hin organisieren. Während die S-R-Theoretiker es ablehnten, Vermutungen über die innerorganismischen Vorgänge anzustellen, die das konkrete Handeln organisieren, betrachtet die Handlungstheorie den Menschen nicht mehr als "black box", sondern bemüht sich auch um Verständnis der Steuerungsvorgänge, seien sie nun kognitiver oder unbewußter Natur. Kognitive Steuerung geschieht durch Vorwegnahmen einer bestimmten Folge von Handlungsschritten. Sie kann zu tatsächlichen Handlungen führen, muß es aber nicht notwendig. Die Ausführung eines Planes erfordert einen Entschluß, der kognitiven und emotionalen Charakter haben kann.

4.) Allerdings zeigt sich gedanklich sowie empirisch, daß ein konkretes Handlungsziel über eine Vielzahl von Wegen mit unterschiedlichen Handlungsschritten erreicht werden kann. Beispielsweise kann ein Kind ein Spielzeug, mit dem gerade ein anderes Kind spielt, auf verschiedene Arten erlangen: es kann darum bitten, es kann dem Kind das Spielzeug wegreißen, es bedrohen, ihm ein anderes zum Tausch anbieten, es kann einen Anspruch darauf anmelden oder andere Verhaltensalternativen anwenden. Diese verschiedenen Wege, die zum gleichen Ziel führen, lassen sich in einem Wegenetz darstellen. Das handelnde Subjekt fällt mit der Wahl zwischen derartigen Verhaltensalternativen eine Entscheidung. Eine Auswahl mehrerer Handlungsschritte aus den möglichen Alternativen innerhalb eines wahrgenommenen Wegenetzes wird Strategie genannt.

V. CRANACH möchte zwar den Terminus Strategie nur auf kognitive, potentiell bewußte Vorgänge beschränken. Allerdings möchte ich mich eher der Darstellung von MILLER et al. anschließen, die es ausdrücklich offen lassen, ob Strategien immer aufgrund kognitiver Entscheidungen verhaltenswirksam werden. So kann man beispielsweise im Trinkverhalten des menschlichen Säuglings einen starren, erblich festgelegten Verhaltensplan sehen. Theoretisch denkbar wäre auch ein Zusammenwirken von erblicher Disposition und kognitiver Entscheidung. Allerdings gibt es zur Zeit kein Mittel, mit dem eine genetische Determinierung einer menschlichen Verhaltenstrategie eindeutig und sinnvoll nachgewiesen werden könnte. Aus diesem Grund sollten solche Kausalannahmen vermieden werden. Ich möchte mich an die folgende Definition halten: Eine Strategie ist eine Untereinheit der zielorientierten Verhaltensorganisation, die eine Auswahl aus parallel möglichen Handlungsalternativen beinhaltet.

5.) Zielorientiertes Handeln geschieht beim Menschen immer vor dem Hintergrund von vielgestaltigem Wissen, von Vorstellungen, Erfahrungen, Befürchtungen und Werten,

und bezieht die Wahrnehmung der akuten Situation mit ein. MILLER et al. wiesen darauf hin, daß der alte Begriff "stimulus" diesem komplexen handlungsrelevanten Wissen nicht gerecht werden kann und nannten deshalb diese Informationsgestalt ein Bild (image). Im Bild können beispielsweise soziale Konventionen, Regeln und Normen repräsentiert sein, die die Zulässigkeit oder Erwünschtheit einzelner Ziele oder Strategien zum Inhalt haben. Ebenso kann das handelnde Individuum von persönlichen Werten und Attitüden beeinflußt werden.

6.) Das zielorientierte Verhalten spielt sich gleichzeitig auf verschiedenen Ebenen ab, die in einer hierarchischen Ordnung zueinander stehen. Details dieser Organisation hat von CRANACH in Mikroanalysen ausführlich untersucht und beschrieben. Er unterscheidet eine den Handlungen übergeordnete Ebene der sozialen Normen und des kulturell vermittelten Wissens gegenüber der Planungsebene, die sich durch ein auf ein Ziel (mit Unterzielen) orientiertes Wegenetz darstellen läßt. Die Zwischenschritte können weiter in Untereinheiten der Strategien aufgelöst werden, die in der "strategischen Ebene" zusammengefaßt werden. Auf der untersten Ebene der Operationen werden die motorischen Details bis hin zu einzelnen Muskelkoordinationen zusammengefaßt. Dabei wird nicht behauptet, daß eine Ebene (etwa die normative oder die Ebene des Ausdrucksgeschehens) "irgendwie besser sei als die anderen". Die Handlungstheorie betont dagegen, daß Verhalten auf allen Ebenen gleichzeitig beschrieben werden muß. Die Verbindung dieser hierarchisch geordneten Ebenen geschieht durch den wechselseitigen Zusammenhang von Zielbestimmung, sozialer und kognitiver Kontrolle und Selbstregulierung. Die Selbstregulierung wird durch unbewußte Steuerungsmechanismen erreicht. Sie dient der Anpassung der Handlungsschritte an wechselnde Bedingungen der Umgebung, indem das Ziel mit Operationen und Korrekturen auf

unteren Handlungsebenen verglichen wird. MILLER et al. haben diese Steuerungen als Rückkopplungsvorgänge dargestellt, die als TOTE-Einheiten aufzufassen sind (Test-Operation-Test-Exit). Selbstregulierung kann aber ebenso eine Anpassung an innere Zustände des Handelnden betreffen, etwa motivationale Zustände, die die Geschwindigkeit, Kraft und Gerichtetheit einer Operation hemmen oder fördern.

7.) Der zeitliche Verlauf der Organisation des Handelns kann sehr unterschiedliche Größenordnungen annehmen. So kann z. B. der Plan, einen defekten Autoreifen auszuwechseln, über eine Viertelstunde verhaltensbestimmend sein. Ein anderer Plan, z. B. immer mehr Reichtum anzusammeln, kann jahrzehntelang verhaltenswirksam sein, sozusagen zum Lebensplan werden.

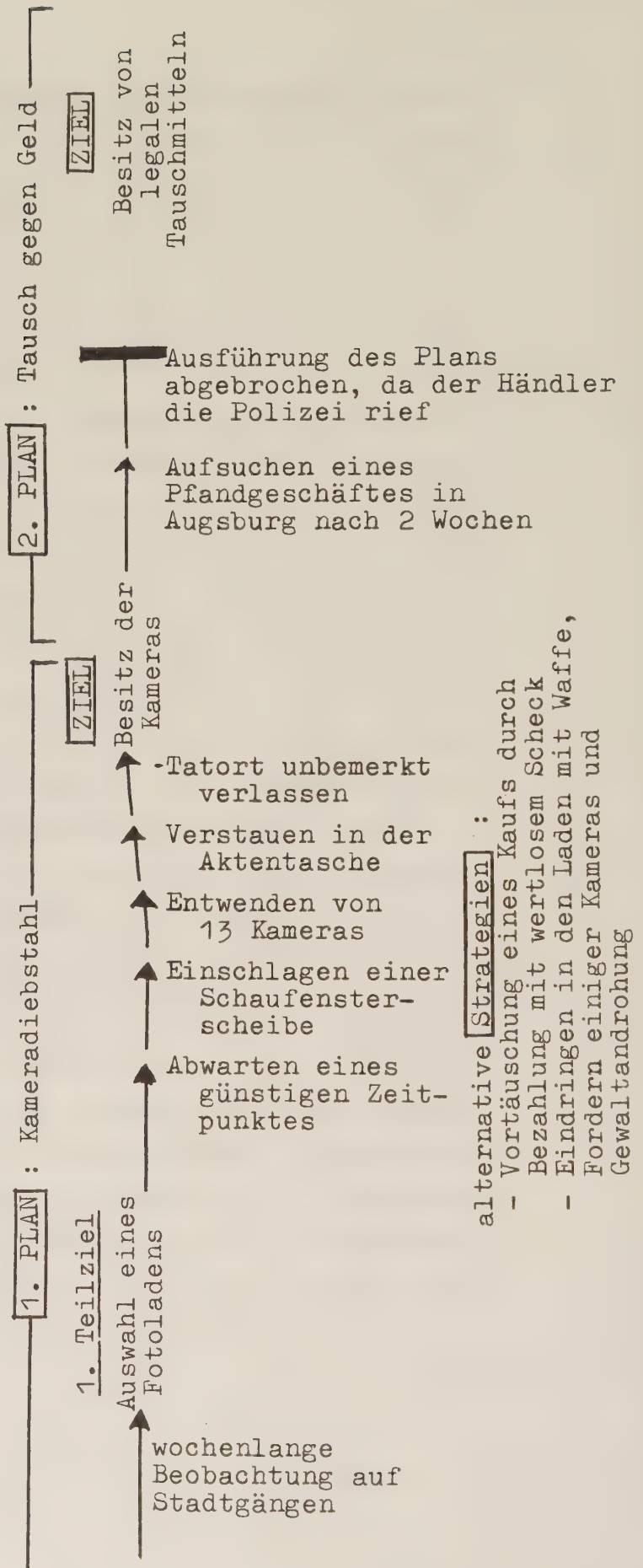
Diese recht komplexe Theorie bietet eine Reihe von Vorteilen gegenüber traditionellen psychologischen Konzepten. Sie wird der Organisationshöhe des Menschen gerecht, indem sie die Bedeutung kognitiver Verhaltenssteuerung berücksichtigt, die sprachliche Kommunikation und Bewußtseinsprozesse einbezieht. Auf der anderen Seite wird ebenso die Möglichkeit berücksichtigt, daß der Mensch im Laufe seiner Phylogenese starre Verhaltensprogramme erworben hat, die in sein Handeln mit eingehen.

Ein Nachteil ergibt sich aus ihrer Mehrdimensionalität, die zur empirischen Überprüfung eine Vielzahl von Erhebungsinstrumenten erforderlich macht. Allerdings entspricht diese Komplexität der Theorie wohl der tatsächlichen Vielschichtigkeit des menschlichen Verhaltens und ist in diesem Sinn adäquat.

Beispiel einer handlungstheoretischen Beschreibung

(Der in München wohnhafte, z. Zt. arbeitslose Franz G. drang im Februar 1977 gegen 4 00 Uhr mittels Zerschlagen einer Schaufensterscheibe in eine Fotohandlung in der Innenstadt ein und entwendete 13 wertvolle Kameras. Beim Versuch, die Beute zu verkaufen, wurde er gestellt.)

- BILD:**
- Da Franz mehrere fällige Raten für eine Stereoanlage nicht abbezahlt hat, wurde ihm Pfändung seiner Haushaltsgeräte angedroht.
 - Zweien seiner Kameraden ist ein bisher unentdeckter Diebstahl geglückt.
 - Er kennt die soziale Norm, die Privateigentum durch Sanktionen schützt.
 - Er nimmt an, daß Passanten, die ihn bei Diebstahl beobachten, die Polizei verständigen.



Zusammenfassung

In der Vergangenheit wurden häufig motivationale Vorgänge mit den Konzepten "Instinkt", "Trieb" oder "Bedürfnis" in Zusammenhang gebracht. Diese Begriffe werden kritisiert, da sie mit zu geringem Erklärungswert behaftet und zu grob für weitere Analysen sind. Eine Unterteilung oder Abgrenzung der Triebe, Instinkte, Bedürfnisse untereinander bleibt dabei der Willkür überlassen. Anders als im Bedürfnisbegriff sind im Trieb- und Instinkt-begriff Annahmen über einen genetischen Ursprung enthalten, die bisher nicht genügend gesichert sind. Als Alternative werden die Kategorien der Handlungstheorie bevorzugt, die die Zielorientiertheit von Verhalten betont. Mithilfe der Begriffe Ziel, Plan, Operation, Strategie, Wegenetz und Bild kann ein Verhaltensablauf detailliert beschrieben werden, sei er nun starr vorprogrammiert oder weitgehend von äußeren Einflüssen bedingt.

III. Kapitel

Individuelle Unterschiede des Besitzverhaltens

Besitzverhalten ist nicht bei allen menschlichen Individuen in universell gleicher Häufigkeit und Form anzutreffen. Vielmehr handelt es sich um eine Variable, die von Person zu Person verschiedene Ausprägungen annehmen kann. So fällt etwa die eine Person wegen besonderer Freigebigkeit auf, die andere wegen hartnäckigem Geiz. Jemand beschäftigt sich unentwegt mit der Pflege seiner angesammelten Besitztümer. Ein anderer wurde mehrfach beim Diebstahl erwischt. Ein Dritter zeigt kaum Anteilnahme am materiellen Besitz.

Die offensichtlichsten Bedingungen, die zu unterschiedlichen Ausprägungen von Besitzverhalten führen, sind die sozioökonomischen Lebensgrundlagen, die ein Individuum mit seiner Familie, mit seiner sozialen Schicht oder mit seiner gesamten Kultur teilt. Eine Kultur, die sich seit langer Zeit vom Fischfang ernährt, wird ihre Mitglieder im günstigen Fall an diese reellen Bedingungen anpassen, indem sie in ihrer Sozialisation die entsprechenden Interessen und Fähigkeiten unterstützt sowie die mit dem Fischfang verbundenen Formen des Besitzverhaltens. Die Sozialisation von Ackerbauern wird wiederum andere Formen unterstützen - etwa ein ausgeprägt vorsorgendes, hortendes Verhalten, eine Jäger-Sammler-Gesellschaft dagegen eher ein an wechselnde Nahrungsbedingungen anpassungsfähiges Verhalten. In stratifizierten Gesellschaften, in denen man von Schicht zu Schicht unterschiedliche materielle Lebensgrundlagen vorfindet, wird auch die Erziehung der Individuen zwischen den Schichten unterschiedlich ablaufen und ein jeweils anderes Besitzverhalten resultieren. Ebenso beeinflussen die Bedingungen ganzer historischer Epochen das Besitzverhalten der Menschen in dieser Gesellschaft. E. FROMM

(1976: 144 f.) beschrieb beispielsweise die Veränderung, die sich zwischen dem Frühkapitalismus und der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im sozialen Charakter vollzog. Während im 16. bis 19. Jahrhundert ein "zwanghaft-hortender Charakter" zumindest in der Mittelklasse vorgeherrscht habe, sei danach allmählich der "Marktcharakter" entstanden, der immer mehr Lebenssphären (selbst die menschliche Person) zunehmend nach dem Tauschwert beurteile.

Die Art und Weise, mit der die Menschen ihren Lebensunterhalt erwerben, formt auch die Art und Weise des Besitzverhaltens in jeder Kultur, jeder gesellschaftlichen Schicht oder sozialem Milieu. Wie aber wird im Detail das Verhalten der heranwachsenden Kinder beeinflusst? Mit welchen Mitteln erziehen Eltern ihre Kinder erfolgreich zu Verhaltensweisen, die in ihrer Lebenswelt sinnvoll sind? Welche Sozialisationsinstanzen kontrollieren effektiv die Entwicklung der Individuen und welche prägenden Einflüsse sind für das Besitzverhalten besonders wichtig? Im Folgenden werden die wesentlichsten Untersuchungen zu dieser Frage kurz vorgestellt. Beim Literaturstudium zeigte sich allerdings, daß sich bisher nur sehr wenige Forscher mit dieser sozialpsychologischen Problematik beschäftigt haben.

Die bekanntesten Ansätze stammen aus der klassischen Psychoanalyse. Sigmund FREUD und später andere Psychologen in seinem Gefolge nahmen lange Zeit an, daß einzelne, isolierbare frühe Erfahrungen des Kindes (z. B. aufgrund bestimmter Erziehungspraktiken) verantwortlich zu machen seien für bestimmte Charakterstrukturen im Erwachsenenalter. Diese Auffassungen von der frühen Charakterprägung haben lange das psychologische Denken bestimmt, obwohl die angenommenen Zusammenhänge keineswegs genügend empirisch bestätigt werden konnten.

a) Erfahrungen innerhalb der analen Phase

Nach der Persönlichkeitstheorie von Sigmund FREUD führt eine strenge Sauberkeitserziehung während der frühen Kindheit zum Bild des "analnen Charakters" im Erwachsenenalter, der sich durch besondere Ordnungsliebe, Starrköpfigkeit und Sparsamkeit auszeichne. Diese recht bekannte These wurde allerdings nur wenig empirisch untersucht (BERELSON und STEINER 1969:53). ERIKSON (1971) belegte diesen Zusammenhang mit dem Vergleich der Sozialisation in zwei nordamerikanischen Wildbeutekulturen. Die Kinder der Yurok (nordamerik. Fischer) lernen bereits früh darauf zu achten, daß die Abscheidung nicht an allen Orten zulässig sei. Erwachsene Yurok neigten nach ERIKSONs Berichten zu retentivem Horten und zwanghafter Ritualisierung. Demgegenüber werde bei den Sioux-Indianern die Erziehung zur Kontrolle über die Darm- und Blasenentleerung nicht besonders rigide gehandhabt. Entsprechend sei freizügiges Hergeben eine typische Grundhaltung der erwachsenen Sioux.

Solche verifizierenden Einzelbeispiele reichen allerdings keineswegs aus, um FREUDs Hypothese zu bestätigen, zumal mehrere systematische Studien keinen Zusammenhang fanden.

b) Erfahrungen innerhalb der oralen Phase

Kurt ABRAHAM behauptete (1968) die Zuordnung von weitgehender Befriedigung der oralen Bedürfnisse zur Stabilisierung eines freigebigen Charakters, während die Nichterfüllung von Oralität zu Neid und Mißgunst führe. In diesem Zusammenhang gehört eine Untersuchung von BLUM und MILLER (1952), in der eine Korrelation festgestellt wurde zwischen oraler Aktivität und einer "stark betonten Sorge um Geben und Empfangen von Geschenken". In anderen

Studien war diese Beziehung allerdings nicht signifikant.

c) Folgen der "Mutterentbehrung"

John BOWLBY zeigte einen Zusammenhang zwischen einer länger dauernden Trennung von der Mutter in den ersten fünf Lebensjahren und der späteren Neigung zu Diebstahl in der Adoleszenz. Er ging dabei vom psychoanalytischen Konzept der engen Mutter-Kind-Beziehungen und dem kindlichen Bedürfnis nach innigem Mutterkontakt aus. Im Jahre 1944 veröffentlichte er eine Studie über eine Gruppe von 44 Kindern mit Diebstahlsymptomatik. In den Biographien von 17 Kindern mit Diebereien zeigte sich eine massive, mindestens 6 Monate dauernde Trennung von ihrer Mutter oder eine zwischenzeitliche Versorgung durch Pflegemütter in den ersten 5 Jahren, während nur zwei Kinder einer Kontrollgruppe (ohne Diebstahlsymptom) von Muttertrennung betroffen waren (BOWLBY 1944 zit. nach SCHMALOHR 1975: 44 f.).

BOWLBY nahm später eine generelle Zunahme des Interesses an Gegenständen an, für den Fall, daß in der frühen Kindheit eine Mutterentbehrung eingetreten war. In seinem Buch "Attachment" beschrieb er Beispiele von Kindern, die während eines Krankenhausaufenthaltes von ihrer Mutter getrennt waren und nur gelegentlich von wechselnden Schwestern betreut wurden:

"... He will become increasingly self-centred and, instead of directing his desires and feelings towards people, will become preoccupied with material things such as sweets, toys, and food. ... He will cease to show feelings when his parents come and go on visiting day, and it may cause them pain when they realize that, although he has an avid interest in the presents they bring, he has little interest in them as special people." (BOWLBY 1969:28)

In welchem Ausmaß allerdings frühe Mutterentbehrung tatsächlich einen Charakter in Bezug auf die Haltung zu

Besitz langfristig prägt, wurde bisher nicht ausführlich untersucht. Die Annahme ist im Grunde auch unwahrscheinlich in ihrer Einseitigkeit. Viele Psychoanalytiker halten inzwischen aufgrund ihrer therapeutischen Erfahrungen eher das allgemein über längere Zeit wirksame Erziehungsklima für entscheidend (HORNEY, FROMM u. a.). Habgier oder Geiz gelten dort nicht mehr als die Folgen der Affektion eines oralen oder analen "Triebs", sondern als eine Reaktion auf die Gesamtheit der Erfahrungen in der frühen Umgebung des Kindes (THOMAE 1959: 246).

d) Imitation von Großzügigkeit und Geiz

Ein wichtiger Vorgang, über den das Besitzverhalten innerhalb einer sozialen Gruppe den Kindern vermittelt wird, scheint die Imitation zu sein. Im Rahmen der experimentellen Altruismusforschung haben bisher zahlreiche Studien in Kindergärten eine auffallende Bereitschaft der Kinder gezeigt, nach Beobachtung eines großzügigen Vorbildes selbst häufiger Süßigkeiten oder Spielsachen zu verteilen. Auch wenn die erwachsene Person, die als "Modell" agierte, keine direkte Verstärkung erhielt und wenig oder keine Macht hatte, die Kinder zu belohnen oder zu strafen, und auch dann, wenn das Modell nicht einmal erfuhr, ob das Kind großzügig handelte oder nicht, neigten die Kinder dennoch dazu, das Verhalten dieser Erwachsenen zu imitieren (BRYAN + WALBEK 1968; ROSENHAN + WHITE 1967; HARRIS 1970). Dabei scheint die Beobachtung einer tatsächlich teilenden Person effektiver zu sein als verbale Aufforderungen zur Großzügigkeit (BRYAN + WALBEK 1970). BHARGAVA + GUPTA (1978) untersuchten großzügiges und geiziges Verhalten von indischen Kindern, zeigten korrespondierende Verhaltensneigungen bei deren Müttern und konnten auch in dieser indischen Stichprobe die Bedeutung des Imitationslernens bestätigen. Besonders

nachhaltig scheint dabei die Wirkung des Fernsehens zu sein. Eine Reihe von Experimenten zum Modellernen haben nachgewiesen, daß individuelle Helden von Fernsehfilmen und Schauspieler in Werbespots Kindern als Verhaltensmodelle dienen und von ihnen nachgeahmt werden, ob sie nun aggressiv auftreten oder kooperativ, raffgierig oder großzügig (MUSSEN und EISENBERG-BERG 1977: 101 f.). Die Bedeutung des Fernsehens wird besonders klar, wenn man bedenkt, daß Kinder und Jugendliche mancher moderner Staaten keiner einzelnen Aktivität neben dem Schlafen mehr Zeit widmen als dem Fernsehschauen! In Verbindung mit anderen Erziehungsmitteln wie Lohn und Strafe übernehmen demnach Kinder auf diese Weise die geizigen oder großzügigen Verhaltensneigungen ihrer Umwelt, sei es ihrer Familie, ihrer sozialen Schicht oder ihrer Gesamtkultur.

e) Schichtspezifisches Besitzverhalten

Eine Reihe von Untersuchungen haben nachgewiesen, daß tatsächlich Individuen in modernen Gesellschaften je nach ihrer sozialen Schicht ein charakteristisches Besitzverhalten zeigen, das auch an ihre Kinder übermittelt wird.

BERKOWITZ und FRIEDMAN publizierten 1967 eine Serie von sozialpsychologischen Experimenten, in denen sie den Einfluß des Berufes und der Schichtzugehörigkeit der Versuchspersonen auf ihr Verhalten im Umgang mit Wertgegenständen untersuchten. Die Probanden, die der "entrepreneurial middle class" (selbständige Kleinunternehmer) angehörten, handelten im Experiment eher nach Austauschprinzipien im Sinne des 'Gibst Du mir so geb ich Dir'. Demgegenüber halfen Büroangestellte ("bureaucratic middle class") anderen beteiligten Probanden eher altruistisch gemäß einer Norm sozialer Verantwortung. Auch anderen Untersuchungen in verschiedenen Industrieländern

zufolge neigen erwachsene Männer der Mittelschicht eher zu reziprokem Teilen mit unmittelbarer Erwartung einer Gegenleistung, während Unterschichtsmitglieder und die Frauen der Mittelschicht mehr zu großzügigem Teilen neigen (BERKOWITZ 1969; DREMAN und GREENBAUM 1973).

Der Zusammenhang von Besitzverhalten und sozioökonomischer Schicht führt uns zu der Annahme, daß die speziellen Verhaltensweisen im Umgang mit Besitzgütern und Ressourcen direkt abhängig sind von der wirtschaftlichen Lebensgrundlage der Individuen. Denn die soziale Schicht faßt ja in den Industriegesellschaften Menschen mit ähnlicher ökonomischer Basis zusammen. Ähnlich kann auch der Bezug auf die Gesamtkultur eine gemeinsame wirtschaftliche Grundlage der Individuen zum Inhalt haben.

f) Soziokulturelle Unterschiede des Besitzverhaltens

Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen verschiedenen Kulturen werden im Kapitel "Universalien des Besitzverhaltens" noch ausführlich behandelt. Ich möchte aber schon jetzt darauf hinweisen, daß sich individuelle Verhaltensunterschiede auch auf kulturelle Grundtatsachen zurückführen lassen. Ein Beispiel bildet die kulturvergleichende Untersuchung von L'ARMAND und PEPITONE, in der amerikanische und indische Studenten einen Gewinn untereinander verteilen sollten. Die amerikanischen Studenten berücksichtigten dabei einen Partner stärker als sich selbst, während indische Studenten sich mehr von ihren eigenen Interessen leiten ließen. Da durch die Belohnung der anderen Person keine objektiven Verluste für die Studenten entstanden, wurde das Verhalten der Inder als Quasi-Konkurrenz interpretiert. Dafür könnte eine von knappen Ressourcen bestimmte Weltanschauung verantwortlich sein, zumal mit sinkendem Familieneinkommen die Hilfsbereitschaft abfiel (L'ARMAND

und PEPITONE 1975; zit. nach KÖHLER 1977).

Nur relativ wenige ethnographische Studien haben präzise Angaben über die Entwicklung von Formen des Besitzverhaltens gemacht. Allerdings läßt sich schon aufgrund der vorliegenden Daten ein Zusammenhang zur ökonomisch-ökologischen Basis der betreffenden Sozietät vermuten.

Im israelischen Kibbuz zum Beispiel, dessen System von der Fähigkeit der Mitglieder zur Kollektivität ökonomisch abhängt, zeigen die Kinder ein ausgeprägt großzügiges und kooperatives Verhalten untereinander. Eltern und Erzieher unterstützen gemeinsam großzügigen Umgang mit Besitz und kooperative Werte.

"Generosity and cooperation were the most frequently rewarded behaviors, while selfishness and failure to cooperate were among the behaviors most frequently punished." (SPIRO 1963, zit. nach MUSSEN und EISENBERG-BERG 1977: 56).

Eine detaillierte Untersuchung wurde über die Erziehungsbedingung der Kinder in der Sowjetunion durchgeführt (BRONFENBRENNER 1973). Die russische Form der Kollektivwirtschaft, die durch ein ausgeprägt hierarchisch organisiertes und durchgängig zentralisiertes Herrschaftssystem gestützt wird, findet eine gewisse Entsprechung in den Verhaltensnormen, die für die Kinder geltend gemacht werden. Die sowjetrussischen Ideale der Gemeinschaftlichkeit und der gegenseitigen Hilfe werden dabei nach BRONFENBRENNERS Bericht von allen Sozialisationsagenten (Eltern, Kindergärtner, Jugendgruppen, Lehrer, Massenmedien) in gleicher Weise vertreten und gefördert. Die Erziehungsziele Gehorsam, Selbstdisziplin und Einfügung in die Gruppennormen würden durch emotionale Aufladung der Beziehungen, durch gegenseitige Kontrolle der Kinder untereinander, sowie durch Unterstützung von Konkurrenz und Wettbewerb auf Gruppenniveau (statt individuell) erfolgreich gefördert. Auf diese Weise nimmt auch das kindliche Besitzverhalten kollektive Wege: "Von Anfang an wird betont, daß den Kindern beigebracht

werden muß, zu teilen und sich gemeinsam mit anderen zu betätigen. Auf das Kollektiveigentum wird häufig hingewiesen: "Moe eto nasche; nasche moe" (was mein ist, ist unser; was unser ist, ist mein). Kollektive Formen des Spiels werden gefördert. Es werden nicht nur Gruppenspiele gemacht, sondern auch besonders komplizierte Spielsachen gebaut, die nur funktionieren, wenn zwei oder drei Kinder zusammenarbeiten." (BRONFENBRENNER 1973: 35).

BRONFENBRENNER erklärt, diese Erziehungsform führe weitgehend zu den erwarteten Ergebnissen. Leider bezieht er sich dabei vorwiegend auf jahrelange persönliche Erfahrungen und Befragungen anstelle von systematischen Studien unter kontrollierten Bedingungen. Dennoch halte ich seinen Eindruck für wahrscheinlich, da die gesamtgesellschaftliche Wirtschaftsweise in den UDSSR zur Zeit der Studie (in den sechziger Jahren) auf kollektiver Basis beruhte und die Eltern tatsächlich in kollektiven Produktions- und Reproduktionszusammenhängen lebten.

In westlichen Industrieländern dürfte es dagegen möglicherweise schwieriger sein, die Kinder zu großzügigem Teilen und zu Kategorien wie Gemeinschaftseigentum zu erziehen, da ihr Sozialisationsfeld außerhalb des Kindergartens und der Schule kollektiven Formen widerspricht. Denn häufig erlebt das Kind im Umgang mit Elternhaus, Nachbarschaft und Fernsehen statt langfristig stabiler kollektiver Bezüge individuelle Konkurrenz- und Aneignungsformen. Diese wiederum entsprechen der vorherrschenden Wirtschaftsweise, die zum großen Teil den Wettbewerb zwischen Individuen fördert und den Erwerb von Privateigentum unterstützt.

Weitere Belege für soziokulturelle Einflüsse auf das individuelle ökonomische Verhalten kommen aus Versuchen mit dem "cooperation board". MADSEN hat für interkulturelle Untersuchungen von individuell oder kooperativ orientiertem Erwerbsverhalten bei Kindern ein Testverfahren entwickelt, bei dem je 4 Kinder in einem Spiel

mit dem "cooperation board" Preise gewinnen können. Je schneller sie sich dabei zur Zusammenarbeit entschließen, desto größer werden die Gewinnchancen jedes einzelnen Kindes. Mit dieser Versuchsanordnung wurden bisher Studien in zahlreichen Kulturen durchgeführt und es stellte sich heraus, daß städtische Mittelschichtskinder regelmäßig weniger leicht kooperierten und damit insgesamt weniger Preise gewannen als Kinder aus dörflichen Gegenden in verschiedenen Ländern. Kinder der kanadischen SchwarzfußIndianer, der australischen Aborigines, mexikanische und kolumbianische Dorfkinder sowie Kinder aus israelischen Kibbuzim kooperierten im Versuch, obwohl sie individuell belohnt wurden. Dagegen neigten Stadtkinder aus USA, Israel, Mexiko und Kolumbien eher zu individuellem Wettbewerb und schnitten auf diese Weise im Spiel schlechter ab. Kinder, die in landwirtschaftlichen Dorfgemeinden aufwachsen, müssen oft bei der Feld- und Hausarbeit mit anderen Familienmitgliedern kooperieren, um gemeinsam den Lebensunterhalt der Familie zu sichern. Dagegen ist im mittelständischen Stadtmilieu individuelle Konkurrenz die notwendige und erfolgreiche Haltung im ökonomischen Daseinskampf. Eltern leben ihren Kindern diese Haltung vor, und Lehrer der städtischen Mittelschicht unterstützen eher individuellen Wettbewerb unter den Kindern als Lehrer auf dem Land (MUSSEN und EISENBERG-BERG 1977: 55 f.).

In den modernen Industriegesellschaften macht sich neben dieser besonders individualistischen Form des Besitzverhaltens eine weitere charakteristische Erscheinung bemerkbar, die MARX den "Warenfetischismus" genannt hat. In einer warenproduzierenden Gesellschaft wie der unsrigen wird ein beachtliches Maß an menschlichen Energien für die Zirkulation von Waren eingesetzt. Die Waren, die eigentlich Ergebnisse menschlicher Produktivität oder "Entäußerungen menschlicher Tätigkeit" sind, erhalten aber durch den kapitalistischen Markt ein solches

Eigenleben, daß sie eine selbständige Welt der Waren zu bilden scheinen und als "mit eigenem Leben begabte, selbständige Gestalten" (MARX) erscheinen. Eine Spielart dieses Warenfetischismus ist die Erscheinung, daß heranwachsende Menschen sehr bald als Wirtschaftsfaktor, nämlich als Marktteilnehmer, behandelt werden und aus diesem Grund früh das Ziel von (durch Massenmedien vermittelt) Werbung werden. Die Hilfsorgane der warenproduzierenden Betriebe werden zu Erziehungsinstitutionen, die den Heranwachsenden frühzeitig festlegen auf ein Konsumverhalten, das dem reichlichen Warenangebot und der Verteilungsform dieser Industriegesellschaft entsprechen soll (THOMAE 1959: 286). Als Folge davon werden in diesen Gesellschaften ein Großteil der menschlichen Bedürfnisbefriedigungen nicht mehr direkt geliefert, sondern mit dem Markt in Zusammenhang gebracht (SCITOVSKY 1977: 79). Die Kulturabhängigkeit dieses Konsumverhaltens wird besonders kraß deutlich, wenn Menschen aus Entwicklungsländern in Berührung kommen mit den Marktprodukten reicher Industrieländer und relativ plötzlich beginnen, ihre Energien auf das Erwerben dieser Gegenstände zu lenken.

Ein eindrucksvolles Beispiel solcher Vorgänge sind die "Cargo-Kulte" in Melanesien. Seit im letzten Jahrhundert britische und holländische Kolonialisten die Eingeborenen Neuguineas und der Neu-Hebriden unter ihre Herrschaft brachten, wurden die einheimischen Bewohner mit der Lebensweise und der materiellen Kultur der Weißen konfrontiert. Die weißen Herren zwangen sie gewaltsam zur Arbeit und "bezahlten" die Stammeshäuptlinge mit einigen Stangen Tabak, einigen Messern oder europäischen Kleidungsstücken. Im Zuge des Zusammenbruchs der traditionellen Wirtschaftsordnung der Melanesier wurden die Güter der mächtigen Weißen zunehmend gefragter. Werkzeuge, Kleider, Lampen und anderes "Cargo" der Weißen konnten sie selbst nach Jahren harter Arbeit nur in sehr beschränktem

Ausmaß erwerben. Wieso aber die Weißen, die ja selbst kaum sichtbar arbeiteten, dennoch regelmäßig ganze Schiffsladungen von Gütern aus Europa geschickt bekamen, konnten sie sich nicht erklären. Vor dem Hintergrund dieser Widersprüche entwickelten sich (zum Teil mit Unterstützung der Kolonialherren) eine Reihe von Kulturen, die die irrealen Hoffnung auf den Erwerb großer Mengen dieser Gegenstände zum Inhalt hatten.

Besitzverhalten ist instrumentelles Verhalten

Aus diesen Einflüssen auf die Variabilität des Besitzverhaltens folgt ein Zusammenhang, der in der Sozialanthropologie relativ bekannt ist: Die Art und Häufigkeit des menschlichen Besitzverhaltens wird beeinflusst von der Art und Weise, wie die Menschen ihren Lebensunterhalt erwerben. Dieser Zusammenhang ist insofern ursächlich, als das Besitzverhalten in vielen Fällen direkt im Dienst der Selbsterhaltung steht, indem nämlich Nahrung oder andere elementare Ressourcen und Produkte dadurch gegen andere Interessenten verteidigt und so zur eigenen Verwendung sichergestellt werden. Das bedeutet: Besitzverhalten dient in diesem Fall dem Ziel der Selbsterhaltung, es folgt dagegen nicht einem eigenen zielunabhängigen Antrieb.

Neben der Selbsterhaltung sind andere Ziele möglich. Beispielsweise kann Besitzverhalten dem Ziel dienen, die Zuneigung anderer Menschen zu erwerben. ZULLIGER beschrieb aus seiner Erziehungsberatungspraxis eine Reihe solcher Fälle, etwa die Geschichte eines vernachlässigten Jungen, der entdeckte, daß er durch Schenken Freunde erwerben konnte, mit der Zeit immer mehr Süßigkeiten abgab und allmählich sogar stahl, um Geschenke machen zu können. Der Junge wurde also nicht aus "Besitzgier" zum Dieb, sondern mit dem Ziel, sich Zuneigung zu erwerben (ZULLIGER 1950).

Besitzverhalten kann weiterhin am Ziel orientiert sein, soziale Geltung oder Prestige zu erwerben bzw. allgemein den sozialen Rang zu verändern. Zahlreiche Beispiele bieten sich dazu aus der Sozialanthropologie an. Reichtum kann als Kriterium fungieren für sozialen Rang in verschiedenen primitiven Gesellschaften. Allerdings handelt es sich dort nicht nur um ökonomische Autokratie, denn der Reichtum der Ranghohen wird ständig verteilt in Form von Geschenken, Festen und der Bereitstellung von Veranstaltungen, oder wird als Reserve bereitgehalten für die Bedürfnisse der Gemeinschaft in Krisenzeiten oder wenn mit anderen Gemeinden großzügig gefeiert wird (PIDDINGTON 1960: 190). Bei den "Verdienstfesten", die im gesamten pazifischen Raum verbreitet sind, präsentieren die Gastgeber ihren Reichtum und werden, falls sie davon großzügig abgeben, mit Prestige belohnt. Die "Potlatch-Zeremonien" einiger nordamerikanischer Indianer (Tlingit, Haida, Kwakiutl, Chinook, Bella Coola, u. a.). beinhalten die Zurschaustellung von Reichtum der Häuptlinge, wobei oft ein grotesker Wettbewerb um den Ruf entsteht, besonders großzügig mit seinen Schätzen umzugehen. Die Konkurrenz um Prestigegewinn kann dort so weit gehen, daß das eigene Haus angezündet wird und Wertgegenstände wie Decken oder Kupferplatten zerstört oder ins Meer geworfen werden.

Solche extremen Formen der Dokumentation von Reichtum entwickeln sich natürlich nur unter Bedingungen relativen Wohlstandes. In den Überflußgesellschaften ist diese Form der "Prestigeökonomie" (EIBL-EIBESFELDT 1978: 644) sehr verbreitet. Viele Einkäufe moderner Konsumenten werden mit beeinflußt von dem Ziel, durch die gekaufte Ware über die Existenzsicherung hinaus die Anerkennung und Bewunderung einer Bezugsgruppe zu gewinnen. Ihr sichtbarer Tauschwert wird in Verbindung gebracht mit dem hohen Einkommen des Käufers, ein hohes Einkommen aber mit Sozialprestige.

In den erwähnten Zusammenhängen haben also die einzelnen Verhaltensweisen, die ich unter dem Oberbegriff "Besitzverhalten" subsumiert habe, den Charakter von Hilfsmitteln oder Strategien, die auf verschiedene Ziele ausgerichtet sein können. Besitzverhalten wird zum Instrument zum Erwerb von Zuneigung, zu Prestigegewinn oder zur Existenzsicherung.

Zusammenfassung

Die Variabilität, die die Intensität und Häufigkeit von Besitzverhalten zwischen verschiedenen Individuen aufweist, deutet auf eine beachtliche Plastizität und Anpassungsfähigkeit des Verhaltens hin. Die Psychoanalyse hatte angenommen, charakteristische Kindheitserlebnisse zu definierten Zeiten in der Entwicklung (einseitige Erfahrungen in der analen oder oralen Phase, frühe Mutterentbehrung) wirken charakterprägend und seien für besonderen Geiz, für Großzügigkeit oder Habgier verantwortlich zu machen. Allerdings konnten bisher nur wenige systematische Untersuchungen derartige bivalente Entwicklungszusammenhänge bestätigen. Vielmehr entstehen Charakterunterschiede im Besitzverhalten vermutlich durch die Gesamtheit der Erfahrungen in der Kindheit und Jugend, durch die Vorbilder der Eltern und Erzieher sowie durch Übernahme der Haltung zu Besitz, die die soziale und kulturelle Umgebung des Individuums vertritt. Besitzverhalten muß dabei im Zusammenhang gesehen werden mit der ökologischen und ökonomischen Grundlage des Lebensunterhalts. Es kann allerdings auch im Dienst anderer Ziele stehen, etwa des Werbens um Zuneigung oder Prestige. Besitzverhalten ist demzufolge ein instrumentelles Verhalten, das als Strategie im Dienst verschiedener Ziele stehen kann. Individuelle Unterschiede der

Häufigkeit und Art von Besitzverhalten lassen sich daher auf unterschiedliche Strategienwahl sowie auf unterschiedliche Zielorientierungen dieser Individuen zurückführen.

IV. Kapitel

Kulturelle Universalien des menschlichen Besitzverhaltens

Kindliches Besitzverhalten entwickelt sich, wie alles menschliche Sozialverhalten, vor dem Hintergrund zahlreicher kultureller und gesellschaftlicher Regeln und Verhaltenserwartungen. Von der einen zur anderen Kultur wächst ein Kind unter sehr verschiedenen materiellen Bedingungen auf, in verschiedenen Wirtschaftssystemen, in denen die Menschen unterschiedlich mit Gegenständen umgehen und Objekten verschieden starke Bedeutung beimessen. Daß auch die gesellschaftlichen Regeln, wer zu welchen Dingen und Quellen Zugang haben kann, unter welchen Bedingungen und zu welchem Ziel Objekte benutzt werden und wer über die Zuteilungen der Dinge verfügt, daß also die Regeln des Besitzverhaltens auf der Welt sehr verschieden sind, steht außer Zweifel.

In welcher Weise eine Kultur ihren Kindern vermittelt, wie sie mit den Dingen umzugehen haben, und in welcher Weise sie über Besitz verfügen sollen, ist bisher nicht annähernd bekannt. Davon wird im Folgenden noch oft die Rede sein. In jedem Fall wird aber das Besitzverhalten einer Kindergruppe, die gerade untersucht wird, zumindest zum Teil verständlich, wenn wir nach den Bedingungen der Kultur fragen, in der diese Kinder aufwachsen. Ihr Besitzverhalten entwickelt sich in Abhängigkeit den gesellschaftlichen Besitzverhältnissen.

Aber läßt sich wirklich das Besitzverhalten insgesamt aus den jeweiligen Gesellschaftsformen erklären? Gibt es nicht auch Gesetzmäßigkeiten, die unabhängig von der speziellen Kultur immer wieder auftauchen? Oder folgt vielleicht die kindliche Entwicklung allgemeinen Prinzipien, die kulturunabhängig das Verhalten beeinflussen und zusätzlich mit besonderen Bedingungen

der speziellen Kultur konfrontiert werden? Diese Fragestellung kann am ehesten durch die Suche nach interkulturellen Konstanten behandelt werden, also der Suche nach Universalien des Besitzverhaltens.

Für Robin FOX ist die Regelung von Besitzverhältnissen ein universales Problem, das auch jede utopische Gesellschaft zu lösen habe. Er nimmt an, wenn man eine Gruppe menschlicher Kinder von Geburt an ohne jeden sozialen Kontakt mit anderen Menschen heranwachsen ließe, und wenn sie überleben und sich vermehren würden,

"then eventually they would produce a society which would have laws about property, rules about incest and marriage, customs of taboo and avoidance, methods of settling disputes with a minimum of bloodshed, beliefs about the supernatural and practices relating to it ..."
(R. FOX, 1971: 284).

Universalität des Besitzproblems behauptete auch G. P. MURDOCK (1945) in einer Arbeit über Gemeinsamkeiten zwischen menschlichen Kulturen. Er zählte 73 Kategorien auf, die seiner Meinung nach einen fundamentalen Bauplan für eine Kultur bilden, ein "universal cultural pattern". Darunter fallen auch "property rights", "gift giving" und "trade", verarbeitete Muster, die er z. T. auf immerwiederkehrende soziale Notwendigkeiten und instrumentelle Antworten auf ein universelles Problem zurückführt sowie auf die Rahmenbedingungen der menschlichen Konstitution, die nur eine begrenzte Auswahl an praktikablen Strategien zuläßt.

Auf der Seite der Evolutionsbiologie und Humanethologie behaupten EIBL-EIBESFELDT und LORENZ, daß das Erwerben von Besitz einem dem Menschen universell angeborenen Antriebsmechanismus folgt (EIBL-EIBESFELDT und LORENZ, 1974: 597). WICKLER (1971: 144) sieht in den religiös fundierten Geboten wie der Forderung des Dekalogs "Du sollst nicht stehlen" die Funktion, das universale Eigentumsproblem, das schon biologisch in der

Phylogenie zum Menschen vorbereitet wurde, zu lösen.

Ob Besitzregeln in allen menschlichen Kulturen wirklich universell verbreitet sind, läßt sich anhand der Literatur überprüfen. Findet sich im Vergleich ein universeller Zug, so folgt, daß das Phänomen nicht hinreichend mit speziellen Umwelt- oder Lernbedingungen erklärt werden kann. Oder, wie BLURTON-JONES formulierte:

"... if one found any universals it would mean that the development of these characteristics was resistant to variation in those features of the individuals environment that actually do vary across cultures. It would not mean that a culture in which those features varied is inconceivable though it might very well mean that such a culture was unworkable (could not endure)." (1975: 79)

Allerdings birgt dieses Vorgehn ein Problem, daß nämlich die aktuelle Variationsbreite nicht von der (vergangenen und zukünftig) überhaupt möglichen Variationsbreite unterschieden werden kann. Findet sich im Vergleich ein universeller Zug, so kann (neben dieser methodischen Einschränkung) die Ursache seiner weltweiten Verbreitung sehr verschieden sein:

Erstens könnte eine Verhaltensweise im geschichtlichen Prozeß weltweite Verbreitung durch Tradition gefunden haben. Zweitens könnte es von einem genetisch fixierten Programm determiniert sein. Drittens könnte eine universale Umweltbedingung (z. B. eine physikalische Gesetzmäßigkeit) immer wieder zu dem gleichen Verhalten führen. Die Universalität könnte auch viertens auf ein universelles Problem zurückgehen, das sich im menschlichen Zusammenleben immer wieder als Aufgabe stellt und das von der Struktur her nur bestimmte Lösungen zuläßt. Welche der vier Möglichkeiten als Erklärung für Universalität in Frage kommt, wird sich im Einzelfall nur schwer beweisen lassen. Daß aber ein Verhalten weltweit auftritt, wird eine sehr wichtige Information zum Verständnis seiner Entwicklung bilden. Im vorliegenden Kapitel wird diese Suche nach

Universalien anhand von ethnographischen Quellen über fünf exemplarische Kulturen mit grundverschiedener Ökonomie vorgenommen. Behandelt werden die Shuara-Indianer als Beispiel für Waldlandbauern, die Bambuti-Pygmäen (Wildbeuter), die Paschtunen (Viehnomaden), die Klassengesellschaft der Inka und einige Grundzüge der modernen kapitalistischen Industriegesellschaft. Mit dieser Auswahl ist eine genügend große kulturelle Variationsbreite gewährleistet und es wird sich zeigen, daß die meisten Phänomene im Zusammenhang mit Eigentum wohl in einigen Kulturen, nicht aber in allen fünf Beispielen zu finden sind (womit die Behauptung der Universalität widerlegt ist).

Welche Strukturen gemeinsam und vermutlich sogar universell sind, wird im Anschluß an die Ethnographien diskutiert werden.

Allerdings ergibt sich bei diesem Vorgehn ein wissenschaftstheoretisches Problem. Die Begriffe und Kategorien, die wir zur Beschreibung der Besitzverhältnisse in fremden Kulturen anwenden, sind entstanden in der Begriffswelt und dem normativen Horizont unserer eigenen Lebensform. Dabei könnten allein schon durch die Begriffswahl von ethnozentrischem Denken bedingte Fehler der Beschreibung entstehen. Davor warnte B. MALINOWSKI speziell bei der Diskussion von Eigentumsverhältnissen:

"Ownership, giving this word its broadest sense, is the relation, often very complex, between an object and the social community in which it is found. In ethnology it is extremely important not to use this word in any narrower sense than that just defined, because the types of ownership found in various parts of the world differ widely. It is especially a grave error to use the word ownership in the very definite connotation given to it in our own society. ...such an application smuggles a number of preconceived ideas into our description, ..."

Diese Fehlerquelle kann am ehesten verringert werden durch detaillierte Beschreibung der tatsächlichen

Verhältnisse sowie durch kritische Anwendung der Begriffe.

Die folgenden Kurzberichte über exemplarische Gesellschaften beinhalten eine Darstellung der Wirtschaftsweise dieser Population, der rechtlichen Regelungen des Besitzes an Boden, natürlichen Ressourcen und Arbeitsprodukten, der Praxis der Vererbung von Gütern, der Geschenksitten und Vorfälle der Mißachtung von Eigentumsrechten. Der Bericht über kapitalistische Überflußgesellschaften folgt allerdings nicht durchgängig diesem Schema, da die Verhältnisse hier hochkomplex sind und nur stichwortartig angesprochen werden können.

Besitzverhältnisse und -verhalten der Shuara-Indianer

Die Shuaras (oder "Jibaro") gelten als der heute zahlenmäßig stärkste Indianerstamm Südamerikas. Ihre Population gibt DOSTAL (1975: 154) mit etwa 10000 Individuen an. Sie leben als Waldlandbauern im Tiefland östlich der ekuatorianischen Anden. Ausführliche ethnographische Arbeiten liegen von R. KARSTEN und von M. HARNER (1973) vor.

Ihren Lebensunterhalt bestreiten die Familien zum größten Teil (ca. 65 %) durch auf Brandrodungen betriebenen Bodenbau, den vorwiegend die Frauen ausführen. Ein Teil wird durch Fischfang, Sammelwirtschaft und Haustierhaltung ergänzt. Die Jagdbeute der Männer trägt weitere 20 % zur Versorgung einer Familie bei (HARNER 1973: 47).

Bis vor wenigen Jahren praktizierten die Shuaras noch Kopfjagden. Die ethnographischen Berichte sind voll von Erzählungen über nächtliche Überfälle, Enthauptungen und nachfolgenden Racheakten, Giftmorden und Vergeltungsaktionen. Erfolgreiche Mörder erhielten sogar Sozialprestige für ihr Geschick, die Köpfe ihrer Feinde

zu erbeuten. Vermutlich erklärt sich u. a. aus der verbreiteten Angst vor Überfällen die Besonderheit, daß die Shuaras lange Zeit keine dörflichen Kollektive gebildet haben, sondern daß Familien in einzelnen größeren Häusern leben, die - im Wald versteckt - oft mehrere Kilometer vom nächsten Nachbarn entfernt sind. Die Lebensweise der Shuara-Indianer ist daher durch einen recht geringen Grad an Kollektivität gekennzeichnet.

Land, oder natürliche Ressourcen, wird dem Bericht von HARNER zufolge nicht als privates oder kommunales Eigentum betrachtet. Höchstens in dem Sinne, daß eine Frau einen bestimmten Garten besitzt, solange sie ihn kultiviert (Gärten werden meist nach 3 bis 5 Jahren Bebauung verlassen.). Aber selbst in diesem Fall bezieht sich das Besitzrecht nur auf die durch Kultivierung erzeugten Produkte, nicht aber auf den Boden selbst. Es werden keinerlei territoriale Grenzen respektiert für die Jagd, das Fischen oder andere Zwecke - weder auf der Stammesebene noch auf dem Niveau der Haushaltungen. HARNER nennt als seltene Ausnahme den Fall, daß zwei Häuser von Verwandten nur wenige hundert Meter voneinander entfernt standen und die Besitzer sich einigten, einen kleinen Fluß, der mitten durch das Gebiet floß, als Grenzlinie für die Gärten ihrer Frauen zu betrachten. Daß wegen "Landraub" oder territorialem Streit jemals ein Krieg geführt worden sei, ist nicht bekannt (HARNER 1973: 183). Leider liegen bisher keine genaueren Studien zur Territorialität der Shuara vor, sondern lediglich die Informationen von HARNER. Seine Angaben können daher nicht als gesichert gelten.

Jagdausflüge unternehmen die Männer gewöhnlich allein oder mit einer Ehefrau. Die Beute solcher Tagestouren bringen sie heim zu ihrer Familie. Etwa alle zwei Monate bilden sich auch Gruppen mehrerer befreundeter Familien, die gemeinsam mehrere Tage lang in entferntere

Waldgegenden auf Affenjagd ausziehen. HARNER hat keine Beobachtungen zum Verteilen von Jagdbeute mitgeteilt, lediglich über gemeinsame Fischzüge berichtet er: "Jede Person hat Vorrecht auf alles, was sie fängt, obwohl sie oft von ihrer Beute an weniger erfolgreiche Teilnehmer etwas abgibt." (HARNER 1973: 61).

Eine Vorratswirtschaft ist bei den Shuaras nur wenig ausgeprägt. Die günstigen Wachstumsbedingungen ihrer Feldfrüchte ermöglichen ihnen Ernten verschiedener Garterzeugnisse über das ganze Jahr hinweg. Sie "speichern" also ihre Nahrungsmittel gewissermaßen im lebenden Zustand in ihren Gärten. Bei Bedarf brauchen sie nur die Früchte zu ernten, die gerade reif sind oder Maniokwurzeln auszugraben.

Der Besitz eines Mannes besteht einmal im Haus, das er erbaut hat, in den Werkzeugen und Produkten, die er hergestellt oder geschenkt bekommen hat, im Wild und dem Fisch, den er gefangen hat und evtl. dem Mais des Gartens. Die gegenständlichen Besitzgüter eines Mannes werden vererbt an seinen ältesten Sohn oder ältesten Bruder. Die Erben werden dazu angehalten, von ihrem neuerworbenen Gütern den jüngeren Brüdern Anteile abzugeben. Der Besitz der Frau besteht ebenso aus den Artikeln, die sie hergestellt oder geschenkt bekommen hat, dem Sammelertrag und der Ernte des von ihr bestellten Gartens, sowie Schweinen und Hühnern. Ihr mag auch eine Keramiktongrube gehören, falls sie in der Nähe ihres Hauses liegt und die Frau die Grube selbst entdeckt und ausgehoben hat. Der Frauenbesitz vererbt sich an die älteste Tochter oder die Mutter, evtl. auch an Schwestern.

Überreichen von Geschenken ist in verschiedenen Zusammenhängen üblich. Um Streitigkeiten und Fehden zwischen Familien zu beschwichtigen, wird gelegentlich ein Schwein oder eine Flinte als Geschenk übergeben. Der Austausch von materiellen Gütern in stabileren

"Handelspartnerschaften" hat regelmäßig über den sachlichen Tauschverkehr hinaus auch den Charakter eines sozialen Aktes. Die Partner vollziehen der persönlichen Bindung dienende Riten, sind einander moralisch verpflichtet und bekräftigen im Austausch von Geschenken ihre Freundschaft. Üblicherweise bittet ein Shuara einen Nachbarn um Gegenstände als Geschenk, die ihn interessieren (etwa ein Federschmuck oder eine Machete). Und da die Bitte um Gaben nicht ohne Ehrverlust verweigert werden kann, wird es für die meisten Personen schwierig, größere Reichtümer anzusammeln und zu horten. Ebenso kann niemand in einer Gegend zu größerem Ansehn kommen, wenn er nicht als spendabler Gastgeber bei Festen seine Großzügigkeit unter Beweis stellt. Durch dieses einfache Geschenksystem wird also - wie in vielen anderen archaischen Kulturen - die Entstehung ernsterer Unterschiede zwischen Arm und Reich verhindert. Schamanen werden allerdings nie um Geschenke gebeten aus Furcht vor ihren magischen Kräften. Daher sind Schamanen die einzigen Personen, die überhaupt bemerkenswertere Reichtümer ansammeln können, ohne sie bald verteilen zu müssen.

Diebstahl kommt innerhalb der Stammesgrenzen sehr selten vor. Falls ein Kopffäger einen Feind ermordet hat und hinterher seinen Haushalt plündert, so gerät er wegen der zusätzlichen Entwürdigung seines Feindes in schlechten Ruf. Plünderungen werden allerdings im Fall eines Krieges gegen Stammesfremde praktiziert und akzeptiert.

Pygmäen

Die zahlenmäßig stärksten Reste von Jägern und Sammlern im heutigen Afrika sind die Pygmäen im tropischen Regenwald. Die Mbuti-Pygmäen des Ituri-Waldes im Südosten von Zaire wurden besonders ausführlich untersucht (SCHEBESTA, SCHUMACHER, TURNBULL). Sie leben in relativ engen Wirtschaftsbeziehungen mit benachbarten Bantu-Bauern, von denen sie Eisen, Feldfrüchte und andere Artikel im Tausch gegen Fleisch, Felle und selbst Arbeitskraft erhalten. Regelmäßig ziehen die Pygmäen aber für mehrere Monate oder für ein ganzes Jahr in Form von Jagdgemeinschaften aus den Dörfern in die Wälder, führen hier ein unabhängiges Jäger- und Sammlerleben und erhalten und pflegen ihre kulturelle Autonomie, wie Colin TURNBULL (1961, 1965) berichtet.

Eine Jagdgemeinschaft, die aus 3 bis zu 30 Familien bestehen kann, zieht im Allgemeinen innerhalb eines Waldgebietes von mehreren hundert Quadratmeilen umher. Der Wald ist in getrennte Territorien aufgeteilt, die den lokalen Gruppen gehören. Zwischen diesen Territorien bzw. Gruppen (die nicht notwendig auf Verwandtschaft basieren) können Individuen wechseln. Im Kern des Urwaldes wird aufgrund allgemeiner Übereinkunft ein "Niemandland" respektiert, und geschützt durch die Vorstellung, daß der Gott des Waldes dort lebe (GODELIER 1978: 414). Die gleichen Grenzen, die die Wanderungen des Wildes behindern, begrenzen auch die Territorien der Jagdgemeinschaften, z. B. Flüsse, Schluchten oder Feldwände. Ein Jagdlager wird nach etwa einem Monat abgebrochen und zur Fortsetzung der Jagd an einer neuen Stelle innerhalb dieses Gebietes aufgebaut.

Die Jagdgemeinschaften ziehen tagsüber mit mehreren Fangnetzen durch den Wald, indem die Familien ihre Netze zu einem großen Halbkreis addieren. Diese Jagdmethode (andere Pygmäengruppen jagen auch mit Pfeil und Bogen)

erfordert eine gut eingespielte Kooperation der Jagdteilnehmer und bewirkt nach TURNBULL's Meinung eine ausgesprochen egalitäre Sozialstruktur. Jede Familie besitzt ihr eigenes Netz und hat ein Vorrecht auf das Wild, das in ihr Netz gerät. Ebenso hat der Besitzer des Speeres, mit dem das Wild erlegt wurde, Vorrecht. Ein recht lose organisiertes System verpflichtet darüber hinaus jeden Netzbesitzer, seine Beute mit anderen zu teilen, die leer ausgegangen sind. Gewisse Teile des Beutetieres beansprucht der Jäger selbst, andere stehen seinen Eltern und den Geschwistern zu, einige Teile auch seinen Kindern. Meist wird allerdings die Beute weniger nach genauem Verwandtschaftsgrad als nach individuellem Gutdünken unter der Jagdgemeinschaft verteilt.

Die Pygmäen besitzen im allgemeinen recht wenig Eigentum. Auf der Seite des Mannes wird an vererbbaaren Gütern lediglich das Jagdnetz, Bogen und Pfeile, Speer, Axt, Machete und Hammer weitergegeben, auf der Seite der Frau der Sammelkorb, Schabmesser und vielleicht Mörser und Stößel und aus dem Dorf gestohlenes Kochgeschirr. Beide Güterarten werden entlang der Linien beider Geschlechter vererbt. Söhne erben von Vätern, Töchter von Müttern. Falls die Eltern sterben, bevor ihre Kinder erwachsen sind, verwahrt der Vaterbruder oder die Mutterschwester das Erbe und übernimmt gleichzeitig den Status des verstorbenen Geschwisters.

Ein Geschenkaustausch findet bei einer Verlobung statt. Der junge Mann überreicht seinen zukünftigen Schwiegereltern Jagdbeute als Beweis seiner Fähigkeiten zu jagen und ihre Tochter zu versorgen und schenkt dem Vater des Mädchens einen Bogen mit Pfeilen. Die Verlobung wird durch keine anderen Zeremonien als durch diesen Gabentausch markiert.

Diebstahl, so berichtet TURNBULL (1961: 120), kommt innerhalb der Pygmäengruppen sehr selten vor. Einerseits bestraft die Gruppe den Dieb, andererseits existieren aber in einem Pygmäencamp überhaupt nur wenig

Besitzgüter. Dagegen respektieren sie offenbar nur schwach die Besitzansprüche der schwarzen Waldlandbauern, mit denen sie in Wirtschaftsbeziehungen stehen. Immer wieder entstehen Streitereien, weil sich die Pygmäen nachts auf den Pflanzungen der Bauern nach Belieben selbstbedienen. So wie sie die Schätze des Urwaldes als allen Menschen zugängliche Naturprodukte ansehen, respektieren sie andererseits keine exklusiven Rechte der Bauern auf die Produkte ihrer Felder und Gärten.

Paschtunische Nomaden

Viehnomaden, wie die paschtunischen Nomaden von Afghanistan, deren wirtschaftliche, soziale und politische Organisation kürzlich B. GLATZER (1977) ausführlich beschrieb, folgen recht spezifischen Besitzregeln, da sie einerseits nicht ganzjährig an feste Wohnorte gebunden sind, sondern sich zwischen Sommer- und Winterlagern bewegen und andererseits ihr Vieh als bewegliche Habe und eigentlichen Reichtum mit sich führen. Die folgenden Beschreibungen ihrer Besitzverhältnisse und Normen stellen Auszüge von GLATZERs Arbeit über die Nomaden von Gharjistan dar.

Die Wirtschaft der paschtunischen Nomaden von Gharjistan beruht primär auf der Zucht von Schafen und Ziegen und der Gewinnung und Verwertung von Milch und Wolle, sekundär auf der Zucht anderer Tiere (Kamele, Esel, Pferde) und ebenfalls sekundär auf dem Trockenfeldbau. Allerdings decken sie ihren Bedarf nur zum Teil aus eigener Produktion, den anderen Teil erwerben sie aus fremder, bäuerlicher, handwerklicher und industrieller Produktion hinzu. Sie erzeugen tierische Produkte über ihren Eigenbedarf hinaus und bieten sie auf dem Markt zum Verkauf vorwiegend gegen Bargeld, weiterhin gegen agrarische Produkte der Bauern sowie gegen Händlerwaren an. Die

Ökonomie dieser Paschtunen kennt daher eine Reihe von Kategorien, die auch in unserer Gesellschaft verbreitet sind, wie Geldwirtschaft, Geldverleih und Kreditwesen, marktorientierten Handel und Lohnarbeit.

Die normative Regelung der Nutzung von Weideflächen, Wasserstellen und Winterhöhlen bildet bei den Paschtunen ein komplexes Rechtssystem. Im staatlichen Weiderecht von Afghanistan in § 1, Art. 2 ist bestimmt, daß Weideflächen Staatsland sind und von der Bevölkerung allgemein genutzt werden können. Demnach kann jeder afghanische Staatsbürger jedes beliebige Stück unkultivierten Landes als Viehweide benützen, es sei denn, das Vieh eines Anderen weidet gerade darauf ("ius primi occupantis"). Verschiedenen Einschränkungen des freien Zugangs zu Weiden ist das Prinzip gemeinsam, daß die Nomaden Vorrechte auf ein Gebiet oder eine Resource beanspruchen, wenn sie schon einige Zeit dort waren und Arbeit investiert haben. Im Umkreis von 500 bis 1500 Metern um Winterlager und Dörfer herum beanspruchen die Bewohner die Weiden und verteidigen sie gegen Fremde. Haushalte erwerben durch wiederholte Nutzung Vorrechte auf Winterhöhlen, verlieren sie aber bei Nichtbenutzung wieder. In einem Gebiet heimische Nomaden versuchen außerdem häufig, Neueinwanderern das Weiderecht streitig zu machen und sie zur Zahlung von Abgaben zu nötigen. Erst nach wiederholtem Überwintern in mindestens 3 aufeinanderfolgenden Jahren erwirbt ein Fremder Heimatrecht. Besetztes Weideland wird auch gegen die Bauern verteidigt, die ihr angrenzendes Ackergebiet ausdehnen wollen. Während Familienbesitz, Veräußerung und Verpachtung von Weiden nicht möglich ist, sind alle Ackerflächen in "Privatbesitz" und können verkauft oder verpachtet werden. Allerdings entsteht erst durch wirkliche Bearbeitung der Anspruch des Eigentümers auf ausschließliche Nutzung eines Feldes.

Das Vieh ist bei diesen Nomaden im Verfügungsrecht

desjenigen Haushaltes (= Familie, die gemeinsam ein Zelt bewohnt), der es bewirtschaftet. Das Haushaltseigentum wird dabei durch den Haushaltsvorstand verwaltet. Bilden zum Beispiel mehrere Brüder mit ihren Frauen einen Haushalt, so sind Vieh und Zelt gemeinsames Eigentum. Allerdings bleibt Vieh, das ein Haushaltsmitglied durch Hirtendienst außerhalb seines Haushalts erworben hat, persönliches Eigentum des Betreffenden und wird weder in das Haushaltsvermögen integriert noch in eine Teilung des Haushaltsvermögens einbezogen.

Bei einer Haushaltsteilung infolge von Heirat erhält ein Sohn vom Vater einen definierten Anteil des Viehbestandes. Ebenso erhält er Zeltbahnen des bisher gemeinsamen Zeltes. Das Bargeld wird nicht geteilt. Stirbt der Vater einer Familie, erben die Söhne zu gleichen Teilen seine persönliche Habe, wie Bargeld, Gebetsteppich, Waffen usw. Unabhängig davon bleibt das Vieh - falls der Haushalt von einem oder mehreren Söhnen weitergeführt wird, - ungeteiltes Eigentum des Haushaltes. Die Töchter und Ehefrauen des Verstorbenen werden bei der Erbteilung nicht berücksichtigt. Frauen sind bei den westpaschtunischen Nomaden grundsätzlich von der Erbteilung ausgeschlossen. Sie erben lediglich einige persönliche Gegenstände ihrer Mütter wie Schmuck, Textilien und Kochgeschirr. Bilden mehrere Brüder gemeinsam mit Frauen einen Haushalt, so sind Vieh und Zelt Eigentum aller Brüder. Bei einer Trennung erhält jeder Bruder den gleichen Anteil ausgezahlt.

Junge Männer haben als Hirten die Möglichkeit, Arbeitskraft gegen Entlohnung zu verkaufen. Bezahlung durch fixen Monatslohn oder durch Vieh und andere Naturalien sind üblich. So können sich Heranwachsende ein Startkapital für eine selbständige Existenz erarbeiten.

Die Nomaden unterhalten mit den benachbarten Bauern individuelle Freundschaften, die gleichzeitig Handelspartnerschaften sind. Neben dem durch Barzahlung

geregelten Verkauf von Waren entrichten sie Geschenke zur Pflege der freundlichen Beziehung. Auch in anderen Zusammenhängen sind Geschenke bekannt, z. B. bei Hochzeiten werden zwischen den Familien - unabhängig vom "Brautpreis" und Mitgift - Geschenke ausgetauscht. Gästen werden bei Festlichkeiten Gaben (etwa ein Turban) überreicht. An diesen Akt sind jeweils keine unmittelbaren Gegenleistungen geknüpft.

Diebstahl von Vieh, in individueller und unorganisierter Form, ist bei den paschtunischen Nomaden üblich. Militärisch organisierter Viehraub scheint nur in Notzeiten vorgekommen zu sein.

Besitzverhältnisse im Reich der Inka

Die Entstehung von Hochkulturen (z. B. in Mesoamerika, in Peru, Mesopotamien, Nordindien und China) hat in der bisherigen Geschichte die Auflösung egalitärer Organisationsformen bewirkt und nicht selten zur Bildung von Klassengesellschaften geführt. Als Beispiel der differenzierten Rechtsbeziehungen einer Klassengesellschaft bezüglich der Güter und Produkte sollen die Besitzverhältnisse im Inkareich kurz behandelt werden.

Nachdem die Inka, die sich im 13. Jahrhundert in der Gegend von Cuzco (Peru) niederließen, im 15. Jahrhundert weite Teile von Peru erobert hatten, bildeten sie ein alle unterworfenen Stämme umfassendes Hegemonialsystem, in dem sie selbst die Dynastenklasse darstellten. So entstand - nach der Darstellung von TRIMBORN, 1965 - eine Oligarchie, die über ein ausgedehntes Kleinbauerntum herrschte, wobei die Oberklasse selbst über einen unverhältnismäßig großen Landbesitz verfügte. An der Spitze des Imperiums stand ein Gottkönig, der Sapay-Inka. Er war unumschränkter Herr über alle Lebewesen. Ihm gehörten der gesamte Boden, das gesamte Vieh und alle Naturschätze.

Wenn der Sapay-Inka starb, wurden seine Lieblingsfrauen und Diener umgebracht, um den Inka ins Jenseits zu begleiten. Sein toter Körper wurde so behandelt als lebe er noch. Seine Paläste blieben bestehen, und die Mitglieder seiner Sippe erhielten die Früchte des ihm gehörenden Bodens, um den Inka weiterhin pflegen zu können.

Eine besonders privilegierte Klasse bestand aus den ursprünglichen Häuptlingen der unterworfenen Stämme. Diese Adelsschicht trug manche gemeinsame Züge mit den Inkadynasten. Sie war von Abgaben frei und genoß mit der Inka-Familie das Vorrecht der Polygamie und der Benutzung von Schmuckstücken aus Edelmetall.

Eine weitere Schicht bestand aus Einzelpersonen, die aus ihrer Dorf- und Stammesgemeinschaft herausgezogen worden waren, um im Hofstaat des Herrschers, in deren Ländereien oder der Verwaltung als abhängige Arbeitskräfte zu dienen. Sie konnten heiraten und zu mobiler Habe gelangen, und es war nicht selten, daß ein solcher Höriger dank der persönlichen Verbindung zu seinem Dienstherrn, besonders dem Inka, zu Reichtum kam.

Die große Mehrzahl der Bevölkerung stellte die Bauernklasse. Das System der Klassen war im Inka-Reich noch wesentlich komplizierter, als hier dargestellt werden kann. (Beispielsweise hatten die "Sonnenjungfrauen" oder die handwerklichen Facharbeiter jeweils spezifische Bedingungen und Besitzverhältnisse). Die Bauernverbände hatten wohl schon vor der Eroberung durch die Inka ihren Landbesitz in agrargenossenschaftlicher Art gemeinsam bewirtschaftet. In diesem Rahmen wurden die den einzelnen Familien nach der Personenzahl zugesprochenen Hufen jährlich oder in anderen regelmäßigen Zwischenräumen verteilt. Neben diesem verteilten Ackerland unterhielt man eine weit umfangreichere ungeteilte Almende. Sie stand allen Dorfgemeinschaften als Weideland zur Verfügung, diente aber auch als Reserve für kommende Zuteilungen, abgesehen von einem Teil, der gemeinsam bestellt wurde, nämlich

zur Bestreitung der Kulturbedürfnisse und zum Unterhalt alleinstehender Alter und Kranker, die nicht im Verband einer Familie lebten. In dieser altüberkommenen Ordnung nahm die Zentralgewalt in den von ihr beherrschten Gebieten nun eine Reihe von einschneidenden Eingriffen vor.

Wie alle anderen Produktionsmittel, beanspruchte der Staat bzw. der Inka jetzt den gesamten Grund und Boden. Ein Drittel des Bodens wurde den Bauern zu ihrer Verfügung entlehnt, ein Drittel der Kultverwaltung zugesprochen und der Rest der staatlichen Verwaltung. Ähnlich wurden auch die Lamaherden verteilt. Alle zwei oder mehr Jahre scheint das Land unter den Bauern neu aufgeteilt worden zu sein entsprechend der Größe der Familie (KATZ, 1969: 490). Jeder Bauer hatte das Recht auf ein Minimum an Boden, das zu seiner eigenen Versorgung und der seiner Frau ausreichen mußte. Kam in der Familie ein Kind zur Welt, erhielt sie einen bestimmten Anteil mehr. Jeder junge Mann, der heiratete, hatte das Recht, ebenfalls einen Anteil Boden vom Staat zu verlangen (KATZ, 1969: 528).

Die Reichsbildung führte dabei zu einer Mehrbelastung der Bauern, die außer für ihren eigenen Bedarf nun auch noch für den Unterhalt des Hofes und des Adels, der Beamten und der Priester zu sorgen hatten. Obendrein erhob die Zentralregierung Naturalabgaben aller möglichen Art an handwerklichen Erzeugnissen. Völlig enteignet wurden alle Erzvorkommen und Kokaplantagen. Aus sicherheits- und steuerpolitischen Gründen wurden zwangsweise Umsiedlungen geschlossener Dorfgemeinschaften in neu eroberte Gebiete durchgeführt, wobei sogar ketchuasprechende Ethnien in anderssprachige Räume überführt wurden (TRIMBORN 1965).

Die staatliche Kontrolle bezog sich auf sämtliche Lebensbereiche der Einwohner. Eine allmächtige Bürokratie registrierte jeglichen Besitz an Vieh und Land mithilfe

der berühmten Knotenschrift und wachte über Enteignungen und Umverteilungen mit weitgehenden juristischen Vollmachten. Weitere Details sind umstritten bzw. kaum bekannt (bes. über das alltägliche Leben der Kleinbauern). Die kurze Aufzählung zeigt aber schon die vielschichtige Komplexität der Besitzverhältnisse innerhalb des zentralistischen Klassenstaates der Inka.

Kapitalistische Überflußgesellschaften

So wie jede andere Wirtschaftsform beeinflußt auch die kapitalistische Wirtschaftsweise und die damit zusammenhängenden ökonomischen Verhältnisse die Lebensverhältnisse der Bewohner kapitalistischer Länder, speziell auch ihr Besitzverhalten. Unter "Kapitalismus" wird eine Gesellschaftsformation verstanden,

"die auf dem Privateigentum an den Produktionsmitteln beruht. Es ist eine warenproduzierende Klassengesellschaft, in der die Arbeiterklasse ihre Arbeitskraft als Ware verkaufen muß ... Ziel des kapitalistischen Produktionsprozesses ist primär die Erzielung von Profit". (EICHHORN et al. 1971: 234)

Diese Bedingungen gelten zweifellos für die Bundesrepublik Deutschland, obwohl hier bereits einige Produktionsmittel in staatlicher Hand sind.

Über die Folgen dieser Produktionsverhältnisse besteht zwar keineswegs Einigkeit zwischen Sozialwissenschaftlern unterschiedlicher Orientierung und die widersprüchlichen Standpunkte können hier nicht ausdiskutiert werden, dennoch erscheint mir persönlich der Einfluß dieser Produktionsweise auf das Verhalten der Menschen so offenbar, daß ich einige Thesen über diese Auswirkungen zusammenstellen möchte.

1.) Konkurrenz unter den Wirtschaftsteilnehmern untereinander ist, mit den Worten von K. OTTOMEYER (1977: 80), "das allerobjektivste und zwingendste gesellschaftliche Faktum, das es im Kapitalismus gibt".

Da keine individualisierten Beziehungen die ökonomischen Wege längerfristig binden, wird jeder Verkäufer, der seine Waren gerade etwas billiger verkauft, zum anonymen Konkurrenten der teureren Händler. Konkurrenz besteht zwischen den Anbietern einer bestimmten Ware (sofern sie nicht durch Monopolisierung eingeschränkt wurde), zwischen den Käufern dieser Ware und schließlich zwischen Käufern und Verkäufern dieser Ware. Diese gesellschaftlich bedingte Konkurrenz schlägt sich bekanntlich auch im zwischenmenschlichen Verhalten der Individuen nieder.

2.) Produzenten und Warenverteiler (z. B. Händler), die nicht mehr notwendig eine persönliche Vertrauensbeziehung zum Konsumenten eingehn, sondern primär dem Interesse der Anhäufung von Kapital folgen, sind unter kapitalistischen Bedingungen ständig genötigt, nach immer neuen Märkten für ihre Produkte (und seien sie noch so unsinnig) zu suchen. Die Marktexpansion wird dabei häufig durch Beeinflussung des Konsumentenverhaltens erreicht, indem z. B. mittels Werbung "neue" Bedürfnisse geschaffen werden. Eine charakteristische Erscheinung bildet auch der in den letzten Jahrzehnten unter den Lohnabhängigen sprunghafte Anstieg des Anteils der "kaufmännischen Angestellten" und des Verkaufspersonals, die hauptsächlich für den erfolgreichen Warenverkauf arbeiten.

3.) Eine geschichtliche Besonderheit stellt die scharfe Trennung der 3 wirtschaftlichen Sphären der Produktion (Arbeitstätigkeit), Distribution (Verteilung der Produkte) und Konsumtion (Verbrauch) dar. Räumlich sind diese Sphären in Form von Gewerbegebieten, Einkaufszentren und "Schlafstädten" voneinander getrennt. Die Arbeiter, die an der Herstellung einer Ware beteiligt sind, sind in der Regel andere als die, die die Waren in den Vertrieb bringen und verkaufen. Und die Menschen, die sie kaufen und benutzen, wissen meist nichts von den Bedingungen der Produktion und den Wegen der Verteilung dieser Güter. Die Warenproduzenten folgen anderen Interessen als die

Verteiler und Konsumenten, während in einer Wildbeutergruppe oder auf einem mittelalterlichen Bauernhof die gemeinsam erarbeiteten Produkte noch gemeinsam verzehrt wurden.

4.) Eine zentrale Eigenschaft des kapitalistischen Lebensstils besteht darin, daß sehr viele Formen menschlicher Bedürfnisse über Kanäle des Marktes befriedigt werden und somit von Gesetzen des wirtschaftlichen Kapitals beeinflußt werden. Eine ganze Reihe von Aktivitäten wie soziale Begegnungen, Beratungen und Lebenshilfen, Erotik, Kunst oder Sport, die alle ursprünglich keinen marktwirtschaftlich faßbaren Tauschcharakter hatten, werden jetzt auf die eine oder andere Art in den Markt einbezogen. Das führt dazu, daß etwa Kunst im Hinblick auf einen aktuellen Marktwert produziert wird, daß menschliche Lebenshilfe in Beratungsagenturen von Psychotherapeuten für Geld verkauft wird, daß selbst Partnervermittlung wie z. B. die Arbeit von Heiratsvermittlern und Vermittlung durch Computer, eine nach Marktprinzipien organisierte Leistung wird. Dabei entstehen Konstellationen, die vom Standpunkt des evolutionistisch denkenden Anthropologen absurd erscheinen müssen. So werden auf dem kapitalistischen Markt fast sämtliche Teilaspekte von Erotik und Sexualität aus gewachsenen Personalbeziehungen ausgeklammert und als einzelne Waren angeboten. Auch die jahrelange Betreuung von Kindern durch Kindermädchen wird als eine Form von Lohnarbeit gehandelt.

5.) Daß heute sehr viel mehr Leistungen etwa in Form tarifgebundener Dienstleistungen über den Markt gehen, als dies in älteren Gesellschaften der Fall war, hängt einerseits mit dem höheren Entwicklungsstand der kapitalistischen Wirtschaft zusammen. Den Individuen steht mehr Tauschwert zur freien Verfügung, mit dem sie Marktprodukte erwerben können, womit sie wiederum das Marktangebot beeinflussen. Ein zweiter Grund liegt in der weit fortgeschrittenen Arbeitsteilung und Spezialisierung.

Einige Formen von Dienstleistungen weisen auf beträchtliche Einkommensungleichheiten hin. Das gilt z. B. in der Regel für Prostitution und für die Hausarbeit. Die Tatsache, daß reiche Familien Hausangestellte haben, die Tätigkeiten im Haus erledigen, die viele weniger reiche Familien selbst verrichten, hängt nicht damit zusammen, daß die Reichen diese Arbeit etwa weniger gut ausführen können als ihre Angestellten. Sie ist vielmehr ein Beweis dafür, daß der Unterschied zwischen ihrem Einkommen und dem ihres Personals groß genug ist, daß es sich für sie lohnt, das entsprechende Entgelt zu zahlen, und daß die anderen bereit sind, die Leistungen dafür zu erbringen. Diese Form der Spezialisierung hängt also primär von Einkommensdifferenzen ab (SCITOVSKY 1977: 80).

6.) Soweit mir bekannt ist, findet man in allen bisher existierenden menschlichen Gesellschaften gruppeninterne Differenzierungen unter den Mitgliedern zwischen weniger geachteten und bewunderten Personen und Personen mit höherem Ansehen oder Status. Diese Achtungsbezeugung kann in generalisierter Form einer einzelnen charismatischen Persönlichkeit als Ganzheit zukommen, viel häufiger allerdings werden Individuen wegen spezieller Fähigkeiten, etwa besonderer sportlicher Leistungen, wegen Tüchtigkeit in einem Beruf, wegen souveräner sozialer Fähigkeiten, wegen ausgeprägter künstlerischer Expressivität oder wegen besonderen Reichtums von einer Referenzgruppe mit Status belegt. Die kapitalistische Wirtschaftsweise begünstigt vermutlich in besonderem Maße die Tendenz, hohes Einkommen und große Besitztümer von Individuen hoch zu achten und reiche Menschen vorweg mit Sozialprestige zu belegen. Nicht zuletzt wegen der Tatsache, daß Geld in einer kapitalistischen Gesellschaft sehr viel mehr Möglichkeiten eröffnet als etwa in einer Jäger- und Sammlergesellschaft, in der z. B. eher ein geschickter Jäger mit besonderem Prestige belohnt wird. Diese Art der Statusbildung führt in den modernen Überflußgesellschaften

zu dem bekannten Phänomen, das SCITOVSKY (1977: 105) "Demonstrativkonsum" nennt. In einer Gesellschaft, in der das Geldeinkommen als Maßstab für den Erfolg im Leben verwertet wird, werden die Individuen bemüht sein, ein hohes Einkommen durch allgemein sichtbare Repräsentanten und Symbole wie das berühmte große Auto oder teure Luxusartikel zu manifestieren. Um die Anerkennung als Reicher zu erhalten, kauft man, was die Reichen kaufen, großzügig in Qualität und Quantität und auffällig in der Erscheinung. Ein beachtlicher Teil der Konsumenteneinkäufe entspringen also hier dem sehr menschlichen Wunsch, die Zugehörigkeit zu einer Bezugsgruppe zu dokumentieren und ihre Anerkennung zu gewinnen. Reiche Individuen genießen wohl auch in anderen Gesellschaftsformen Prestige, wenn sie nur ihren Reichtum durch Großzügigkeit und Freigebigkeit dokumentieren und in den Gruppenzusammenhang einbeziehen.

So findet man in der ethnologischen Literatur zahlreiche Darstellungen von großen, aufwendigen Festen, die reiche Häuptlinge regelmäßig veranstalten müssen, um ihren Status im Stamm zu sichern. Aber erst in der westlichen Überflußgesellschaft wird von der Bevölkerungsmehrheit der Erwerb von Status so zentral und vorrangig mit Reichtum und aufwendigem Konsum in Verbindung gebracht, daß heute jeder Produzent von Luxusartikeln damit rechnen muß, Waren zu verkaufen, die der Dokumentation von sozialem Status dienen können. Prestigecharakter haben solche Konsumenteneinkäufe am wahrscheinlichsten in einer Gesellschaft des Überschusses.

Die ausgeführten Beispiele demonstrieren in ihrer Gegenüberstellung die Vielgestaltigkeit und Komplexität, mit der sich Besitzverhältnisse und Verhalten von Kultur zu Kultur darstellen. Man ahnt, wie wenig Erkenntnisse eine globale Betrachtung von "Besitz" und "Eigentum" erbringen kann und wie wichtig es sein wird, Detail um Detail der Beziehung der Menschen zu Objekten nachzugehen. Kategorien von Besitzverhältnissen, die in einer Reihe von Kulturen eine zentrale Bedeutung einnehmen (z. B. Geschenk, Privateigentum u. a.), bilden in anderen wiederum nur periphere Aspekte der Ökonomie. Unterschiedliche Produktionsweisen (Wildbeutertum, nomadisierende Viehwirtschaft u. a.). können die Verhältnisse teilweise bedingen, ebenso die Herrschaftsformen der jeweiligen Gesellschaft (Sippenorganisation, Klassengesellschaft u. a.). Besitzverhalten ist dabei immer als sozialer Vorgang zu verstehen, der vor dem Hintergrund von sozialen Übereinkünften oder Gesetzen mit normativem Charakter zu sehen ist, niemals aber als rein individueller Vorgang (GODELIER 1978: 407). Einige Kategorien wie Territorium, Privateigentum und Geschenk sollen im Folgenden genauer untersucht werden, um die Abhängigkeit von bestimmten Gesellschaftsformationen weiter aufzuklären.

Privates, persönliches und kollektives Eigentum

Als "Privateigentum" wird ein Rechtsverhältnis bezeichnet, in dem eine Privatperson die exklusive Verfügungsgewalt über Dinge oder Mittel besitzt, während sich im Gemein- oder "Kollektiveigentum" Mittel befinden, die unter der ausschließlichen Verfügungsgewalt einer Gruppe stehen. Dem Begriff des Privateigentums haften allerdings Eigenschaften an, die erst in kapitalistischen Gesellschaften besondere Bedeutung erhalten haben: z. B. besteht hier weitgehend die Möglichkeit zur Akkumulation

von Privateigentum, die Möglichkeit von verselbständigtem Wachstum von Kapital sowie der Tendenz, daß ein Produzent die Bestimmungsgewalt über sein Produkt verlieren kann. Der Begriff Privateigentum stammt aus Gesellschaftsformen, in denen sich eine ausgeprägte "Privatizität" entwickelt hat, die einer "Öffentlichkeit" gegenübersteht. In der agrarischen Gesellschaft in Vietnam hat sich beispielsweise eine Persönlichkeitsform entwickelt, die am besten als "Gruppen-Ego" charakterisiert wird. Ausführlichen Studien von Erich WULFF zufolge, hat das Leben in den ländlichen Großfamilien dort die Ausbildung von "Privatleben", von "Innerlichkeit" und von abgekap-selten "Ich-Grenzen" verhindert. Die alltäglichen Handlungen, wirtschaftlichen Vorgänge genauso wie die intime Sexualität sind dort in den Lebensraum der Großfamilie eingebettet, was zu einer weitgehenden Offenheit der Individuen gegenüber ihrer Gruppe führen soll.

"Das Ergebnis ... ist ein 'Gruppen-Ego', ein Ich, bei dem der Wunsch, ein Objekt zu besitzen, gewöhnlich von dem Wunsch begleitet ist, es (mit den Angehörigen seiner Gruppe) zu teilen." (WULFF 1972: 110)

Der Begriff Privateigentum darf daher nicht vorbehaltlos auf Stammesgesellschaften oder andere Sozietäten mit kollektiven Lebensformen übertragen werden. Die Kategorie "Persönliches Eigentum" dürfte dagegen auch für nicht-staatliche Gesellschaftsformen mit verschiedenen Wirtschaftsformen verwendbar sein.

Persönliches Eigentum als Rechtsverhältnis ist allerdings meines Wissens in allen Kulturen anzutreffen. Seine Bedeutung ist nur in vielen Gesellschaften vergleichsweise unwichtig, während das Privateigentum in den westlichen Industriegesellschaften eine zentrale Rolle im Rechtssystem einnimmt. In archaischen Kulturen sind gewöhnlich Rechte auf Dinge und Ressourcen nicht exklusiv in der Hand ausschließlich eines Individuums, sondern eher in der Hand von besonderen Gruppen, oft auf der Basis von Verwandtschaft. Außerdem gelten diese Rechte dort

gewöhnlich in Abhängigkeit von Bedingungen, nicht aber absolut. Persönliches Eigentum mit ausschließlicher Verfügungsgewalt eines Besitzers begegnete uns bei den vererbbaaren Gütern der Pygmäen (Jagdnetz, Axt, Sammelkorb usw.), beim Besitz an Werkzeugen und Produkten der Shuara-Indianer, bei den persönlichen Gegenständen des Paschtunenmannes (Waffen, Gebetsteppich) und der Frau (Schmuck, Textilien). Auch die Grabbeigaben, die beim Tod des Sapay-Inka mit in seine Gruft überführt bzw. vernichtet wurden, repräsentieren diese Form persönlichen Eigentums mit ausschließlichen Rechten eines Besitzers.

J. BEATTLE schreibt zusammenfassend:

"... In most small-scale, pre-industrial societies there are few things in which particular individuals hold exclusive and unconditional rights. There are always some such things, personal effects such as clothes and weapons are almost invariably such. But most property (and in many simpler societies there is not much material property anyway) is not." (BEATTLE, 1964: 194)

In den vorindustriellen Gesellschaften ist allerdings der kollektive Besitz an Quellen und Ressourcen die für die Ökonomie grundlegendere Kategorie als der persönliche Besitz (z. B. an Kleidung). Gebiete und dörfliche Einrichtungen wie Brunnen oder Brücken sind in der Verfügungsgewalt aller Gemeindemitglieder. Allerdings halten die Miteigentümer nur selten Zugangs- und Nutzungsrechte zu genau gleichen Teilen. Vielmehr zeigen sich etwa zwischen Stammesältesten und Jugendlichen, zwischen Männern und Frauen, zwischen verheirateten und unverheirateten Personen meist Berechtigungsunterschiede in verschiedenem Ausmaß, die der politischen Binnendifferenzierung innerhalb des Dorfes, der Sippe oder des Stammes entsprechen. Die Vielfalt unterschiedlicher partieller Besitzrechte am Gemeineigentum wird oft noch kompliziert durch zusätzliche Normen, die einerseits vorübergehende Vorrechte einzelner Individuen bestimmen, andererseits aber die Sozialbindung gegenüber der Gruppe garantieren, indem

Rechte nicht auf unbegrenzte Zeit gewährt werden und die Anhäufung von unverhältnismäßigem Reichtum in den Händen Einzelner behindert wird. Aus der ethnographischen Literatur werden mehrere verbreitete Prinzipien deutlich, die die Vorrechte auf Dinge und Mittel regeln.

1.) "Arbeit berechtigt zur Verfügung über das Produkt".

Die Regeln, nach denen die Beute der Pygmäen und Shuara verteilt werden, sind in diesem Prinzip begründet. Persönliches Eigentum wie Schmuck und Werkzeuge wurde oft selbst hergestellt. Die Paschtun-Nomaden erwerben Benutzungsvorrechte auf Brücken oder Bergpfade, wenn sie Arbeit in die Errichtung und Reparatur investiert haben. Auch bei der Bearbeitung von Ackerboden oder Gärten findet man in vielen Kulturen explizit die Regel, daß derjenige Mann, die Frau, oder die Gruppe, die Arbeit investiert hat, ein Verfügungsrecht über die Produkte dieses Ackers oder Gartens erwirbt. Da ich hinter dieser juristischen Regel ein sehr ursprüngliches psychisches Verhältnis zu Produkten sehe, das man gewissermaßen als "natürlich" verstehen kann, wird diese Beziehung im folgenden Kapitel ausführlich diskutiert werden.

2.) "ius primi occupantis"

Erstentdeckung sichert Vorrechte auf die gefundene Resource. Findet ein Jäger beispielsweise einen Giftbaum (mit Gift für Waffen), Bäume mit Bienenvölkern oder Termitenbauten, so hat er durch seine Entdeckung ein Vorrecht auf die Ausbeutung der Resource. Die Keramikgruben der Shuaras liefern ein anderes Beispiel. Die Nutzungsregeln für Viehweiden bei den Paschtun-Nomaden beziehen sich auf dieses Prinzip, da derjenige, der sein Vieh an einem Ort zuerst weiden läßt, dort während der Anwesenheit seiner Herde Vorrecht erhält. Dieses Prinzip, das auch in unserer Kultur bekannt ist ("Wer zuerst

kommt, mahlt zuerst."), regelt am häufigsten den Zugang zu Ressourcen, die unlimitiert erreichbar sind, wie Bäume in Waldgebieten, Früchte oder Weideland. Da aber mit der Zunahme der Weltbevölkerung inzwischen die gesamte bewohnbare Erde von Menschen in Besitz genommen wurde, verliert dieses Prinzip zunehmend an Bedeutung.

3.) "Vorrechte auf Gebiete oder Dinge werden nichtig, wenn diese nicht benutzt werden."

Bei Ackerbauern, die abwechselnd verschiedene Bodengebiete kultivieren, verliert der Eigentümer beim Verlassen eines Gebietes, das er bebaut und bewohnt hat, nach einiger Zeit die Rechte auf dieses Gebiet (mit Ausnahme der systematischen Brachlegung im Rahmen der Dreifelderwirtschaft). Dieses Prinzip ist in sehr unterschiedlichen Kulturen verbreitet. Z. B. dürfen Grönland-eskimos über ein Haus, ein Zelt oder ein umiaq nur solange verfügen, als sie es tatsächlich im Gebrauch haben. Im Sukkertoppen-Distrikt in Westgrönland haben Eskimofamilien, die in einem Sommerlager eine Fangeinrichtung oder Zeltringe investiert haben, nur dann ein Vorrecht auf das Lager, wenn sie es regelmäßig benutzen (PETERSON 1963). Auf das gleiche Prinzip verweist auch eine Hausinschrift in WERDENBURG in der Ostschweiz von 1625:

"Diß Hus ist min und doch nit min,
wer vorher da, s'was ouch nit sin,
wer nach mir kumt muoß ouch hinus,
sag lieber fründ wem ist diß hus?"

In Afrika haben sich in den letzten Jahrzehnten mit der zunehmenden Bedeutung der Geldwirtschaft und neuen Arbeitsmöglichkeiten Probleme für die Bauern ergeben, die vorübergehend ihr Land verließen, um Lohnarbeit in Holzfällerlagern, Minen oder staatlichen Einrichtungen anzunehmen. Bei ihrer Rückkehr wurde ihnen oft die weitere Bebauung des verlassenen Landes verwehrt (BEATTLE 1964: 192). In diesem Prinzip ist das "Eigentum" noch unmittelbar mit "Besitz" verbunden, was im Laufe der Geschichte

zunehmend verloren ging. Es ermöglichte eine weitgehende Ausnützung von Land, Wohnungen und anderen Mitteln, die limitiert vorhanden sind - zugunsten einer ganzen Sozietät. Im Kapitalismus hat inzwischen die Herrschaft des Privateigentums (mit der absoluten und bedingungslosen Verfügungsgewalt von Einzelindividuen über Güter) zu den bekannten Exzessen der Boden- und Wohnraumspekulation geführt. Grundstücke bleiben ungenutzt und wertvolle Gebäude verrotten unbewohnt aufgrund privater Profitinteressen, obwohl gerade diese Güter nicht unlimitiert der Bevölkerung zur Verfügung stehen.

Territorialität, Landbesitz und Ortsbindung

Vergleiche zwischen Völkern verschiedener Lebensweisen deuten darauf hin, daß die Art der Beziehung einer Kultur zu seinen Jagd- oder Weidegebieten oder zum bebaubaren Land sehr stark mit ihrer speziellen Wirtschaftsweise variiert. In einer feudalen Agrarwirtschaft kann z. B. eine Bauernfamilie Land bearbeiten, während eine andere Familie (Landadel) über diesen Boden die Eigentumsrechte beansprucht. In einer Wildbeutergesellschaft wie z. B. bei den Bambuti-Pygmäen kann eine ganze Lokalgruppe ein Waldgebiet als ihr Territorium betrachten, während bei Viehnomaden wie z. B. den Paschtunen Gruppeneigentum an Weideland mit Vorrechten des Erstbenutzers verbunden sein kann. Da bei Ackerbauern ein differenziertes Berechtigungs- und Verpflichtungssystem die Produzenten am Ertrag des bearbeiteten Bodens beteiligt, wobei aber gleichzeitig Verpflichtungen gegenüber der Familie, Sippe, Clan, Großgrundbesitzer oder Staat bestehen, finden einige Sozialanthropologen die Kategorie "Eigentum" für dieses Bodenrechtssystem bei Ackerbauern unzutreffend. BEATTLE (1964) argumentierte, daß die Frage "Wem gehört das Land?" den komplizierten Rechts-

verhältnissen gegenüber Ackerland nicht gerecht werden kann und begründet diese Auffassung mit einem Beispiel.

"... To the question 'who owns this piece of land?' an enquirer may receive several different answers. ... means that he is asking the wrong question ... The right question to ask in such contexts is rather: who are the people who have rights in this piece of land and what rights do they have?"

In the kingdom of Bunyoro in East Africa, if this question were asked about a particular field, the answer to it would be somewhat as follows: 'The king has rights in it, for the country and everything in it belong to him and, in theory at least, he can do what he likes with any part of it. The local chief or headman also has rights in it, delegated from the king. For it was he or his predecessor who allotted it to the head of the family which at present cultivates it, and he has the power to dispossess him of it should he leave it for a long time, or should he be found guilty of a crime such as rebellion or sorcery. But the family or lineage head who occupies the land has rights in it too; he may cultivate any part of it if he wishes, and enjoy its fruits, and he may direct his grown-up sons to cultivate portions of it for their own and their families usw. And finally the son who is actually digging the field in question has rights in it, even if they are limited and conditional ones, he may live there and cultivate undisturbed, so long as he remains on good terms with his father and with the local chief.

I think it is plain that in situations of this kind (and often the system of rights involved may be very much more complex) a simple answer to the simple question 'who owns this piece of land' could only be partial and misleading." (J. BEATTLE 1964: 193 f)

Die von BEATTLE beschriebene Situation trifft im Prinzip auf die Rechtsverhältnisse der Inka zu, wo ja die primären Produzenten nicht nur für ihren Eigenbedarf produzieren, sondern verschiedene Klassen der Privilegienhierarchie noch miternährten. Die Vorstellung, daß Einzelindividuen Land als Privatbesitz erwerben (können) und damit exklusiv über Grund verfügen können, gewann erst in den letzten Jahrzehnten beträchtlich an Bedeutung.

Aber gibt es nicht vielleicht im Besitzverhalten zu Land und Boden doch gemeinsame Züge, die unabhängig von Wirtschaftsform und Kultur einen Teil einer menschlichen

Natur repräsentieren und damit kulturunabhängig und universell auftreten? Dieser Auffassung ist z. B. R. ARDREY, der "Territorialität" als eine genetisch fixierte Verhaltensform bezeichnet, die in den meisten Tierarten ebenso wie beim Menschen entwickelt sei.

"... wenn wir unseren Besitz verteidigen oder unser Land, so sind die Gründe hierfür die gleichen, ebenso angeboren und unausrottbar wie bei den niederen Tieren. Der Hund, der hinter dem Haus hervor den Fremdling anbellt, tut dies aus den gleichen Motiven, aus denen sein Herr diesen Zaun errichten ließ." (ARDREY 1972: 15)

"Der angeborene Trieb, seinen Besitz zu verteidigen, ist der Kern des territorialen Prinzips." (ebd., S. 244)

Ausgehend von ähnlichen struktural vergleichenden Gedankengängen will EIBL-EIBESFELDT Revieransprüche auf ein "natürliches, d. h. in unserer Anlage begründetes Recht" (1978 a: 621) zurückgeführt sehen. ARDREY und EIBL-EIBESFELDT stellen damit einen Begriff einer "natürlichen" Territorialität vor, der sowohl die individuelle Dichtetoleranz (d. h. die menschliche Neigung, situationsabhängig gewisse Raumabstände zu anderen Menschen aufrechtzuerhalten) umfaßt, als auch die Bildung von Familien- oder Stammesrevieren einbezieht. Da die Neigung zu Individualdistanzen nichts mit Eigentumsverhältnissen zu konkreten Objekten gemein hat, werde ich mich nur auf den letzteren Inhalt (Ansprüche auf spezielle Landgebiete) beziehen.

Ein "Territorium" läßt sich sinnvoll definieren als ein Raumbezirk, der mehr oder weniger exklusiv von einem Individuum oder einer Gruppe besetzt ist unter Ausschluß anderer Individuen mittels offener Verteidigung oder Kommunikation (E. O. WILSON 1975: 546). In diesem einfachen Sinn läßt sich tatsächlich zeigen, daß viele Völker in irgendeiner Weise Territorien besitzen. Das gilt gerade für Jäger - Sammler - Völker (EIBL-EIBESFELDT 1978 b), obwohl sich bei genauerer Betrachtung Variationen ihrer Ortstreue in direkter Abhängigkeit von den Jagdbedingungen zeigen (s. u.). Für diese Wirtschaftsstufe mag

die Kategorie Territorialität - als Dimension verstanden - noch sinnvoll sein. Bei Ackerbaukulturen wird der Landbezug besser in Kategorien von Landrechten beschrieben. Besonders absurd wird die Anwendung des Begriffes Territorialität auf Verhältnisse in modernen Gesellschaften. Die Kolonien der Engländer, Franzosen und Deutschen zur Zeit der Jahrhundertwende hatten mit "natürlichen Territorien" sehr wenig gemein. Ebenso wenig kann die Existenz von Reservaten für amerikanische Indianerstämme mit ursprünglichem Revierverhalten erklärt werden. Die Bezeichnung Territorialität (= Revierverhalten), die bei der Beobachtung niederer Tiere entstanden ist, umfaßt zu wenig Aspekte, als daß sie das hochkomplexe Raumverhalten menschlicher Gruppen in entwickelten Gesellschaften treffend charakterisieren könnte. Zudem gründet sie sich in einer strukturalen Betrachtungsweise, die unter Betonung interspezifischer Gemeinsamkeiten eine Reihe wichtiger Variablen übersehen muß.

R. DYSON-HUDSON & E. A. SMITH haben kürzlich (1978) ein sinnvolles, ökologisch konzipiertes Modell des Territorialverhaltens von Jäger - Sammler- Völkern publiziert, das auch das nomadisierende Umherschweifen einiger Jäger mit ökonomischen Notwendigkeiten in Verbindung bringt. Statt zu debattieren, ob der Mensch nun von seiner Natur her entweder territorial oder nicht-territorial sei, argumentieren sie, daß Territorialität als eine mögliche Strategie zu betrachten sei, die eine Gruppe wählen kann, wenn interessierende Ressourcen in hinreichender zeitlicher und räumlicher Dichte erreichbar sind und wenn gleichzeitig die Kosten der exklusiven Ausnutzung und Verteidigung eines Gebietes vom Nutzen der Ausbeutung dieser Ressourcen übertroffen werden. Diese funktionalistische Betrachtung stellt eine Anlehnung dar an die Deutung des Soziobiologen E. O. WILSON, der ausführte:

"The territorial strategy evolved in the one that maximizes the increment of fitness due to extraction of energy from the defended area, as compared with the loss

of fitness due to the effort and perils of defense."
(E. O. WILSON 1975: 269)

Mithilfe dieses Ansatzes gelingt es den Autoren, zahlreiche detaillierte Vorhersagen über Territorialverhalten zu treffen und an einigen Fallbeispielen die Zuverlässigkeit zu belegen. Solange z. B. die nordamerikanischen Ojibwa-Indianer umherschweifende Großtiere wie die Karibus jagten, zeigten sie kein territoriales Besitzverhalten, die Jagdgruppen zogen zwar alljährlich zu den gleichen Jagdgründen aus, besaßen aber keine exklusiven Rechte auf die Ressourcen. Diejenige Jägergruppe beanspruchte das Großwild, die es als erste erreicht hatte (vgl. *ius primi occupantis!* s. o.). Eine Verteidigung von mobilen Herden durch eine Jägergruppe wäre viel zu aufwendig und unökonomisch. Je dichter aber eine Gegend mit Wild bestückt ist, umso lohnender wird der Verteidigungsaufwand eines festen Territoriums. Unregelmäßige Verteidigung der Beutetiere sowie geringe Vorhersagbarkeit ihres Standortes reduzieren wiederum die ökonomischen Vorteile von Territorialität. Ist dagegen eine bestimmte Nahrungsquelle in solchem Übermaß vorhanden, daß keine Konkurrenz besteht, so erübrigt sich zumindest für diese Resource die Verteidigung eines Territoriums.

Diese Kosten-Nutzen-Überlegungen lassen sich für jede Resource getrennt durchführen. Und so zeigt sich, daß eine menschliche Population für eine Reihe von Quellen exklusive Rechte verteidigt, andere Ressourcen aber nicht verteidigt. Zusammenfassend bemerken die Autoren:

"Clearly under some circumstances humans are territorial, in that they occupy certain areas more or less exclusively by means of repulsion through overt defense or through social interactions. But it is equally clear that although (as with all behaviors) the capacity to demark and defend territory must have some genetic basis, human territoriality is not a genetically fixed trait, ..., but rather a possible strategy individuals may be expected to choose when it is to their adaptive advantage to do so." (DYSON-HUDSON und SMITH 1978: 36).

Bisher wurde ausschließlich der in Handlungen resultierende Verhaltensaspekt von Raumbezogenheit diskutiert. Bezug zu Land und Raum kann sich daneben auch in einer subjektiv-affektiven Weise, z. B. als "Heimatgefühl" äußern. Im Heimatgefühl drückt sich individuell eine erworbene Vertrautheit zu einem gewohnten Lebensbereich aus, und damit korrespondierend mag sich ein Sicherheitsgefühl einstellen. Ich vermute hinter dieser Erscheinung die grundlegende Eigenschaft des menschlichen Lernens, daß ein Mindestmaß an vertrauten Informationen in Gefühlen der Sicherheit resultieren kann (Konzept des optimalen Erregungsniveaus, BERLYNE 1960). R. OERTER (1969: 103 f.) hat darüber hinaus Heimatliebe als Effekt sekundärer Motivation und Verstärkung interpretiert. Er weist darauf hin, daß die Befriedigung starker, ursprünglicher Bedürfnisse im Regelfall in der gleichen räumlichen Umgebung (etwa der Umgebung des Elternhauses) erfolgt und auf diese Weise eine Kopplung zwischen einem Lebensraum und Bedürfnisbefriedigung gelernt wird.

Leider sind Heimatgefühle und verwandte Emotionen einer systematischen, kulturenvergleichenden Untersuchung aufgrund des Vermittlungsproblems nur sehr schwer zugänglich. Daher läßt sich bisher nichts Definitives aussagen über die Universalität oder Kulturabhängigkeit dieser Gefühle. Zu diesem Punkt liegen dementsprechend nur wenige empirische Arbeiten vor. I. - M. GREVERUS (1972) untersuchte z. B. die Äußerungen von "Heimatgefühlen" anhand zeitgenössischer Literatur, die sie als Widerspiegelung menschlicher Lebensverhältnisse betrachtet. Sie spürte zahlreiche Berichte über Heimatliebe und Heimweh auf, untersuchte Auswandererlieder, Abschiedsklagen und politische Schriften zum Heimatbegriff. Den Ursprung des Heimatgefühls sieht sie in einem "primären Bedürfnis nach einem ich-satisfaktionierenden Identifikationsraum", der gleichzeitig Sicherheit und Aktion gewährleistet.

"Die Vertrautheit des Territoriums gründet auf der Vertrautheit mit seinen jeweils gültigen Werten und Normen, ihrer Bedeutsamkeit und Verhaltensforderung. Das satisfaktionierende Territorium für das Subjekt Mensch beruht auf der Erfüllung der territorialen Bedürfnisse durch 'ungestörtes', erfülltes Sich-Verhalten-Können in einem sozio-kulturell gegliederten Raum." (GREVERUS 1972: 382)

Gründlicher Weise hält sie eine Trennung zwischen den subjektiv-affektiven Erscheinungen einer Raumbindung gegenüber einem Besitzbedürfnis, das auf Aneignung hin tendiert, für notwendig:

"Besitzstreben im räumlichen und ökonomischen Sinn ist bei menschlicher Territorialität offensichtlich nur ein sekundäres Ziel, und zwar in Gesellschaften, die diese Art des Besitzes zu einer für die Identität notwendigen Selbstwertbestätigung erhoben haben. Eine das Identifikationsbedürfnis befriedigende Territorialität bedeutet zunächst nicht mehr, als eine Rolle als anerkanntes und sich erkennendes Mitglied eines sozio-kulturell gegliederten Raumes innezuhaben." (GREVERUS 1972: 397)

Ich halte es für sinnvoll, auch bei anderen Aspekten der Besitzproblematik die Gefühle der Vertrautheit als ein eigenes Phänomen mit eigenen Ursachen zu diskutieren und deutlich von dem Besitzverhalten, das Aneignung, Ausschluß anderer Individuen und Verteidigung betrifft, gedanklich zu trennen.

Universalität und kulturelle Bedeutung von Geschenken

Eigentumsübertragung zwischen Individuen oder Gruppen in Form von Geschenken ist in unterschiedlichen Erscheinungsweisen weltweit verbreitet. Gegenüber dem Tausch oder Kauf ist mit dem Geschenk keine zeitlich unmittelbar folgende Gegenleistung verknüpft. Allerdings wird mit gewisser Verzögerung in der Regel eine Gegengabe oder eine Vergeltung mit anderen Mitteln erfolgen. Bei den Shuara-Indianern begegnen uns Geschenksitten im Zusammenhang mit Festveranstaltungen, mit der Beilegung von Streitigkeiten oder in Verbindung mit Handelspartnerschaften. Die Mbuti-Pygmäen tauschen Geschenke bei

Verlobungen aus, die Paschtunischen Nomaden bei Hochzeiten und anderen Festlichkeiten, aber ebenso im Rahmen persönlicher Freundschaften. In unserer eigenen Kultur pflegt man bekanntlich in vielen verschiedenen Situationen Geschenke zu überreichen: als Gast- oder Abschiedsgeschenk, bei Verlobung und Hochzeit, zu Ostern und Weihnachten, am Valentinstag und Martinstag oder als Reisemitbringsel.

Das Schenkverhalten hat im religiös-normativen Überbau der einzelnen Kulturen seine Verankerung gefunden. In einer berühmten Untersuchung lieferte M. MAUSS (1968) eine Reihe von Belegen für die große Verbreitung von Normen, die das Austausch von Geschenken regeln. Er faßte ethnographische Berichte, Analysen und Wortbedeutungen sowie Originaltexte aus Ozeanien, Melanesien, Polynesien und Nordamerika zusammen und wies in diesen Gebieten drei aufeinander bezogene Normen nach: 1.) die Verpflichtung, vom eigenen Besitz abzugeben, 2.) die Verpflichtung Geschenke anzunehmen und 3.) die Verpflichtung, Gegengeschenke zu machen. MAUSS erkannte darin ein Rechtssystem, das die Zirkulation von Gütern im Rahmen der steinzeitlichen Ökonomie gewährleistet und dabei zwischen gabentauschenden Individuen und Stämmen personalisierte Bindungen und Verpflichtungen fördert. Als sich die auf Verwandtschaftsbasis konstituierten Stammesgesellschaften zunehmend auflösten und Stadtkulturen mit großen Einflußgebieten entstanden, verbreiteten sich auch die großen Religionen über ausgedehnte Geltungsbereiche. Sie fordern in ihren normgebenden Kodices generalisierte Großzügigkeit, da unmittelbare Reziprozität von Sozialverhalten nur in individualisierten Sozietäten gewährleistet ist. Das Christentum, der Islam, der Buddhismus und Hinduismus enthalten die Forderungen, Almosen selbst an fremde Bettler abzugeben. Die Sure 9 des Koran fordert auf zu Spenden an die Armen und Bedürftigen; im Neuen Testament heißt es: Gib dem der Dich

bittet und wende Dich nicht von dem, der Dir abborgen will." Belohnung wird den Gläubigen dafür nach ihrem Tode im Paradies versprochen. "Willst Du vollkommen sein," schreibt die Bibel, "gehe hin, verkaufe, was Du hast und gib's den Armen, so wirst Du einen Schatz im Himmel haben."

Der ursprüngliche Funktionszusammenhang des Geschenkes, dessen Austausch durch soziale Normen gewährleistet war, bestand in der Zirkulation von ökonomisch wichtigen Gütern. Bevor sich Märkte und festgelegte Preise entwickelten, wurden Produkte und Materialien zwischen Familien und Stämmen zu rituell verankerten Festgelegenheiten ausgetauscht. Dabei wurden persönliche Handelspartnerschaften eingegangen und die Beziehungen zwischen den Tauschenden trugen freundschaftlichen Charakter. In den archaischen Jäger - Sammler - Sozietäten stellt das Verteilen von individueller Jagdbeute und Sammelerträgen an die Gruppe eine Strategie zur Lösung des Problems dar, mit der Unregelmäßigkeit des Jagd- bzw. Sammelerfolges zurechtzukommen. Wildbeuter, die saisonabhängig wandern, praktizieren keine Vorratswirtschaft und sind umso mehr abhängig von günstigen Witterungs- und Jagdbedingungen. Während Ackerbauern zur Stabilisierung des Lebensunterhalts Vorräte anlegen, begegnen die Wildbeuter dem ökonomischen Risiko mit einem sozialen Verpflichtungssystem des Beuteteilens. WIESSNER, die jahrelang die Ökonomie der !Kung-San von Dobe untersuchte, berichtet von häufigen Ernährungsengpässen dieser Gruppe:

"... on any given day at Dobe, a woman may have been unable to gather for days because of illness, a man might be in his tenth day of no hunting success, a party of visitors from far away needing food and water might arrive." (WIESSNER 1977: 4)

In diesen Fällen bewährt sich das System des reziproken Austausches von Nahrung innerhalb der Sozietät und vermindert das individuelle Überlebensrisiko durch "risk pooling". Ein zusätzlicher Effekt dieses bei allen archaischen Gesellschaften verbreiteten Systems ist die relative Geringfügigkeit von Besitzunterschieden

innerhalb der Gruppen. Die Norm des Teilens von Gütern gleicht Diskrepanzen zwischen Arm und Reich aus.

Das Verteilen von Lebensmitteln folgt in Gesellschaften, die auf familialer Organisation beruhen (Stammesgesellschaften), unmittelbar den Verwandtschaftsbeziehungen. Die engeren Verwandten erhalten in aller Regel die größeren und wertvolleren Anteile. Kommt z. B. eine Jägergruppe der !Kung-San mit Beute ins Dorf zurück, so wird das Fleisch sofort verteilt. Die Jäger nehmen als erstes ihren Anteil und verteilen dann an ihre Eltern, an die Eltern der Frau, an die Frau, die Kinder, danach an Geschwister und zuletzt an einige Freunde. Wenn die Beute ausreicht, gibt wiederum jeder, der etwas erhalten hat, nochmals weiter an seine engsten Verwandten, dann die entfernteren Verwandten, später an seine Freunde (MARSHALL 1976).

Dieses Prinzip - nahe Verwandte zuerst - gilt auch in agrarischen Gesellschaften und kann sich ebenso auf konservierte Nahrung beziehen. Beim Sonnenfest der Yami auf Micronesien werden z. B. getrocknete fliegende Fische und Feldfrüchte verteilt. Während die Eltern einen Korb Wasserrüben, 5 Garben Hirse und 50 getrocknete Fische erhalten, bekommen die Schwestern und Brüder 20 bzw. 10 Fische, entferntere Verwandte nur 3. Brüder, Schwestern und Cousins ersten Grades erhalten zusätzlich 5 Wasserwurzeln oder 6 Süßkartoffeln. (DeBEAUCLAIR 1959).

Wird dabei ein nichtverwandter Freund beschenkt, so wird er wie ein näherer Verwandter behandelt. Das Schenkverhalten, das primär aus dem Familienverband stammt, wird auf einen Nichtverwandten übertragen und die Person so "zum Bruder gemacht". Explizit wird das im Sprachgebrauch der Brüderschaft. So wie bei uns "mit einem Drink Brüderschaft geschlossen" wird, gibt es ähnliche Bräuche bei Stammesgesellschaften.

"Ein Brauch existiert bei den Massai, wie ein Massai einen zu seinem Bruder oder zu seiner Schwester machen kann. Er gibt der Person, die er sich dazu ausgewählt

hat, eine rote Perle, die 'oltureski' genannt wird. Darauf nennen sie sich nicht mehr bei ihren Namen, sondern rufen sich 'patureski', d. h. Geber und Empfänger einer Perle." (GAUL 1914)

Nordafrikanische Nomaden bieten fremden Gästen häufig zur Begrüßung Milch zum Trinken an. Durch das Trinken des mütterlichen Produkts Milch soll nach ihrer Vorstellung eine Art "Milchbrüderschaft" zwischen Gebenden und Nehmenden geschlossen werden. Bei den Naman in Afrika kommt eine Form der Blutsbrüderschaft vor, die die Stammesmitglieder "magus" (= "einander geben") nennen. Bei diesem Brauch wird von beiden Parteien ein Rind oder Schaf geschlachtet und Geschenke werden getauscht (GAUL 1914).

Neben der rein wirtschaftlichen Funktion erfüllen das Teilen von Beute und die Geschenksitten auch eine sozialbindende Funktion, auf die MALINOWSKI, MAUSS und andere Sozialanthropologen oft hinwiesen. In einigen extremen Fällen zeigt sich nämlich, daß Geschenke zu genau entsprechenden Äquivalenten ausgetauscht werden, so daß für keinen der beiden Partner ein ökonomischer Nutzen daraus entsteht. Beim Sonnenfest der Yami auf Botel Tobago schreiben z. B. feste Regeln vor, daß Taro-Wurzeln, Hirse und fliegende Fische zu gleichen Teilen ausgetauscht werden. Die Yami-Familie besucht aus diesem rituellen Anlaß heraus ihre Freunde im nächsten Dorf, um das Festgeschenk zu überreichen. Bestehende Bande werden gefestigt und mit dem Geschenk eine Wertschätzung der Freundschaft ausgedrückt. Dabei kommt neben der wirtschaftlichen die soziale Bedeutung des Austausches zum Vorschein.

In materiell reichen Kulturen wie der unseren steht der sozial bindende Aspekt der Geschenksitten sicherlich im Vordergrund, während die ökonomische Notwendigkeit der Güterzirkulation auf anderem Wege gelöst wird (über den Warenmarkt). Wenn daher zwar die Erscheinung des Geschenkes in allen Kulturen angetroffen wird, so ist

damit (aber) keineswegs überall die gleiche Bedeutung verbunden. In der archaischen Ökonomie werden über den Geschenkaustausch elementare Güter geliefert und gleichzeitig interpersonale Kontakte vermittelt; in den modernen Gesellschaften dagegen ist das Geschenk weitgehend auf eine Geste der freundschaftlichen Verbindung und Anteilnahme zurückgeführt. In diesem Sinne weist seine Universalität auf ein generelles Prinzip menschlicher Kommunikation hin, daß nämlich die Begegnung zwischen Individuen durch dritte Objekte, z. B. Besitzgegenstände, eingeleitet und vermittelt werden kann. Die Universalität sollte allerdings nicht als Hinweis auf die Existenz eines "fixed action pattern" mit eigener Appetenz, also einem genetisch bedingten "Imperativ des Geschenks" mißverstanden werden. Vielmehr äußert sich darin eine dem Menschen zur Verfügung stehende und ihm naheliegende Möglichkeit, sein persönliches Eigentum zu veräußern und strategisch in den Dienst sozialer Ziele zu stellen.

Diebstahl

Die verbreitete Verdammung von Diebstahl stellt eine weitere Reflexion des Eigentumsbegriffs dar. Sie setzt die Akzeptierung des Verfügungsrechtes von Individuen bzw. Gruppen über Eigentum voraus. Die Norm, Eigentumsvorrechte zu respektieren, beinhaltet gleichzeitig das Verbot von Diebstahl. Einem Bericht von HOEBEL (1967) zufolge wird Diebstahl in allen archaischen Kulturen verachtet. Meines Wissens nach steht er auch in allen modernen Gesellschaftsformen unter Strafe.

L. MARSHALL hat die !Kung-San nach dem Vorkommen von Diebstahl und den damit verbundenen Normen befragt. Sie erfuhr, daß Diebstahl praktisch nicht vorkomme. Lediglich einmal habe ein Mann Honig von einem Baum genommen,

den ein anderer schon vor ihm gefunden und persönlich markiert habe. Daraufhin sei er von dem wütenden Eigentümer getötet worden. Dieses Verbot wirke aber im allgemeinen innerhalb der Gruppe sehr effektiv:

"Stealing without being discovered is practically impossible in !Kung life because the !Kung know everybody's footprints and every object. Respect for ownership is strong. But, apart from that, /Ti!kai said, 'Stealing would cause nothing but trouble. It might cause fighting'." (MARSHALL 1976: 370)

Das gilt allerdings oft nur innerhalb von Kommunikationsgemeinschaften. Innerhalb der Mbuti-Pygmäengruppen kommt z. B. Diebstahl nur sehr selten vor. Dagegen verbieten ihre Normen nicht, die benachbarten Waldlandbauern zu bestehlen, was auch häufig praktiziert wird. Ebenso akzeptieren die Shuara-Indianer Plünderungen an Stammesfremden.

WESTERMARCK (1908) hat darin ein bei den Naturvölkern verbreitetes Prinzip gesehen: Diebstahl innerhalb der eigenen Gruppe wird geächtet, während man Gruppenfremde bestehlen darf. Die Norm, die gegen Diebstahl wirksam ist beruht auf der sozialen Übereinstimmung einer Kommunikationsgemeinschaft, innerhalb derer die Mitglieder Erfahrungen mit dem Verhalten und den Konsequenzen gemacht und ausgetauscht haben und die die Erfüllung der Norm überwachen. Allerdings kann eine übergeordnete Norm in Ausnahmefällen Diebstahl auch legitimieren, z. B. die Norm der Sozialverpflichtung von Eigentum oder die in archaischen Kulturen verbreitete Tendenz, größere Besitzunterschiede zwischen Arm und Reich auszugleichen. In Mythen und Märchen tauchen immer wieder Helden auf, die Reiche bestehlen und die Güter an Arme verteilen (z. B. Robin Hood). In der Mythologie von Bali existiert der Geist Kamang, der Reiche bestiehlt und damit Arme beschenkt (EIBL-EIBESFELDT 1976: 255). Ein ähnliches uneigennütziges Verhalten haben BRICKMAN und BRYAN (1975) auch bei Kindern beobachtet. Diebstahl wird also von Normen kontrolliert, die Grenzen unterliegen. Aus diesem Grund

scheint es mir inadäquat zu sein, in diesem Zusammenhang von einer biologisch vorgegebenen Norm zu sprechen, wie es etwa WICKLER (1971: 140 f.) tat. Allerdings weist die Universalität dieser Norm wiederum auf die Generalität des Eigentumproblems hin.

Einen Punkt zeigen die vergleichenden Betrachtungen von Besitzverhältnissen mit großer Deutlichkeit: Beschreibungskategorien wie Territorialität, Geschenke, Privateigentum und andere sind immer nur auf eine begrenzte Auswahl von Gesellschaften präzise anwendbar. Im Laufe der historischen Entwicklung entstanden Sozietäten mit hohem Komplexitätsgrad, die mit alten Wildbeutekulturen immer weniger gemein hatten. Die Begrenztheit der Begriffe läßt sich deutlich machen an der naturgeschichtlichen Kategorie "Territorialität": Der Landbezug von Eskimos, von Ojibwa-Indianern oder Buschleuten mag noch treffend in dieser Begrifflichkeit repräsentiert werden. In stratifizierten Gesellschaften mit komplizierter Schichtung wie z. B. der Klassengesellschaft der Inka wo eine staatliche Autorität ganze ethnische Einheiten zwangsweise umgesiedelt hat, wird der Bezug zu Land und Boden besser unter Berücksichtigung der Herrschaft weniger über Mehrheiten verstanden als über unmittelbare Bezüge der Menschen zu Territorium. Die menschlichen Verhältnisse zu den Gütern sind hier nicht naturwüchsig, sondern durch historisch entstandene Herrschaftsformen und Rechtsbeziehungen geprägt. Zudem unterliegen die Menschen innerhalb eines solchen Staates unterschiedlichen wirtschaftlichen und rechtlichen Verhältnissen, wenn sie Mitglieder unterschiedlicher sozialer Schichten oder Klassen sind.

Eine Reihe von Besitzverhältnissen trifft man wohl in weiter Verbreitung an, allerdings nicht universell. Das gilt z. B. für das "Recht auf das eigene Produkt", das zwar in sehr vielen älteren Kulturen repräsentiert ist, das aber in industrialisierten Gesellschaften an

Bedeutung verloren hat.

Das wichtigste Ergebnis sehe ich nicht in der weiten Verbreitung spezieller Bezüge zu Besitzobjekten, sondern in der Universalität der Tatsache, daß innerhalb einer Kultur die Verhältnisse zu den wichtigen Gütern durch Sitte, Norm oder Gesetz geregelt wird. Bis heute scheint keine einzige bekannte Kultur ohne dezidierte Regelungen der Güteverteilung ausgekommen zu sein. Diese universell verbreitete Kontrolle des Zugangs zu wirtschaftlich wichtigen Gütern steht in einer Reihe mit der generellen Erscheinung, daß in jeder Gesellschaftsform das Verhalten der einzelnen Mitglieder in mehr oder weniger starkem Maße der Kontrolle ihrer Sozietät unterliegt. Im Laufe eines geschichtlichen Anpassungsprozesses an klimatische, geologische u. a. Lebensbedingungen wählen einzelne Stämme oder Sozietäten einen definierten Ausschnitt der Spannbreite des dem Menschen als Spezies möglichen Verhaltensrepertoirs aus und erheben ihn zur Verhaltensnorm. Diese Verhaltensweisen werden von der Gemeinschaft oder von Institutionen zensiert oder belohnt, mit negativen oder positiven Sanktionen belegt.

In Stammesgesellschaften können Normen noch im direkten persönlichen Kontakt der Mitglieder kontrolliert werden, indem das Verhalten eines Außenseiters lächerlich gemacht oder der Verachtung preisgegeben wird. Auch diese Art negativer Sanktionen ist eigentlich wirksam durch den Wunsch der Individuen, von ihren Stammesgenossen oder der Bezugsgruppe anerkannt und geachtet zu werden und Ablehnung zu vermeiden. In vielen Gesellschaften findet man eine Verankerung von Verhaltensnormen im metaphysischen und magischen Denken. Ein Beispiel sind die "10 Gebote" bzw. Verbote, die auch in nichtchristlichen Kulturen eine ähnliche religiöse Verankerung fanden. Entsprechend haben viele Sanktionen gegen "Sünden" auch rituellen Charakter (RADCLIFFE-BROWN 1952: 211).

Geltungsbereich und Wirksamkeit von Sitten und Normen

sind dabei an das Bestehen einer Kommunikationsgemeinschaft gebunden, innerhalb derer Reziprozität des Sozialverhaltens ermöglicht ist. Eigentumsregelungen verlieren daher ihre Wirksamkeit außerhalb des Stammes oder der Sozietät, die diese Normen in Anpassung an ihre Lebensbedingungen entwickelt hat. Das zeigt sich beispielsweise an der begrenzten Gültigkeit des Diebstahlverbots, das sich jeweils nur auf die eigene Gruppe bezieht.

Die im Vergleich zu anderen Spezies gewaltige Anpassungsfähigkeit des Menschen an unterschiedliche und sich verändernde Habitate hat eine Entsprechung in der normativen Regelung der Anpassung. Im Lauf der historischen Entwicklung können allerdings altüberlieferte Normen ihre Grundlage verlieren, da sich die klimatischen, geographischen oder wirtschaftlichen Bedingungen verändert haben, während noch keine neuen, adäquateren Normen entwickelt wurden. Dieser Fall ist besonders häufig in modernen, mobilen Gesellschaften mit schneller struktureller Veränderung, wo oft nur eine kleine gesellschaftliche Avantgarde modernen, angepaßteren Normen folgt, während die Mehrzahl der Bevölkerung sich noch nach Überlieferungen richtet, die unter agrikulturellen und feudalstaatlichen Bedingungen entstanden sind, im modernen Industriestaat aber ihren Sinn verloren haben.

Universell gilt jedoch in allen Sozietäten, daß das Verhältnis der Individuen zu Gütern und Ressourcen sozialer Kontrolle unterliegt. Diesem Prinzip liegt kein genetisch fixiertes "Normen-Programm" zugrunde, sondern ein universales Problem, das sich bei jeder Assoziation von Individuen immer wieder stellen wird: wer erhält Zugang zu den Quellen und Schätzen der Natur, die von allgemeinem Interesse sind? Solange ein Stamm oder eine Sozietät keine allgemeingültigen Normen entwickelt, würde jeder Interessent, jede Familie und jede Gruppe von Interessenten mit Konkurrenten um eine Wasserstelle, eine

Jagdbeute oder ein Landgebiet streiten und dabei auf die Konfliktlösung aufwendige Energien verbrauchen, bis ein Ergebnis erzielt ist. Das Interesse an solchen Gütern ist natürlich durch das Ziel des individuellen Überlebens, der ökonomischen Absicherung und der persönlichen Entfaltung bestimmt. In längerfristig zusammenlebenden Sozietäten entspricht es daher einer elementaren Logik, den Konflikten um Objekte durch Übereinkunft in adäquaten Regelungen vorzubeugen. Diese Regeln unterscheiden sich natürlich in ihrem Inhalt von Kultur zu Kultur in Anpassung an die jeweiligen natürlichen Bedingungen, Arten des Lebensunterhalts und der unterschiedlichen Formen der sozialen Organisation.

Besitzregeln zur Entscheidung von Nutzungs- oder Verteilungskonflikten sind unnötig, wenn die infragestehenden Objekte oder Ressourcen unlimitiert vorhanden oder wertlos sind. Tatsächlich findet man im Kulturvergleich eine zunehmend strengere Regelung des Zugangs zu Gütern, je knapper sie zur Verfügung stehen.

Hinter der kulturellen Verschiedenheit der Besitzregelungen erscheint damit das universale Problem, limitierte Güter unter den Interessenten zu verteilen und auf diese Art Konflikten langfristig vorzubeugen. Dieses Problem führte immer wieder zur Entwicklung von sozialen Normen, die allerdings jeweils unterschiedliche Ausprägung zeigten. Da die Universalität der Besitzregelungen Konsequenzen zurückgeführt werden kann, handelt es sich dabei im Sinne von JAYNES und BRESLLER (1971: 338) um eine "funktionelle Universalie".

Zusammenfassung

Besitzbezüge wie privates, persönliches und kollektives Eigentum, Territorialität und Landbesitz, Geschenke und Diebstahl erscheinen im Kulturvergleich weitgehend

geprägt von der besonderen Wirtschaftsform, den jeweiligen geschichtlichen Gegebenheiten und der Form der Sozialorganisation. In jedem Fall sind die Besitzverhältnisse an Rechtssysteme der Sozietäten gebunden, die ihre Gültigkeit außerhalb der Kommunikationsgemeinschaften verlieren. Innerhalb eines Stammesterritoriums teilen die Bewohner Rechte an diesem Landgebiet, die Fremden verwehrt werden. Diebstahl wird in der Regel innerhalb einer Sozietät mißbilligt, nicht dagegen außerhalb dieser Bezugsgruppe. Einige Regeln ("Arbeit berechtigt zur Verfügung über das Produkt"; "ius primi occupantis"; "Vorrechte auf Land und Mittel sind an tatsächliche Nutzung gebunden") kennt man in sehr unterschiedlichen Kulturen, allerdings sind sie in modernen Industriegesellschaften eingeschränkt oder nicht mehr wirksam. Universelle Verbreitung hat vermutlich die psychische Bindung an vertraute Objekte und Gebiete gefunden, die sich z. B. in Heimatgefühlen äußern kann. Gefühle der Vertrautheit können in Besitzverhalten resultieren, müssen aber nicht notwendig. Universal in allen Kulturen werden einige individuelle Gegenstände (Werkzeuge, Waffen, Kleidung) als persönlicher Besitz akzeptiert. Normen zum Austausch von Geschenken, also Veräußerungen von persönlichem Besitz, die ebenfalls universal verbreitet sind, beinhalten reziproken Austausch der Güter zwischen Individuen in Lebensgemeinschaften oder Freundschaften und drücken eine Einschränkung und Sozialverpflichtung des persönlichen Besitzes aus. In archaischen Gesellschaften basierte die Güterdistribution wesentlich auf Geschenkriten. In allen Gesellschaftsformen ist der Zugang zu den relevanten Mitteln und Ressourcen durch dezidierte Normen, Regeln und Eigentumsgesetze sozial organisiert und beschränkt.

V. Kapitel

Besitzgefühle und Selbstkonzept

Der Begriff des "Selbstkonzeptes" bezieht sich auf ein psychisches Phänomen, das im Laufe des 20. Jahrhunderts von Persönlichkeitspsychologen in zahlreichen Modifikationen immer wieder beschrieben und unterschiedlich definiert worden ist. Die Tradition des Selbstbegriffes schließt die Begriffe "Ich", "Ego", "Proprium", "persönliches Konstrukt" ein. Ein Selbstkonzept läßt sich als geordnetes und einheitliches Selbstbild verstehen, das dem Bewußtsein zugänglich ist. Das subjektive Gefühl, ein über die Zeit hinweg konstantes Ich zu haben, die Gewißheit der persönlichen Identität, ist eine Äußerung dieses Selbstkonzeptes, das KRECH et al. (1962: 102) definierten als "das Individuum, wie es sich selbst sieht". Zur Geschichte des Konstruktes innerhalb der Psychologie siehe z.B. ALLPORT (1955) oder EPSTEIN (1973).

Der Begriff des Selbstkonzeptes ist kritisiert worden, da die Überprüfung erhebliche methodische Schwierigkeiten mit sich bringt und bisher nicht zu Konstrukten geführt hat, die experimenteller Empirie zugrunde gelegt werden könnten (ROTH 1969:96). Er hat phänomenologischen Charakter, wobei die Beschreibungen weitgehend von Introspektion ausgehen. Dennoch faßt der Begriff eine Reihe von Phänomenen zusammen, die mit anderen persönlichkeitspsychologischen Ansätzen bisher nicht gefaßt wurden: "Die Identität des Individuums trotz ständiger Entwicklung und ständig wechselnder sozialer und situativer Bezüge, die Einheit des erlebenden und handelnden Individuums" (ROTH 1969:96).

Ein Selbstkonzept kann als zentrale Instanz einer Person verstanden werden, die die Wahrnehmungsweisen,

Gefühlsbereitschaften, Denkstile und Denkinhalte, Erfahrungen und Handlungen über längere Zeiträume in individuell typischer Weise organisiert. In das Selbstkonzept gehen sowohl ein Bild vom eigenen Körper, von den Gefühlen und den Fähigkeiten ein als auch Denkinhalte, charakteristische Sozialbeziehungen, die materielle Grundlage und die Art der Arbeit. Es ist von emotionalen Erscheinungen begleitet, die die zeitliche Aufrechterhaltung des Selbst verteidigen. Wird die Organisation eines Selbstkonzeptes bedroht, so kann das Individuum heftige Angst erleben (deutlich u.a. bei Schizophrenen mit uneinheitlichem Selbstkonzept) und zum Versuch führen, diese Bedrohung abzuwehren (EPSTEIN 1973:407).

Das Selbstkonzept entwickelt sich aus Erfahrungen in sozialen Interaktionen, also durch Abgrenzung von der äußeren Welt und von anderen Individuen, mit einer Eigendynamik, die EPSTEIN (1973:407) als "tendency to assimilate increasing amounts of information" beschrieb. "Ego-extension" nannte ALLPORT (1955) die Tendenz des Selbst, Identifikationen auch über die Körpergrenzen hinaus zu vollziehen.

In diesem Sinn einer Ich-Erweiterung können in ein Selbstkonzept Besitzbeziehungen zu konkreten Objekten eingehen, dh. phänomenologisch betrachtet kann sich das Selbstkonzept eines Individuums auf Besitzobjekte ausdehnen.

Dieser Zusammenhang ist in den Sozialwissenschaften gelegentlich beschrieben worden. THURNWALD (1922:203) formulierte, der individuelle Besitz bei Naturvölkern werde so sehr mit der Persönlichkeit des Herstellers in Verbindung gebracht, "daß er häufig mit der Leiche verbrannt oder beerdigt wird, daß man das Haus verfallen läßt und den Ertrag der Pflanzung ganz oder teilweise

opfert. Werkzeuge und Waffen werden in der Tat wie verlängerte Organe des Verstorbenen betrachtet." (Zit. nach MEYER-HOLZAPFEL 1952:19)

BEAGLEHOLE kam nach einer Studie über animistische Bezüge von Stammesgesellschaften zu Besitz zu einem ähnlichen Ergebnis:

"The self has developed sentiments of possession and of ownership centred about primitive property values and the acquired values assimilated to these. Animistic identification of the self with this property strengthens to a further degree this personality-property sentiment relationship." (BEAGLEHOLE 1932:315)

Diese These einer engen Beziehung zwischen Besitzverhalten und der Entwicklung des Selbstkonzeptes führt uns zu interessanten Zusammenhängen, wenn unterschiedliche Erscheinungsformen des Selbst betrachtet werden.

In Stammesgesellschaften, die auf der Basis von Verwandtschaftsbeziehungen assoziiert sind und wo daher ein familienorientiertes Selbstkonzept (familiäre Identität) von besonderer Bedeutung ist, läuft die Verwaltung und Verteilung von Besitz weitgehend parallel zu den Verwandtschaftslinien.

Innige persönliche Freundschaften werden unter Umständen durch gemeinsamen Besitz begleitet. Im orientalischen Brauchtum gilt die Hingabe der persönlichen Habe an einen Freund als Zeichen der Hinwendung der ganzen Persönlichkeit. Der biblische Mythos der Freundschaft von David und Jonathan beschreibt, wie Jonathan bald Rock und Mantel auszog, Schwert, Bogen und Gürtel ablegte und alles David übergab. Die Bereitschaft, die getrennten Identitäten in der Gemeinsamkeit aufgehen zu lassen, findet darin Ausdruck.

Ein Diener, der sich weitgehend mit seinem Herrn identifiziert, wird es für selbstverständlich halten, daß sein Herr über die Produkte seiner Arbeitskraft verfügen kann.

Individualisierte Selbst-Formationen sind besonders charakteristisch in modernen Industriegesellschaften, soweit diese noch vom Bürgertum geprägt sind. WACKER charakterisierte diese Prägung des Besitzverhaltens im Zuge der kindlichen Sozialisation in unserer Gesellschaft:

"Persönlicher Besitz und geldlich vermittelte Objektbeziehungen verweisen jedoch nicht allein auf die kognitive Organisation von Erfahrungen; sie bilden zugleich die Grundlage für die spezifisch bürgerliche Form der Ausbildung eines Individual-Ichs. Die Identität findet in den im alltäglichen Lebensprozeß sich durchhaltenden Konstanten ihre Begrenzung und ihre Stütze: Der eigene Sitzplatz, der besondere Name, der eigene Verfügungsreich in Abgrenzung vom Handlungsraum der Erwachsenen, der persönliche Besitz an Gegenständen und Geld, all dies wird zum zeitlich sich durchhaltenden Kristallisationskern, der sich ausbildenden Ichidentität, die auf zeitliche Konstanz und individuelle Unverwechselbarkeit ausgerichtet ist." (A. WACKER 1976:197)

So wie mit einem individualisierten Selbstkonzept ein individualisiertes Besitzverhalten einhergeht, so folgen kollektiven Identitätsformen (Gruppen-Selbst) vermutlich auch kollektive Verhaltensorientierungen gegenüber Besitz.

Ein Beispiel liefert E. WULFF mit Beobachtungen aus Vietnam, wo sich die Bildung eines Gruppen-Selbst auf verschiedenen Ebenen widerspiegelt. In der vietnamesischen Sprache fehlen z.B. persönliche und besitzanzeigende Fürwörter.

"Der Satz "Du gehst nach Huế" ist ins Vietnamesische nicht direkt übersetzbar und zwar deshalb, weil es das Wort "Du" in dieser Sprache nicht gibt Einen Allgemeinbegriff gibt es aber ebensowenig für das Wort "Ich". Auch "ich" bin entweder Herr (Großvater), kleiner oder großer Bruder, Onkel, Meister, Sklave, je nach der Rollensituation, in die ich durch das Verhältnis zu meinem jeweiligen Gesprächspartner gerade versetzt werde... Das Ich des einzelnen wird also auch sprachlich durch seine Sozialrolle artikuliert, nicht durch seine subjektive Individualität..." (WULFF 1972:109)

Das System der vietnamesischen Großfamilie mit Geschwistern, Großeltern, Tanten, Onkeln, Vettern u.a. führt bei Heranwachsenden zu vielseitigen und wechselnden Bezügen. Hinzukommt die Bauweise des klassischen vietnamesischen Hauses, in dem es keine abgetrennten "Intimräume" gibt, sondern einen einzigen großen Raum, der allenfalls durch Vorhänge unterteilt sein kann. Daher spielt sich dort alles, einschließlich des elterlichen Sexuallebens, in der "Intimität" der erweiterten Familie und unmittelbaren Nachbarschaft ab. Durch diese Bedingungen

"fehlen weitgehend die Voraussetzungen zu einer Verschärfung der ohnehin kaum angedeuteten Trennungs- und Individuationsproblematik zu einer Besitzproblematik. Das Ergebnis solcher Sozialisationspraktiken in der frühen Kindheit ist ein "Gruppen-Ego", ein Ich, bei dem der Wunsch, ein Objekt zu besitzen, gewöhnlich von dem Wunsche begleitet ist, es (mit den Angehörigen seiner Gruppe) zu teilen,..." (WULFF 1972:110)

In Kommunen, die die Entwicklung einer Gruppenidentität unterstützen, (z.B. durch starke Abgrenzung von der sie umgebenden Gesellschaft) findet sich meist ein Großteil des Besitzes in Gemeineigentum. Die Sektenge-

meinden, die sich im letzten Jahrhundert in Nordamerika als Kollektive gebildet haben, z. B. die Amanas, die Hutteriten, die Perfektionisten, die Shaker, die Rappisten und Icarians, bestanden in der Regel auf Gemeineigentum (siehe UNGERS 1972). Die weitergehende Anpassung der Individuen an die spezifischen Normen und Ziele der Sekten hatte darin ihre Entsprechung. Auch moderne Kommunen, wie z. B. die österreichische "AA-Kommune", praktizieren gleichzeitig eine kollektive Identifizierung und Gemeineigentum. Erfahrungsberichte aus Wohngruppen in Großstädten lassen den Schluß zu, daß der Übergang von persönlichem Besitz zum Gemeinschaftsbesitz im Vergleich zu anderen sozialen Veränderungen nicht als übermäßig schwierig erfahren wird:

"Die gemeinsame Organisation des Alltages hat bei uns nur funktioniert auf der Grundlage der kollektiven Beschaffung der Mittel für den Lebensunterhalt. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, das eingebrachte Geld gemeinsam zu verwalten, nach gemeinsam aufgestellten Prinzipien für unsere Bedürfnisse auszugeben... Zu unserem eigenen Erstaunen hat die fehlende Verfügungsgewalt über eigenes Geld keine sichtbaren nachteiligen Wirkungen auf uns gehabt." (KOMMUNE II: 1975: 60f.)

"Gesellschaftliche Zwänge, wie die Besitzrevalität und der Konsumzwang, lassen sich mit der Zeit in der Gruppe ohne sehr viele Schwierigkeiten abbauen... Da Besitz in der Gruppe nicht mit einem bestimmten Status oder Ansehen verbunden ist - die Gruppe ist Eigentümer der materiellen Güter -, verliert er diesen Aspekt, der für den kapitalistischen Produktionsprozeß von entscheidender Bedeutung ist." (FEIL 1972: 34)

Das reibungslose Gelingen von kollektiven Eigentumspraktiken ist mir allerdings nur von Wohngruppen bekannt, in denen die Mitglieder sich um ein enges Ver-

hältnis untereinander bemühen, während in Gruppen mit wenig entwickelter kollektiver Identität viel Streit um das kollektive Eigentum entsteht.

Die Verknüpfung von Besitzobjekten mit dem Selbstkonzept mag sehr eng oder eher lose sein, sie kann umfassend sein oder sich lediglich auf spezielle Aspekte der Person beziehen (z.B. sozialer Rang, Reichtum, physische Kraft, Mut, usw.). Das persönliche Totem eines Indianers kann z.B. sehr eng mit seiner Person verbunden sein, während die Rangabzeichen, die ein Häuptling einer Südseesozietaät an seinem Haus anbringt, zwar aktuell mit seiner Person verknüpft sind, aber auf längere Sicht eher lose und austauschbar mit seinem Selbst verbunden sind. Die Motorräder einer Rockergruppe können ein zentrales Objekt der Identifizierung der Gruppe und gleichzeitig ein wichtiges Mittel der individuellen Selbstdarstellung sein. Die enge Verbindung mit dem Besitzobjekt verdeutlicht folgende Einladung, die ein jugendlicher Motorradbesitzer in München einem ihm relativ fremden Motorradfahrer aussprach:

"Na, wie läuft's mit Deiner DKW? Magst Du heute abend auf ein Fest kommen? Da kommt auch eine Kawasaki und eine Harley-Davidson..." (pers. Mitteilg. von M. SCHRÖDER).

Andere Beispiele zeugen widerum von recht losen Verknüpfungen zum Selbst. Kleidungsstücke (z.B. Parka oder Lodenmantel), Autos oder am Jackett getragene Vereinsabzeichen symbolisieren zwar die Zugehörigkeit zu einer Bezugsgruppe und geben Informationen über Einkommen und Weltanschauung, werden aber relativ häufig ausgetauscht und bilden daher nur in geringem Ausmaß ein konstitutives Merkmal der Persönlichkeit. Sie sind gleichzeitig Träger sozialkommunikativer Codes, die soziale Eigenschaften des Besitzers in der Form gegenständlicher

Attribute materialisieren. Das bedeutet, durch die Wahrnehmung konkret-anschaulicher Stellvertreter ("Symbole") soll das Verständnis abstrakter sozialer Beziehungen (z.B. von Rang) erleichtert werden.

Diese Aufzählung von Beispielen der Beziehungen zwischen Selbstkonzept und Besitz mag vielleicht die Bedeutung dieser Verknüpfung unterstreichen; eine Erklärung enthält sie allerdings nicht. Sie soll zudem nicht den Eindruck erwecken, daß jede Beziehung zu Besitzobjekten immer mit einer Beteiligung der Persönlichkeitsstruktur des Besitzers einhergingen. Im Gegenteil: Sehr viele Besitzverhältnisse beruhen allein auf Rechtsverhältnissen, ohne persönliche Bindungen zu involvieren. Daß mit dem persönlichen Besitz zu einem Objekt heftige Emotionen verbunden sein können, ist allerdings ebenso bekannt.

Wenn die behauptete (potentielle) Verknüpfung von Selbst und Besitz zutrifft, so läßt sich eine weitere Aussage folgern über den Ursprung der Emotionen, die mit engen Besitzverbindungen verbunden sein können. Wenn nämlich das kognitiv organisierte Selbstkonzept gegen Bedrohungen durch defensive Emotionen geschützt wird (wie z.B. EPSTEIN (1973) behauptet), und wenn weiterhin Besitzobjekte in das Selbstkonzept einbezogen sind, so wird eine Bedrohung dieser Besitzobjekte auch eine Bedrohung von Aspekten des Selbstkonzeptes darstellen und daher emotionale Verteidigungsreaktionen auslösen. Ein Beispiel: Eine ostpreußische Gutsbesitzerfamilie, deren Landgut durch politische Veränderungen enteignet werden soll, wird vermutlich mit heftigen Emotionen auf diesen Verlust reagieren, da sie nicht nur Quellen persönlicher Vorteile verlieren, sondern in ihrer gesamten Identität getroffen werden.

Diese hier angesprochene, unmittelbare Beziehung zu

Besitz entsteht sicherlich nicht lediglich durch die Übertragung von Besitz- und Nutzungsrechten. Ich nehme vielmehr an, daß erst ein Prozeß, der Zeit und Energieaufwand erfordert, diese Verknüpfung von Besitz und Selbst herstellt.

Eine Zeitperiode, in dem ein Besitzer (im juristischen Sinn) eines Gegenstandes oder eines Landgebietes sinnliche Erfahrungen damit macht und das Objekt ihm in immer mehr Aspekten vertraut wird, führt vermutlich zu persönlicher Verbindung mit diesem Besitz. EDNEY (1972) hat die Bedeutung der Nutzungszeit in einer Studie über das Verteidigungsverhalten von Besitzern bewohnter Grundstücke belegt. Er hat Bewohner von Grundstücken mit einzeln stehenden Häusern befragt, wie lange sie schon dort wohnten bzw. noch wohnen wollten. Diejenigen Bewohner, die dort lange wohnten oder zu wohnen beabsichtigten, erschienen signifikant schneller auf sein Klingeln hin an der Haustür und hatten häufiger ihr Grundstück eingezäunt und mit Warntafeln ("Privat!", "Zutritt verboten" o.ä.) versehen. Diese territoriale Verteidigung war also direkt mit der tatsächlichen bzw. erwarteten Benutzungsdauer korreliert. Nicht wesentlich war für ihr Verhalten dagegen, ob die Bewohner (=Besitzer) auch im rechtlichen Sinne Eigentümer der Häuser waren oder sie z.B. nur gemietet hatten.

Besitzverhalten resultiert hier aus einer Objektbeziehung mit zeitlicher Dimension. Juristisch gesehen kann zwar eine Person in sehr kurzer Zeit Eigentümer eines Gegenstandes oder Gebietes durch einen Vertragsabschluß werden. Eine unmittelbare psychische Bindung an Besitz beansprucht dagegen Zeit - und vermutlich aktive Beschäftigung mit dem Objekt. Auf diese zweite Bedingung weist das bekannte "Werkgefühl" hin.

Ein Kind, das ein Blatt Papier mit Farbstiften bemalt, sieht im fertigen Produkt "sein Werk". Es berücksichtigt die Tatsache, daß es seine eigenen Energien und Fähigkeiten "zu Papier gebracht" hat, indem es eine zeitlang den Verbleib des Bildes überwacht, es gegen andere Benutzer, Beansprucher oder Zerstörer verteidigt, sprachlich seine Anteilnahme ausdrückt ("Das ist mein Bild, denn das habe ich gemacht!"), oder es unter Umständen verschenkt, worin sich indirekt ebenso ein Eigentumsanspruch ausdrückt. Oft sind, besonders bei Bedrohung, heftige Emotionen mit dem Werk verbunden. Diese Werkgefühle beziehen sich auch auf gemeinsam hergestellte Dinge. Im Kindergarten konstruiert eine Kindergruppe z.B. aus Bauklötzen ein Gebäude mit Dach und Schornstein, Vorgarten und Hof. Anschließend wird die Gruppe der Baumeister es vielleicht mit gewissem Stolz herumzeigen, anderen evtl. erlauben damit zu spielen, es aber gegen Zerstörung entschieden verteidigen. (Eine Serie von Beobachtungen über kindliche Beziehungen zum eigenen Werk wurden in meiner Diplomarbeit (1975) dargestellt. Allerdings bezieht sich diese Studie nur auf Münchener Kinder, es ist noch ungeklärt, wie sich veränderte kulturelle Bedingungen auf das Werkgefühl auswirken!)

Dieser direkte Bezug zum eigenen Werk entsteht, wie die Kinderstudien zeigen, unabhängig von der Notwendigkeit der eigenen Reproduktion, von der Sicherung des Lebensunterhalts, d.h. vom Ziel der Selbsterhaltung. Es handelt sich vielmehr um ein unabhängiges Phänomen der persönlichen Anteilnahme (emotional und kognitiv) am eigenen Produkt. Diese Anteilnahme mag damit zusammenhängen, daß die Produkte, die ein Kind, ein Handwerker oder eine Gruppe von Produzenten hergestellt haben, die Spuren ihrer Tätigkeit und ihrer schöpferischen Fähigkeiten enthalten. Ein Schuster bearbeitet rohes Leder, das er selbst ausgewählt hat, in einer Weise, die ihm selbst eigen ist: Er investiert seine Arbeitskraft und sein

Geschick in die Verarbeitung des rohen Materials zu einem Schuh, einer Ledertasche oder einem Ledergürtel: Zu seinem Produkt. Das Werk stellt eine "Entäußerung" (MARX) des Wesens und der Fähigkeiten des Produzenten dar. Diesen Gedanken formulierte A. MITSCHERLICH (1972: 13) so:

"Aber das Eigentümliche, auf welches das Eigentum hinweist, das Eigentümliche eines Menschen, das, was er hervorgebracht hat, ist zunächst doch mehr als Ware, ist gefühlsmäßig ihm nahe, ein Stück von ihm selbst, etwas, worin sich sein Wesen und seine Fähigkeiten ausdrücken."

Unmittelbare Werkgefühle sind allerdings in der warenproduzierenden Industriegesellschaft zur Seltenheit geworden. Der Schreiner bearbeitet in einer modernen Gesellschaft Holz nicht lediglich als Äußerung seiner Kreativität und zur eigenen Verwendung, sondern er stellt serienmäßig Holzprodukte her als ein Spezialist, der auf dem Warenmarkt seine in dem Produkt vergegenständlichte Arbeitskraft zum Verkauf gegen Tauschmittel (Geld) anbietet. Dies ermöglicht ihm der anerkannte soziale Kontrakt, der besagt: "Ich erhalte eine bestimmte Summe an Tauschmitteln, wenn ich die Verfügungsgewalt über meine Produkte einem Tauschpartner übertrage und alle Ansprüche über mein Werk aufgebe." Dieser Vorgang, bei dem eigene Werke "veräußert" oder eingetauscht werden, galt für MARX als eine Wurzel der Entfremdung.

"Erst wenn der Mensch sein Produkt auch veräußert, d.h. es zur Ware macht, austauscht oder verkauft, setzt sich ein Mechanismus in Bewegung, der zur Entfremdung führt: Das Produkt dient nicht mehr der unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung seines Herstellers, es erscheint diesem nun als etwas Selbständiges und Fremdes." (MÜLLER-HERLITZ 1972:13)

Die ursprüngliche, direkte und persönliche Beziehung eines Produzenten zu seinem Produkt wird in arahaischen Rechtssystem auch gesellschaftlich anerkannt, indem ihm Vorrechte auf sein Produkt zugebilligt werden. Eine Shuara-Frau, die Keramikton selbst entdeckt und eine Tongrube mit eigenen Händen ausgegraben hat, erwirbt damit auch Verfügungsrechte über die Grube (HARNER 1973). Ein Pygmäe, der Jagdpfeile hergestellt hat, ist dessen Eigentümer, ebenso hat er Vorrechte auf die Beute, für deren Fang er Energien aufgewendet hat (TURNBULL 1965). Dieses Prinzip ist in den verschiedenartigsten menschlichen Kulturen verbreitet. Es tritt sowohl im Zusammenhang mit der Nahrungsmittelproduktion und -verteilung auf wie bei der Herstellung von Kleidung, Schmuck, Werkzeugen, Waffen und Produktionsmitteln. Persönliches Eigentum wie Schmuck und Werkzeuge wurde oft selbst hergestellt. Die Paschtunnomaden erwerben Benutzungsvorrechte auf Brücken oder Bergpfade, wenn sie Arbeit für die Errichtung und Reparatur aufwenden (GLATZER 1977). Auch bei der Bearbeitung von Ackerboden findet man in vielen Kulturen explizit die Regel, daß derjenige Mann, die Frau oder die Gruppe, die Arbeit aufgewendet hat, ein Verfügungsrecht über die Produkte dieses Ackers oder Gartens erwirbt. Die gleiche Beziehung gilt auch für kollektive Tätigkeit: Hat eine Gruppe von Produzenten gemeinsam Energien für ein Werk aufgewendet, so wird damit jedes Mitglied dieser Gruppe Teileigentümer am Produkt. Wenn Pygmäengruppen gemeinsam auf Netzzagd durch den Wald ziehen, so erwirbt jeder Jagdteilnehmer einen Teilanspruch an der gemeinsamen Beute (TURNBULL 1961). In unserer Gesellschaftsform wird gewöhnlich das unmittelbare Teileigentum, das bei einer kollektiven Arbeit erworben wurde, vom Eigentümer der Produktionsmittel gegen Geld eingelöst.

Diese Rechtsform (Recht auf das eigene Produkt) steht möglicherweise in ursprünglichem Zusammenhang zum Werkgefühl.

Auch bei Raumgebieten findet man das gleiche Phänomen wieder, daß ein Objekt vom Besitzer mit Besitzgefühlen bedacht werden kann, wenn er sich aktiv damit beschäftigt hat bzw. Arbeit und schöpferische Kraft in dieses Gebiet gesteckt hat. Ein Garten oder ein Feld wird vermutlich (abgesehen vom rechtlichen Status) eher emotional verteidigt werden als ein unbearbeiteter Grund. Je mehr Lebensbezüge eines Landgebietes zu seinem Besitzer verwirklicht sind, umso deutlicher wird der Besitzer auch einen Prozeß der Identifizierung zu diesem Boden eingehen und emotionale Bindung erleben. Wobei diese Gefühle in der Konstruktion des Selbstkonzeptes ihren Ursprung haben dürften.

Zusammenfassung

Im Laufe eines Identifizierungsvorganges kann zu Gegenständen eine enge psychische Bindung entstehen, die eine kognitive und emotionale Verknüpfung des Selbstkonzeptes mit einem Besitzobjekt beinhaltet. Wenn zum Beispiel Individuen oder Gruppen Energien in Form von Arbeit für Werke, Gebiete oder Objekte aufgewendet haben, so resultieren daraus unter Umständen persönliche Gefühle zu diesem Besitz, der eigene Entäußerung dieser Individuen darstellt. Die Zeitdauer des direkten Umganges mit einem Objekt determiniert weiterhin die Enge der Beziehung zum Besitzer. Besitzgegenstände können dabei zu konstitutiven Bestandteilen des Selbst werden, sei dieses nun eher individualistisch oder kollektiv organisiert. Diese Form der psychischen Bindung ist zunächst unabhängig von juristisch definierten Eigentumsverhältnissen, mag allerdings vom System sozialer Kontrakte überlagert werden.

VI Kapitel

Stammesgeschichtliche Voraussetzungen des Besitzverhaltens

Nachdem individuelle Unterschiede und interkulturelle Variationen und Universalien im menschlichen Besitzverhalten beschrieben wurden, stellt sich - um zu einer umfassenden Anthropologie des Besitzes zu kommen - die Frage, in welcher Form und welchem Ausmaß man auch bei Tieren analoge Verhaltensweise des Besitzes findet. Vergleicht man menschliches mit tierischem Besitzverhalten, so könnten aus dieser Gegenüberstellung heraus einerseits spezifisch menschliche Züge deutlich werden, andererseits kann man Hinweise erhalten auf die stammesgeschichtlichen Entwicklungsschritte, die zu menschlichen Besitzformen führten. In den Sozialwissenschaften meldeten sich immer wieder Kritiker dieses Vorgehens, die es für sinnlos erklärten, menschliches Verhalten mit dem Verhalten höherer Wirbeltiere in historische Verbindung zu bringen. Ich meine dagegen, daß erst eine genaue Betrachtung des phylogenetischen Prozesses die sozialpsychologische Grundlage menschlichen Besitzverhaltens aufklären kann und teile in diesem Punkt die Auffassung von HOLZKAMP-OSTERKAMP, die 1975 schrieb

"Es ist eine zutiefst unhistorische und idealistische Vorstellung, daß der Mensch in seiner Gesellschaftlichkeit von seinem phylogenetischen Erbe abgeschnitten sei; die menschliche Gesellschaft wird so quasi aus dem Nichts geschaffen, ist eine metaphysische Letzttheit und einer wissenschaftlichen Erklärung nicht zugänglich. Nur, wenn man begreift, daß die menschliche Gesellschaftlichkeit die höchste Form organismischer Anpassungsleistungen in sich einschließt und übersteigt und

nur dadurch in die neue Qualität gesellschaftlich-historischer Entwicklung umschlagen konnte, wenn man also sieht, daß die genaue Kenntnis der phylogenetischen Gewordenheit des Menschen zwar keine hinreichende, aber eine notwendige Voraussetzung für das Verständnis seiner Gesellschaftlichkeit ist, kann man hier zu einer adäquaten wissenschaftlichen Problembehandlung kommen." (HOLZKAMP-OSTERKAMP 1975:241)

Geht man von der Bedeutung der Phylogenese für das menschliche Verhalten einmal aus, ergibt sich zunächst die Frage, wie denn konkret das stammesgeschichtliche Gewordensein das menschliche Verhalten beeinflusst. Zum Beispiel könnten Verhaltensweisen, die im Genprogramm phylogenetischer Vorläufer des Menschen fixiert und an deren Lebensform angepaßt waren, heute noch als "Reste" verhaltensbestimmend sein, obwohl die Menschen inzwischen unter anderen Bedingungen leben ("Theorie der phylogenetischen Relikte"). Weiterhin könnten (diese Annahme halte ich für treffender) im Laufe des Artenwandels generelle Potentiale entstanden sein (z.B. Sinnesleistungen oder Lernfähigkeiten), die auch beim Menschen verhaltenswirksam sind. HOLZKAMP (1977) geht vom Differenzierungsgesetz der biotischen Entwicklung aus und kommt von daher zur Annahme der Herausbildung elementarer Dimensionen:

"Da die Evolution global ein Differenzierungsprozeß in immer mehr und unterschiedlichere Arten von Lebewesen ist, sind die jeweils unspezifischeren Dimensionen des gegenwärtigen Mensch-Welt-Verhältnisses normalerweise früher in der Phylogenese entstanden, stellen also auch im Hinblick auf die historische Herausbildung elementare Dimensionen dar." (HOLZKAMP 1977:15)

Dieses sehr allgemein formulierte Prinzip übertrugen BEHRENS und PADBERG (1976) thesenhaft auf die Naturge-

schichte des Besitzes:

"Das Gemeineigentum hat eine entwicklungsgeschichtliche Voraussetzung in dem Territorialverhalten einer Tiergruppe (z.B. einer Primatengruppe), welche ihr Territorium (Revier) gegen eine andere Gruppe (oder Individuen) gleicher Art oder auch fremder Art verteidigt. Das persönliche Eigentum hat eine entwicklungsgeschichtliche Voraussetzung in der individuellen Nahrungsaneignung der Angehörigen einer Tiergruppe und der Verteidigung der individuell erworbenen Nahrung gegen Freßfeinde. Daneben kommt noch die Inbesitznahme und Verteidigung eines individuellen Reviers als entwicklungsgeschichtliche Voraussetzung für die Bildung persönlichen Eigentums in Betracht." (BEHRENS und PADBERG 1976:100f.)

Wieweit diese Thesen den Tatsachen entsprechen oder wieweit sie die phylogenetische Entwicklung zu grob zusammenfassen, versteht man erst nach genauerer Untersuchung bisher vorliegender Befunde über tierische Besitzbezüge. Im Folgenden sollen daher einige Verhaltensweisen der Wirbeltiere, speziell der Säugetiere und nichtmenschlichen Primaten, zusammengestellt werden und ein Vergleich mit menschlichem Besitzverhalten versucht werden.

Bei diesem Vorgehen ergeben sich allerdings zwei Probleme:

- 1.) Die phylogenetische Entwicklung zum Menschen kann nur hypothetisch beschrieben werden, da die realen "Ahnen" ausgestorben sind und nur sehr wenige Fossilien erhalten sind, die zudem fast nichts über die ursprüngliche Sozialorganisation dieser Arten mitteilen. Stattdessen müssen ethologische Kenntnisse über die rezenten Arten, die dem Menschen am nächsten verwandt sind, herangezogen werden.
- 2.) Jede Tierart, deren Verhalten im Folgenden beschrie-

ben wird, ist in einer spezialisierten Weise an ein bestimmtes ökologisches Habitat angepaßt, während der Mensch vergleichsweise als "weltoffen" charakterisiert werden kann. Aus diesem Grunde ist es methodisch schwierig, hinter jeder speziellen Anpassung noch gemeinsame Prinzipien oder Entwicklungslinien zu erkennen, die sich durch die Geschichte des Artenwandels bis zum heutigen Menschen hindurchgezogen haben.

Die Konsequenz dieser beiden Einschränkungen der Methode sehe ich darin, daß bei dem heutigen Wissensstand nur eine sehr vage und allgemein formulierte Aussage über die stammesgeschichtliche Basis menschlichen Besitzverhaltens möglich sein wird. Ich werde im Folgenden zunächst in einem ersten Abschnitt über tierische Raumbeanspruchung besitzähnliches Verhalten zu Gebieten (Territorium, Heimatgebiet, Nest und Heim) beschreiben, in einem zweiten Abschnitt über ökologiebedingte Techniken der Nahrungsversorgung werde ich Formen der Nahrungsbeschaffung beschreiben, die mit Besitzverhalten einhergehen (Vorräte-Sammeln, Beute-Teilen), und zuletzt einen Versuch machen, den historischen Übergang von weniger organisierten Primatenarten zum Menschen und den damit verbundenen "qualitativen Sprung" ("fulguratio", LORENZ 1973, 48) zu rekonstruieren. Die Darstellung wird auf die Feststellung hinauslaufen, daß die Beanspruchung und Verteidigung von Besitz ein allgemeines Potential der Wirbeltierreihe zu sein scheint bei weitgehender Offenheit für soziale und habitatbedingte Anpassung.

Raumbeanspruchung bei Wirbeltieren

Die Tierethologie und Ökologie haben in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Befunde über tierische Verhaltensmuster der Raumbeanspruchung oder "räumlichen Intoleranz" zusammengetragen. Die üblichen Kategorien zur Beschreibung dieses Verhaltenskomplexes sind: "Individualdistanz", "Koloniebildung", "Heimatgebiet", "Nest" bzw. "Heim" und "Territorialität". Da im Raumbezug der Tiere teilweise ein meiner Definition entsprechendes Besitzverhalten zu Objekten gesehen werden kann (Ausschluß von Artgenossen an der Nutzung eines Gebietes durch Verteidigung), wobei Raumgebiete hier als Zielobjekt des Besitzens auftreten, sollen diese Raumbezüge hier zusammenfassend dargestellt werden. Übersichtsarbeiten zu diesem Komplex liegen u.a. von BROWN und ORIAN (1970), BATES (1970) sowie von EIBL-EIBESFELDT (1978a:425ff.) vor, auf die ich mich im wesentlichen stützen werde.

Individualabstand: Das Phänomen, daß in einer Reihe von Tierarten Mindestabstände zwischen den Individuen eingehalten werden, wird mit "Individualabstand" (individual space) bezeichnet. Diese Tiere "tragen gewissermaßen ein kleines Hoheitsgebiet mit sich" (EIBL-EIBESFELDT 1978a:434), d.h. nicht ein konkretes geographisches Gebiet, sondern ein Mindestabstand wird verteidigt. Dabei lassen sich "Distanz-Arten" (Annäherung zwischen Individuen über eine typische Schwelle hinaus resultiert in aggressivem Verhalten) und "Kontakt-Arten" (häufiger Kontakt durch grooming oder beim Fressen oder schlafen) unterscheiden (BROWN und ORIAN 1970). Dieses Verhalten wurde oft im Zusammenhang mit Territorialverhalten diskutiert. Für die Frage nach Besitzverhalten gegenüber konkreten Objekten bringt dieses Thema allerdings keine direkten Aufschlüsse und soll daher ausgeklammert werden.

Koloniebildung: Versammeln sich Individuen eng an einem Brutplatz oder Futtergebiet, ohne definierte Grenzen eines Gruppengebietes gemeinsam zu verteidigen, so spricht man von Koloniebildung. Die Brutkolonien vieler Vögel (z.B. Reiher, Lachmöwen, Dohlen) bestehen aus Kerngruppen von Jungen und Elternpaaren, die höchstens einige Nachbarn individuell kennen, zusammen betrachtet aber einen übergeordneten anonymen Verband bilden. Die Vögel nisten dabei jeweils in Hackdistanz zum Nachbarn. Koloniebildung kann vorteilhaft sein für eine gemeinsame Verteidigung gegen Raubtiere sowie für das bessere Aufsuchen und Ausnutzen von nahrungsreichen Gegenden.

Heimatgebiet: Das Gebiet, in dem sich Individuen oder Gruppen normalerweise (von besonderen Wanderungen abgesehen) bewegen (z.B. Schlafbaum zum Wasserloch, zum Futterbaum usw.) wird gewöhnlich als Heimatgebiet (Aktionsraum, home range) bezeichnet. An das Heimatgebiet sind nicht notwendig bestimmte Verhaltensweisen wie territoriale Verteidigung oder ausschließliche Nutzung gebunden. Dabei überlappen oft die Heimatgebiete verschiedener Individuen. Ebenso verteidigen viele Arten nur einen zentralen Teil ihres Heimatgebietes, nicht aber die Randzonen. Galapagos-Seelöwen verteidigen z.B. einen bestimmten Ufer- und unmittelbar anschließenden Wasserstreifen, nicht aber ihren Aktionsraum im Meer.

Territorialität: Territorialverhalten wird gewöhnlich operational definiert als die bevorzugte Nutzung eines Raumgebietes, das gegen andere Artgenossen aktiv verteidigt wird (EIBL-EIBESFELDT 1978:430). Die Grenzen eines Territoriums werden oft mit Nachbarn im offenen Kampf ausgefochten. Später werden Nachbarn, die in die Nähe der Reviergrenze kommen, durch Droh- und Imponierrituale an den Besitzanspruch erinnert. Weit verbreitet findet man außerdem bei Vögeln und Säugern Markierungsverhalten, d.h. innerhalb eines beanspruchten Raumes

bietes hinterlassen die Besitzer charakteristische Zeichen oder Marken, die ihre Präsenz mitteilen. Diese Zeichen können geruchlicher Art sein (z.B. Duftmarken aus Sekretdrüsen), akustischer Art (z.B. Gesang territorialer Vögel) oder optischer Natur (z.B. Scheuermarken bei Braunbären). Viele Säugetiere markieren zwar ihre Umgebung mit Düften, doch ist bei der Interpretation Vorsicht geboten: Haushunde markieren mit Harn auch in ganz fremden Umgebungen, die sie nicht verteidigen; der einzige Ort, wo sie nicht harnen, ist der eigene Wohnplatz, den sie aber gegen andere Hunde verteidigen (ROWELL 1972:165). Ratten und Mäuse markieren sich gegenseitig mit Harn innerhalb ihrer "geschlossenen anonymen Verbände". Vermutlich machen geruchliche Marken auch den Besitzer selbst mit einem Gebiet vertraut, wenn er seine eigenen Marken wiedererkennt. Ein Territorium ist strukturiert durch eine Grenze, ein Heim als Ort maximaler Geborgenheit (Erdbau, Baumhöhle, Nest, oft auch Heime 2. und 3. Ordnung) und regelmäßig frequentierte Stellen im Zusammenhang mit bestimmten Verhaltensweisen z.B. der Nahrungsaufnahme, Exkretion, Komfortverhalten und Fortpflanzung.

Nest und Heim: Im Zentrum von Heimatgebiet und Territorium sind Fixpunkte, die als Brutplatz oder Zufluchtsort dienen können. HEDIGER hat 1977 eine Übersicht über das Vorkommen von Nest und Heim bei Primaten veröffentlicht, die hier referiert werden soll. Ein "Nest" stellt einen Fixpunkt dar, der zur Aufzucht von Jungen dient, dagegen nicht (zumindest bei den Primaten) als Zufluchtsort oder Ort maximaler Sicherheit. An der Basis des Primatenstammbaumes findet man noch Spezies, die echte Nester bauen (bei den Tupaiiden und Prosimiern). Die Nester der Halbaffen sind Brut- und Schlafnester zugleich, wo die nesthockenden Jungen zurückgelassen werden können, während die Mütter auf Nahrungssuche sind. Mit zunehmender Organisationshöhe werden diese lokalen Fixpunkte

seltener; die Mehrzahl der Primatenarten bauen keine Nester. Pongiden bauen allabendlich mit geringem Aufwand Schlafnester aus Ästen und Blättern, die damit nicht vergleichbar sind, da die Jungen dort nicht zurückgelassen werden und diese Nester keinen permanenten Charakter haben. Als Entsprechung dazu entwickelte sich bei den phylogenetisch höheren Primaten eine neue Weise des Jungentransports, wobei die Jungtiere aktiv in das Fell älterer Tiere greifen und sich an ihrem Körper festhalten. Mit dem Verlust der Körperbehaarung verschwand im Laufe der Phylogenese diese Möglichkeit, stattdessen halfen sich die Hominiden mit technischen Mitteln, wie Baumrinden oder Tierfellen, mit denen sie die Kleinkinder dicht am Körper trugen, bis sie sie selbst nachts in Wiegen oder Betten ablegten. Eine Entsprechung zum Nest der frühen Primaten taucht beim Menschen nicht mehr auf.

Einen "Zufluchtsort", einen Platz maximaler Sicherheit bezeichnet HEDIGER als "Heim". Es handelt sich dabei um aus festem Material konstituierte Plätze, wie eine Baumhöhle oder ein Bau, die als Fluchtziel dienen, z.B. ein Fuchsbau. Ein Heim dient auch als Schlafplatz und zeitweilig als Nest, wenn die Jungen aufgezogen werden. Dieser Fixpunkt, der bei Säugern sonst verbreitet anzutreffen ist, bei nichtmenschlichen Primaten allerdings fehlt, erscheint erst wieder beim Menschen in Form der Wohnhöhle oder des Windschutzdaches, aus dem später Hütten und Häuser entwickelt wurden. Hier wurden bald mehrere Funktionen vereinigt (Aufzucht der Kinder, Vorratslager, Feuerstelle, u.a.), die ursprünglich im territorialen Lebensraum an verschiedenen Fixpunkten verteilt waren. Charakteristisch für das Heim, so HEDIGER, ist der potentielle Schutz, der es zum Ziel von Fluchtverhalten werden läßt.

"If somebody would take the trouble to study pulse, frequency of breathing, adrenaline levels and other parameters of animals outside and within their home, which, to my knowledge has not been done, it probably would be possible to describe objectively what is meant with the term "security",... (HEDIGER 1977:183).

Raumbeanspruchung tritt innerhalb der Wirbeltierreihe immer wieder auch in Form von Territorialität bei unterschiedlichen Arten auf, wobei sich verschiedene Erscheinungsformen, unterschiedliche Funktionen und ökologische Abhängigkeiten zeigen. Das sollte nicht weiter verwundern, da Begriffe wie Territorialität ja lediglich von der Erscheinungsform her operational definiert sind, ohne daß damit gemeinsame physiologische Mechanismen, genetische Grundlagen oder ökologische Konsequenzen impliziert sind.

Bei Fischen sind Territorien meistens um Balzplätze zentriert, wobei auch Brutplätze eingeschlossen sein können. Bisher wurden keine All-Zweck-Territorien (für Nahrung, Werbung, Brut, Wohnung, u.a.) nachgewiesen (BROWN und ORIANI 1970). Bei Amphibien wurde Territorialverhalten von einigen Arten berichtet (z.B. Fröschen), die sehr kleine Gebiete verteidigen. Die Ziele der Verteidigung sind Fortpflanzungs-, Wohn- und Versteckplätze, gelegentlich auch Nahrungsplätze. Bei Reptilien ist Territorialität bei den tagaktiven Echten verbreitet, nicht allerdings bei Schlangen, Schildkröten oder Krokodilen. Bei Vögeln ist Territorialität sehr häufig, allerdings brüten einige Arten in Kolonien (z.B. Reiher). Säugetiere haben häufig überlappende Heimatgebiete, viele Säuger verteidigen keine Reviere, häufiger findet sich Territorialverhalten bei Nagetieren (siehe EIBL-EIBESFELDT 1958), bei Raubtieren und einigen Primaten.

Raumbeanspruchung bei Primaten: Die Gruppen der bisher untersuchten Primatenarten streifen in der Regel nicht wahllos umher, sondern leben in einem bestimmten Heimatgebiet. "Few, if any, primates are nomadic - a group habitually confines its activities to a circumscribed, definable area" (MASON 1968, zit. nach BATES 1970:273). Dabei überlappen sich oft die Heimatgebiete benachbarter Gruppen, direkte Kontakte der Gruppen sind allerdings selten beobachtet worden. Jahreszeitlich bedingte Veränderungen der Vegetation können zu Wanderungen zwischen verschiedenen Gebieten führen, wie z.B. für Berggorillas nachgewiesen wurde (CASIMIR und BUTENANDT 1973), die jahreszyklisch aus anderen Bergwaldregionen in Gebiete ziehen, wo Bambussprößlinge wachsen.

Innerhalb des gesamten Streifgebietes (home range) einer Primatengruppe läßt sich ein bevorzugter Aufenthaltsort unterscheiden, der intensiver genutzt wird als andere Teile des Heimatgebietes. Dieses Kerngebiet ("core area") scheint von einer Gruppe exklusiv genutzt zu werden, obwohl sehr selten dort territoriales Verteidigungsverhalten beobachtet wurde. Allerdings liegen bisher kaum quantitative Studien zur Bedeutung des Kerngebietes vor (z.B. CASIMIR und BUTENANDT 1973). Demgegenüber zeigen nur vergleichsweise wenige Primatenarten Territorialverhalten mit Aufsuchen von Reviergrenzen und Präsentieren feindlicher Verhaltensweisen (z.B. Brüllaffen, Gibbons, Languren). Sehr eindeutige Formen von Territorialverhalten findet man bei Primaten, die in familiärer Paarbindung leben. Gibbons und Graue Springaffen verteidigen z.B. kleine Territorien mit nur geringen Überlappungen zum Nachbargebiet. In diesen Arten kommen regelmäßig Begegnungen an den Gebietszonen vor, bei denen sich die beiden betroffenen Familien bedrohen und verfolgen, woraufhin sie sich wieder ins Zentrum ihrer Gebiete zurückziehen. Abgesehen von diesen Arten ist echtes Territorialverhalten in der Prima-

tenreihe eher selten; die Schweifgebiete verschiedener Gruppen überlappen sich oft, dennoch begegnen sich die Trupps selten, Treffen an Wasserlöchern verlaufen eher friedlich (BATES 1970, ROWELL 1972). BATES faßte in einem Übersichtsreferat die Daten über Territorialverhalten bei Primaten wie folgt zusammen:

"The data reviewed suggest that there are territory-related spacing mechanisms operating in some primate species. However, territorial relations between primate groups are far from universal even among those species which do establish territories; the significance of territoriality will have to be understood as one of a number of ecological adaptations"

(BATES 1970:271).

JOLLY (1975:105) stellte die Beziehungen der Ernährungsweise und ökologischen Stufe zu den Formen des Abstandsverhaltens in einer Übersicht zusammen. Demnach leben baumbewohnende, tagaktive Blattfresser in der Regel in festen, kleinen Territorien, die sie mit auffallendem Verhalten markieren und verteidigen (Schreien der Languren, Singen der Gibbons, Bellen der Brüllaffen oder Zweigeschütteln beim Guereza). Halbterrestrische Allesfresser (wie Makaken, Paviane, Mandrills) halten dagegen voneinander wohl Abstand durch Vermeiden fremder Heimatgebiete, zeigen aber keine ausgeprägten Territorialverhaltensweisen. Stattdessen weichen sie sich visuell aus und vermeiden Kommunikation. An das Savannenleben angepaßte Primaten - wie der Dschelada, der Mantelpavian und der Husarenaffe - schlafen nachts in großen Gruppen auf "Schlafklippen". Verschiedene Mantelpavianbanden teilen zeitweise nicht dieselbe Schlafklippe, aber weder bei der Mantelpavian- noch bei der Dscheladaherde scheint es Territorialverteidigung zu geben.

Die dem Menschen am nächsten verwandten Arten, Schimpansen und Gorillas, zeigen so selten Territorialverhalten, daß von einigen Untersuchern diese Möglichkeit bisher bestritten wurde. Schimpansen sind in vergleichsweise offenen Gemeinschaften mit 15 - 60 Individuen organisiert. Die Heimatgebiete überlappen sich an den Grenzen und die Gruppen meiden normalerweise die Begegnung. Treffen sich die Trupps, so begrüßen sie sich unter Umständen freundlich. Allerdings hat v. LAWICK-GOODALL auch die Trennung einer etwa 60 Schimpansen umfassenden Gemeinschaft in eine Nord- und eine Südgruppe beobachtet und die Männchen an den Gebietsgrenzen "patrouillieren" sehen. Jahre später kam es zwischen diesen beiden Gruppen auch zu heftigen Kämpfen innerhalb der Kerngebiete (van LAWICK-GOODALL 1977, zit. nach EIBL-EIBESFELDT 1978:502ff.).

Gorillas, die in kleineren Gruppen mit gelegentlichem Austausch von Weibchen leben (HARCOURT 1978) haben große Heimatgebiete mit weitgehender Überlappung (z.B. 31 km^2 ; CASIMIR und BUTENANDT 1973). Die Gruppen meiden einander. Bei zufälligen Begegnungen kann es zu friedlichen Interaktionen kommen (SCHALLER 1965). Daneben hat HARCOURT (1978) kürzlich von heftigen Aggressionen zwischen Berggorilla-Männchen bei Gruppenbegegnungen berichtet, die er nicht als Territorialverhalten deutet, sondern als Verteidigung der Gruppenstruktur und der eigenen Weibchen.

"Die seßhafte Kleingruppen-Neigungen des Gorillas erinnern an andere Laubfresser, aber die vollständig individuelle Behandlung individueller Nachbarn ähnelt nur dem Schimpansen - und dem Menschen."
(JOLLY 1975:96f.)

Bei den frühen menschlichen Populationen wurde wahrscheinlich innerhalb kleinerer Gebiete vegetarische und Kleintiernahrung gesammelt, während für die kooperative Jagd auf große Säugetiere vermutlich große Gebiete zur

ausreichenden Fleischbeschaffung notwendig wurden. Die frühen Hominiden durchstreiften eine Fläche, die etwa 100 mal so groß ist wie die von den Menschenaffen in Anspruch genommene. Besonders die Jagd auf Großwild, die sicher von *Homo erectus* betrieben wurde, dürfte das genutzte Gebiet erheblich ausgeweitet haben (LORENZEN-SCHMIDT 1975:59). Fraglich ist dabei, ob ein solches Gebiet auch ständig begangen wurde. Eine regelmäßige territoriale Verteidigung dürfte unter diesen Umständen sehr aufwendig und unwahrscheinlich sein. Und da für die frühesten Hominidengruppen Bevölkerungsdichten anzunehmen sind, die weit unter denen heute lebender Affen liegen, waren vermutlich territoriale Konflikte ausgesprochen selten (LORENZEN-SCHMIDT 1975:59). Mit Anwachsen der Bevölkerungsdichte könnte es allerdings zur gegenseitigen Abgrenzung von Jagdterritorien gekommen sein, wobei vermutlich alles, was darauf gejagt oder gesammelt wurde, zu Besitz wurde. Erst viel später, mit der neolithischen Revolution, also dem Übergang von der Wildbeuterstufe zu Feldbau und Viehzucht, gewann das Privateigentum gegenüber dem Gemeineigentum an Bedeutung, da jetzt durch die neue Produktionsweise einzelne Haushalte Vorräte anlegen konnten und bei günstigen Bedingungen sogar Reichtümer anhäufen konnten, was wiederum zur Veränderung der sozialen Organisation führen mußte.

In der Reihe der Wirbeltiere erscheint damit Orts-treue, d.h. längerfristige räumliche Bindung, als ein sehr weit verbreitetes Phänomen. Wahlloses Umherschweifen kommt dagegen vermutlich nirgendwo vor. Das regelmäßige Aufsuchen und Ausnutzen bestimmter Orte bringt den Vorteil mit sich, daß das Tier oder die Gruppe allmählich die Details eines Gebietes erkunden und auf diese Weise Nahrungsstandorte und Versteckgelegenheiten kennen lernen kann. Ein vertrautes Raumgebiet gewährt dadurch mehr Sicherheit als ein neu aufgesuchtes Gebiet.

Zahlreiche ethologische Untersucher bestätigen, daß sich Revierbesitzer im Kern ihres Territoriums sicherer zeigen und mutiger verhalten als etwa am Rande oder außerhalb ihres Reviers (z.B. ROWELL 1972:165, MEYER-HOLZAPFEL 1952:8). Dabei können evtl. die eigenen Marken als Kriterien der Vertrautheit wirken. EIBL-EIBES-FELDT konnte einen Dachs außerhalb seines Reviers damit beruhigen, daß er ihm einen von ihm duftmarkierten Gegenstand vor die Nase hielt (1978:413). Der Gewinn an Vertrautheit und Sicherheit dürfte ein zentraler Effekt tierischer Ortstreue sein.

Verteidigen Tiere ein Territorium aktiv, so kann das zu unterschiedlichen Zielen geschehen: Als Balzreviere (Birkhuhn), als Paarungsreviere (Pelzrobben), als das Nahrungsgebiet einschließlich Brutreviere, als Nestreviere (koloniebrütende Vögel), als Wohnreviere, Nahrungsreviere (Reiher) oder Schlafreviere (Flughunde). Während WYNNE-EDWARDS (1962) auf die Frage nach einer "Funktion von Territorialität" geantwortet hatte, sie diene dazu, die Überbevölkerung eines Raumes zu verhindern, erscheint mir die Auffassung sinnvoller, dieses Verhalten habe Individuen Vorteile (vermutlich verschiedene) gebracht und ihre Überlebens- und Fortpflanzungschancen erhöht und sich daher im Laufe der stammesgeschichtlichen Selektion durchgesetzt.

Die Verteidigung eines Reviers gegen Artgenossen beansprucht ein oft beachtliches Maß an Zeit und Energien, wobei sich die Tiere oft zusätzlich noch der Bedrohung durch Raubtiere aussetzen. Die Vorteile dieses Verhaltens müssen daher die Nachteile überwiegen, wenn man davon ausgeht, daß dieses Verhalten zur allgemeinen "fitness" beiträgt. Ein offensichtlicher Vorteil mag z.B. in der besseren Nutzung von Nahrungsquellen liegen. Manche Quellen sind räumlich und zeitlich so verteilt, daß sich eine Verteidigung vom Aufwand her lohnt, ande-

re dagegen nicht. Das führt dazu, daß z.B. Heringsmöwen, die normalerweise in Kolonien brüten, in Ost- und Nordkanada, wo die Seen sehr wenig Nahrung für die Möwen hergeben, dort solitär und streng territorial leben (BROWN und ORIAN 1970:251).

Da Säugetiere (abgesehen von Flughunden) nicht fliegen können, ist die Verteidigung eines entsprechenden Reviers für sie aufwendiger als für Vögel. Auf eine interessante Parallele bei Primaten weisen BROWN und ORIAN hin: Baumbewohnende Arten, die Früchte (an zufällig entdeckten Standorten) fressen, sind nicht territorial, während blätterfressende Affen, die ihre Nahrung an fixen Standorten vorfinden (wie Brüllaffen, Colobusaffen und Languren) territorial sind. Territoriales Besitzverhalten ist also unter bestimmten ökologischen Bedingungen nützlich, unter anderen zu aufwendig. Der intra- und interspezifische ökologische Vergleich in der Wirbeltierreihe zeigt, daß Territorialverhalten hier keineswegs allgemein verbreitet ist, sondern, daß Tiere ein Heimatgebiet nur dann aktiv gegen Artgenossen verteidigen, wenn es ökonomischen Nutzen mit sich bringt.

Verschiedene Techniken der Nahrungsversorgung

Die ökologische Anpassung der Nahrungsversorgung über Notzeiten hinweg (z.B. den Winter) wurde in der Säugetierreihe auf recht unterschiedliche Weise erreicht. Bei zahlreichen Nagetieren, die in kalten Biotopen mit strengen Wintern leben, findet man z.B. differenzierte, genetisch programmierte Verhaltensweisen des Nahrungssammelns und Horten von Vorräten. Eine zusammenfassende Darstellung dieses Nagerverhaltens lieferte EIBL - EIBESFELDT (1958). Wanderratten tragen ihre Nahrung vom Futterplatz zum Heim, um sie dort zu verzehren, ohne allerdings auf lange Sicht vorzusorgen. Eichhörnchen vergraben dagegen Nüsse, Eicheln und andere Nahrungsmittel außerhalb ihres Heimes im Boden mit Hilfe einer Reihe starrer Handlungsabläufe (Lochscharren, Nußablegen, Schnauzenstoßen, Zuscharren des Loches und Festdrücken der Erde). Außer den über ein bestimmtes Areal verstreuten Einzelverstecken legt das Eichhörnchen auch größere Nahrungsmitteldepots an. Ebenso speichern Hamster, Wiesel, Murmeltiere, Waldratten und andere Arten Nahrung in Vorratskammern als Vorsorge für den Winter. Der Hamster besitzt zu diesem Zweck eigens entwickelte morphologische Strukturen, die Backentaschen. Nah verwandte Nagerarten können sich hinsichtlich ihrer Sammelaktivität sehr unterschiedlich verhalten. An den Verhaltensweisen des Nahrungssammelns und Anlegens von Vorräten scheinen bei den erwähnten Arten spezifische Erbkoordinationen beteiligt zu sein, die zusammen mit Lernprozessen zu angepaßten Gesamthandlungen integriert werden (EIBL-EIBESFELDT 1958:32ff.). Bei Ratten wird eine Anpassung an das Nahrungsangebot dagegen eher durch individuelle Lernfähigkeit und Entfaltung der Intelligenz erreicht als durch starre Erbkoordinationen. In einem Experiment an Ratten zeigte HUNT (1941) die enorme individuelle Lernfähigkeit dieser Tiere: Frisch geworfene Ratten erhielten zu verschiede-

nen Zeiten während ihres Heranwachsens kein Futter im Gegensatz zu einer Kontrollgruppe, die gut gefüttert wurde. Die Tiere, die in ihrer Kindheit gehungert hatten, hamsterten später Futter, während diejenigen, die in ihrer Kindheit gut gefüttert worden waren, dies nicht taten. Darüber hinaus horteten die Tiere, die am frühesten in ihrer Kindheit hungerten, mehr als diejenigen, die Futter erst später entbehrten. Die Erfahrung früher Nahrungsknappheit führte also später zu ausgeprägtem Besitzverhalten. Diese Sequenz (Sorge um die Existenzsicherung noch längere Zeit nach Notzeiten) dürfte auch beim Menschen nachweisbar sein.

Die Techniken der Nahrungsversorgung bei den Primaten sind dagegen viel weniger spezialisiert als bei Nagetieren und Raubtieren. Von keiner der höheren Primatenarten ist bekannt, daß sie Nahrung sammelt oder speichert oder für den folgenden Tag Vorsorge betreibt. Unter den rund 200 Primatenarten gibt es keine einzige, die eine Höhle baut oder die mit Nahrungsbissen etwas anderes anstellt als sie bald zu verzehren (KUMMER 1975:149). Hinsichtlich ihrer ökologischen Anpassung scheinen die Primaten im Vergleich zu sozialen Insekten oder auch den Nagetieren sehr wenig spezialisiert zu sein. Statt genetisch festgelegter Verhaltensprogramme scheint dagegen bei Primaten - den Menschen eingeschlossen - die Entwicklung sozialer Kooperation und technologischer Intelligenz zu einer unvergleichlichen ökologischen Adaptivität geführt zu haben. In zahlreichen Laborversuchen an Schimpansen und Gorillas ist in den letzten Jahren die ungewöhnlich starke Disposition für intelligente Leistungen nachgewiesen worden. Die Stufen der sensomotorischen Intelligenz, die PIAGET's Forschungen zufolge Menschenkinder in den ersten zwei Lebensjahren durchlaufen, werden auch von nichtmenschlichen Primaten erreicht. CHEVALIER-SKOLNIKOFF (1977) faßte Beobachtungen zusammen über die Niveaus der Imita-

tionsfähigkeiten und der sensomotorischen Intelligenz von Makaken, Schimpansen und Gorillas. Makaken erreichen demzufolge mit den meisten Sinnesmodalitäten nur die Stufe 3 in PIAGET's Modell der kognitiven Entwicklung. Mit diesen Fähigkeiten kann ein Tier immerhin Ernährungsgewohnheiten anderer Gruppenmitglieder nachahmen. Allerdings erreichen sie mit der taktilen und kinästhetischen Modalität sogar die Stufe 6. Schimpansen und Gorillas entwickeln im Vergleich zu den Makaken zusätzliche Fähigkeiten mit den auditiven und visuellen Kanälen. Diese Potentiale ermöglichen ihnen die Entfaltung mimisch-gestischer und akustischer Kommunikation, die Herstellung und Verwendung primitiver Werkzeuge, sowie die Entwicklung protokultureller Traditionen, die z.B. zu neuen Methoden des Nahrungserwerbes (etwa mit Hilfe von Werkzeugen) führen können. Vor kurzer Zeit wurde sogar von einem Laborversuch mit einem Schimpansen ("Sarah") berichtet, der die von PIAGET beschriebene kognitive Leistung der Erhaltung des Volumens einer Flüssigkeit bei Überführung in verschiedene Gefäße ("Konzept der Erhaltung von Volumen") reproduzieren konnte. Diese Leistung wird mit dem Erreichen der "konkret-operationalen Phase" möglich, die Kinder erst mit 7 - 8 Jahren erreichen (WOODRUFF et al. 1978).

Bei höheren Primaten zeigt sich weiterhin eine folgenreiche Entwicklung beim Nahrungserwerb: Während niedrigere Arten ausnahmslos individuell für ihren Unterhalt sorgen, zeigen sich bei Schimpansen Ansätze zu kooperativer Jagd. Die Forschungsgruppe um J. van LAWICK-GOODALL beobachtete Schimpansenmännchen bei der gemeinsamen Jagd auf einen Colobusaffen. Dabei postierten sich die Schimpansen jeweils an den Füßen benachbarter Bäume in der Nähe des Beutetieres, während ein anderer Schimpanse den Colobus in der Baumkrone jagte und fing. Nach gemeinsamer Jagd teilen Schimpansen sogar von der Beute untereinander. TELEKI (1971) hat Beobachtungen an

freilebenden Schimpansen im Gombe-Reservat (Tansania) durchgeführt und dort innerhalb eines Jahres zwölfmal beobachtet, wie die Schimpansen kleineren Affen nachjagten, sie erlegten und untereinander das Fleisch verteilten. In 10 Jahren Beobachtungszeit der Forschungsgruppe wurde kein einziges Mal gesehen, daß ein Schimpanse ein Beutetier allein verzehrt hätte in Gegenwart anderer Schimpansen. Waren andere Tiere in der Nähe, so wurde die Beute geteilt. Gelegentlich gab der Besitzer spontan herumsitzenden Affen etwas von dem Fleisch ab, häufiger aber machten die Tiere auf sich aufmerksam, streckten einen Arm zum Besitzer oder zum Fleisch hin, oder zeigten die offene Hand als "Bettbewegung". Der Besitzer ging nicht immer auf die Bitte ein, sondern verzog sich manchmal, stieß die Tiere weg oder ignorierte sie einfach. Erhielten andere Tiere etwas, so teilten sie es oft nochmals weiter auf, so daß von einem Beutetier oft relativ viele Affen etwas abbekamen. Hatte ein rangniedrigerer Affe ein Tier erlegt, so wurde er mit den gleichen Gesten auch von Ranghohen anbettelt. Hohe Rangstellung garantiert bei Schimpansen offensichtlich kein Vorrecht auf Beuteanteile eines anderen Besitzers.

Auch Savannenpaviane können kooperativ jagen. STRUM (1975) hat einen Paviantrupp beobachtet, der innerhalb weniger Jahre zu gemeinsamer Jagd auf Gazellen, Dikdiks und andere überging, im Gefolge dessen die Tiere auch ihre Beute untereinander teilten. Dabei gaben die männlichen Tiere den Weibchen ab, diese wiederum ihren Kindern. Unter den nichtmenschlichen Primaten sind nach dem heutigen Wissensstand Schimpansen und Paviane die einzigen Arten, die sowohl zwischen Erwachsenen als auch in Mutter-Kind-Paaren Nahrung teilen. Schimpansenmütter teilen eine zeitlang mit ihren Jungen die Nahrung, wenn diese noch nicht selbständig alle Arten von Futter

beschaffen können, aber schon abgestillt wurden. Die Jungen erbetteln in dieser Zeit erfolgreich sehr verschiedene Nahrungsbrocken; werden die Tiere älter, so geben ihre Mütter weniger großzügig an sie ab und die Jungen erbetteln nur noch Nahrung, die sie selbst noch nicht beschaffen können (SILK 1978).

In der Klasse der Vögel ist das Verhalten, einem Artgenossen Futterbrocken zu überreichen, relativ verbreitet. In den Werberitualen zahlreicher Hühnervögel, vieler Singvögel, Laubenvögel, Seeschwalben, Pinguine, Gimpel, Diamanthäubchen usw. ist das Anbieten oder Überreichen von Nahrungsbrocken, Nestmaterial oder anderen Gegenständen enthalten (EIBL-EIBESFELDT 1978a: 193ff.; STOKES und WILLIAMS 1971). Das Verhalten tritt dabei in verschiedenen Funktionszusammenhängen in äußerlich ähnlicher Form auf, bei der Werbung, beim Nestlocken oder bei der Brutablösung. Der flugunfähige Kormoran überreicht z.B. seinem Weibchen bei der Brutablösung einen Seestern oder Nestmaterial, was vermutlich beschwichtigend wirkt (EIBL-EIBESFELDT 1965). Dies bei Vögeln so verbreitete Verhaltensmuster ist bei Säugetieren allerdings sehr selten. Lediglich einige soziallebende Raubtiere, die kooperativ jagen (Wildhunde, Fleckenhyänen, Löwen, Wölfe), teilen ihre Beute regelmäßig oder gelegentlich untereinander (KÜHME 1965; van LAWICK-GOODALL 1972). Das Beuteteilen findet sich in der Säugerreihe erst wieder bei den am höchsten entwickelten Primaten, die gelegentlich auf gemeinsame Jagd ziehen. Dieses Verhalten ist dem Werbefüttern der Vögel nicht homolog, sondern lediglich formal ähnlich. Während das entsprechende Verhalten bei Vögeln vermutlich auf Erbkoordinationen beruht, dürfte das Beuteteilen der höheren Primaten vom motorischen Ablauf her im Rahmen der sensomotorischen Intelligenz entwickelt sein. Da zumindest Schimpansen über alle Stufen der sensomotorischen Kognition verfügen (s.o.), die ihnen gestisches Sozial-

verhalten dieser Art ermöglicht, ist in diesem Fall die Annahme genetischer Fixierung dieses Verhaltens eher unwahrscheinlich.

Es ist vermutet worden, daß dieses Muster der kooperativen Jagd der Schimpansen den Bedingungen der Frühmenschen geähnelt hat (JOLLY 1975:55f.). Die Jagd auf andere Tiere - beim Menschen auf Großtiere wie den Mastodon - habe zur Kooperation zwischen den Jägern geführt, zur Teilung der Nahrung und zur Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. Die Jagd der Schimpansen enthält allerdings noch nicht viel Planung, was man von den Frühmenschen in stärkerem Maße annehmen kann. Sie suchen ihre Beute nicht, sondern nutzen lediglich die Gelegenheiten, wenn sich andere Tiere in erreichbarer Nähe befinden. Sie benutzen dabei auch kein Jagdwerkzeug, während die ersten Menschen vermutlich durch die Entwicklung von Hilfsmitteln bei der Jagd immer effektiver wurden.

Von tierischem zu menschlichem Besitzverhalten

Eine Berechtigung, tierisches und menschliches Besitzverhalten in theoretischen Zusammenhang zu bringen, ergibt sich zunächst aus der Definition: Andere Interessenten ausschließende Nutzung und Beanspruchung von Gütern und Ressourcen findet sich (in dieser allgemeinen Form) bei Menschen wie bei Tieren. Beide, Tier und Mensch, sind ja mit dem gleichen Problem konfrontiert, daß interessante Güter und Ressourcen die limitiert vorhanden sind nur so lange von ihnen genutzt werden können, solange nicht auch andere Individuen dieselben Objekte nützen wollen. Einige der wenigen denkbaren Lösungen dieses Problems besteht eben darin, andere Interessenten an der Nutzung dieser Güter zu behindern und das bedeutet: Besitzverhalten zu äußern. Zielobjekte tierischen Besitzverhaltens sind hauptsächlich Nahrungsmittel und Raumgebiete; der Besitz toter Gegenstände ohne Nahrungsbedeutung hat im Tierreich - abgesehen von den intelligentesten Primaten, den Menschen eingeschlossen - eine sehr geringe Bedeutung. Wohnhöhlen, Schlupflöcher und Territorien werden wohl von Tieren am häufigsten besitzartig verteidigt. Auch die Wortbedeutung von "besitzen" weist darauf hin, daß ein Raumgebiet, das man besetzt und auf dem man sich festsetzt, ein sehr ursprüngliches Besitzobjekt darstellt. Eine Beschreibung des phylogenetischen Entwicklungsprozesses geht daher mit Recht von tierischem Nahrungserwerb und Territorialverhalten aus.

Im Zuge der Evolution von niederen Wirbeltieren zu den Säugetieren, Primaten und Hominiden haben sich allerdings derartig einschneidende Veränderungen der physiologischen Basis der meisten Verhaltensweisen ergeben, daß diese Entwicklungen bei einem Tier-Mensch-Vergleich unbedingt berücksichtigt werden müssen. Typisch für die Verhaltensbasis niederer Wirbeltiere sind zu-

nächst Erbkoordinationen mit festgelegten S-R-Verbindungen sowie zentralnervös gesteuerte Automatismen. Einfache Reflexe spielen bei höheren Säugern nur eine geringe Rolle (z.B. der menschliche Lidschlußreflex). Für komplexere Abläufe wie Werbung, Nestbau usw. entstanden später Ketten von Erbkoordinationen. Das Nestbauverhalten des Kanarienvogels läßt sich z.B. in Verhaltenseinheiten aufgliedern, wobei die Ausführung jeder Einheit von der erfolgreichen Ausführung der vorhergehenden Einheit abhängt (ähnlich dem Trinkverhalten des menschlichen Säuglings). Beim Nestbauverhalten anderer Vögel, z.B. des Raben, kann man entwickeltere Abläufe sehen, die man als zielorientiert ("set-goal") verstehen kann. Es unterscheidet sich von den Erbkoordinationsketten dadurch, daß nur das Ziel konstant bleibt. Bei Abwesenheit des bevorzugten Nestmaterials wird z.B. dennoch ein Nest aus anderem erreichbarem Material gebaut. Dieses zielorientierte Verhalten dürfte bei Säugetieren überwiegen (FREEDMAN 1974:10). Ebenso wurden die Reizkonstellationen, die Verhalten auslösen, zunehmend komplexere Gestalten und entsprechend wird die Wahrnehmung von höheren Säugetieren für komplexere Bedingungen leistungsfähiger. Diese Entwicklung findet beim Menschen die stärkste Ausprägung in der Fähigkeit, seine verfügbaren Verhaltensweisen weitgehend willentlich zu kontrollieren, über sein eigenes Verhalten zu reflektieren sowie verhaltenssteuernde Pläne und Ziele selbst zu entwerfen oder wieder fallen zu lassen. Dazu gehört die (bei den höchsten Primaten nur ansatzweise vorhandene) Fähigkeit, Vergangenheit und Zukunft bewußt zu berücksichtigen und in der bloßen Vorstellung Probandlungen vollziehen zu können. Die Dehnung der Zeitperspektive über die akute Situation hinaus auf Vergangenheit und Zukunft hinaus stellt eine Form der Abstraktion von unmittelbar Erlebtem dar. Abstraktion und reflektierendes Denken über das eigene Handeln gelten als eine Grundlage der Sprachfähigkeit, die beim Menschen

erstmalig über unmittelbaren Ausdruck von Emotionen hinausgehen und selbst zur Reflektion über die Sprache in Form einer Metasprache geführt hat.

Ein anderer Aspekt der Hominidenevolution ist die Entwicklung der Neugier, die zwar schon bei einigen Vögeln (z.B. Raben) und Nagern (z.B. Ratten) ausgeprägt ist, aber erst bei den höchsten Primaten immer stärker entfaltet wird. Die physiologische Grundlage ist eine Erhöhung der Informationsverarbeitungskapazität, des Nervensystems, womit sich gleichzeitig die Schwelle verschiebt, von der an ein Quantum an neuen Reizen bedrohlich wirkt (BERLYNE 1960). Makaken, Paviane und besonders Pongiden suchen neue Umgebungen und Objekte aktiv auf, manipulieren fremde Gegenstände spielerisch und zeigen geradezu eine "Appetenz nach neuen Reizen". Pongiden, die in zoologischen Gärten gehalten werden, verbringen einen Großteil der Zeit damit, neue Gegenstände zu untersuchen und gemeinsam damit zu spielen, sich z.B. damit zu "dekorieren" ("Ausstattungsspiel"); eine Vielzahl der sozialen Interaktionen zwischen den Affen geschehen im Bezug auf solche Objekte (MÜCKE 1975).

Im Zusammenhang mit den neuen Fähigkeiten, mit fremden Objekten umzugehen und zielorientiert zu handeln, entwickelt sich die Möglichkeit, Objekte als Hilfsmittel oder Werkzeuge einzusetzen - bei den Pongiden zunächst nur zur akuten Verwendung. Beim Menschen zeigt sich dann früh eine geplante Werkzeugherstellung zur späteren Verwendung sowie der Gebrauch von Werkzeugen zur Produktion anderer Werkzeuge (LORENZEN-SCHMIDT 1974:65f.).

Explorationstätigkeit und Jagd auf Beutetiere erfolgt schon bei den Pongiden in Kooperation. Die Entstehung von echten Traditionen bei Japanmakaken, Pavianen und Schimpansen zeigt, daß bei den entwickeltesten Primaten eine neue Form der Anpassung entstanden ist: Während

bisher im Tierreich Mutation und Selektion zu genetischer Anpassung an bestimmte Lebensbedingungen und Umwelten geführt haben, entwickelt sich jetzt das individuelle und kollektive Lernen als neues und wichtigstes Mittel der Anpassung an Veränderungen. Dieser Schritt führte zur Fähigkeit, sehr unterschiedliche Habitate auf der gesamten Erde zu bewohnen und die Naturkräfte zunehmend zum eigenen Vorteil auszunutzen. Der Vielzahl der neuen geographischen Möglichkeiten des Menschen entspricht auch eine Vielgestaltigkeit der menschlichen Sozialstrukturen (z.B. Monogamie neben Polygynie und Polyandrie). Dieser Schritt führte in der neolithischen Revolution dazu, daß die Menschen ihre Nahrung nicht mehr nur suchten, sondern auch begannen, sie selbst in gemeinschaftlicher Arbeit zu produzieren.

Beim Menschen stellt sich für jede neu heranwachsende Generation das Problem, daß sie die Haltungen, Fähigkeiten und Verhaltensweisen erlernen muß, die sie in der jeweiligen Kultur, in die sie gerade hineingeboren wird, zum Überleben benötigt. Während ein Jungvogel z.B. die Verhaltensweisen, die in seiner artspezifischen Umwelt überlebenswichtig sind, weitgehend durch Reifung genetisch fixierter Verhaltensprogramme entwickelt, muß ein menschliches Kind sehr viel mehr darüber von erwachsenen Vorbildern lernen, wie es sich in seiner Welt zurechtfinden kann. Ein Eskimokind hat dabei andere Verhaltensweisen zu lernen als ein Kind einer westdeutschen Fabrikantenfamilie, obwohl beide derselben Spezies angehören. Dazu stehen beiden wiederum gemeinsame Dispositionen zur Verfügung, z.B. das Lernen durch Beobachtung und Imitation sowie das spielerische Erkunden, die eine Anpassung an die besonderen Lebensverhältnisse ermöglichen.

Das menschliche Besitzverhalten zeigt eine Reihe von Phänomenen, die bei Tieren keine Entsprechung haben. Die

Entwicklung differenzierter Rechtssysteme zur Regelung von Besitz und Eigentum, die Praktizierung von Gütertausch und Verkauf von Arbeitskraft bis zur Entwicklung weltweit gültiger Tauschäquivalente (Geld) hat das Besitzverhalten des Menschen weit mehr bestimmt als sich mit irgendeiner naturgeschichtlichen Kategorie beschreiben läßt. Die Spuren der phylogenetischen Vorgeschichte des Menschen sind im Vergleich zu diesen sehr auffälligen kulturhistorischen Entwicklungen relativ unscheinbar. Zu den ältesten Prinzipien des menschlichen Besitzverhaltens gehört nach meiner Auffassung die Tendenz, Besitzobjekte in die Strukturierung der eigenen Identität mit aufzunehmen, wie in Kapitel 5 ausgeführt wurde. Die Tendenz territorialer Tiere, Raumgebiete so zu behandeln, als seien sie "Fortsetzungen ihrer selbst", entspricht prinzipiell einem "Hineinnehmen in die eigene Identität". Diesen Gedanken formulierte MEYER-HOLZAPFEL (1952) folgendermaßen:

"In Bezug auf die begleitenden Gefühle des Besitzverhaltens sind wir bei Tieren freilich auf Vermutungen angewiesen, die auf Wahrscheinlichkeiten fußen. Eines dürfen wir wohl behaupten: Jede Verteidigung deutet auf ein dauerndes oder vorübergehendes Einbeziehen äußerer Objekte oder räumlicher Umgebungsbezirke in die Individualsphäre hin, das die Wurzel des Besitzverhaltens darstellt. Die Verteidigungsreaktion ist der Ausdruck dafür, daß ein Tier außerhalb von ihm Bestehendes so behandelt, als ob es ein Teil des Organismus selbst wäre." (S. 6)

"Das Ich-Gefühl, das für den Menschen so kennzeichnend ist, und auf dem Bewußtsein der Nichtzugehörigkeit der ganzen Umwelt zum eigenen Körper beruht, ist höchstens bei organisierten Tieren als kaum bewußter Keim vorhanden. Wir dürfen deshalb annehmen, daß ein Tier diejenigen Teile seiner Umgebung, die sich nicht von ihm entfernen und über die es mit Hilfe seiner Gliedmaßen verfügt - also der individuelle Wohnbereich - sehr wahr-

scheinlich als Fortsetzung seiner selbst erlebt. Die Verteidigung des erweiterten Tiersubjektes dar." (S.8)

BEAGLEHOLE (1932) studierte Erscheinungen der Magie und des Animismus in "primitiven" Kulturen, die vermutlich teilweise an die Züge frühmenschlicher Gesellschaften erinnern. Er stellte fest, daß sie Objekte als Teil des Selbst ansehen und persönliches Eigentum als Fortsetzung des Ich verstehen. Ähnliche Aussagen von Anthropologen über ursprüngliche Gesellschaften zitierte auch MEYER-HOLZAPFEL (1952:19). Die Integration von Objekten ins Selbst auch bei Tieren anzunehmen, ist bei dem jetzigen Wissensstand über tierisches Verhalten wohl mehr spekulativ. Wenn man auch aus methodischen Gründen nur vage Aussagen über tierisches Erleben machen kann, scheint es immerhin denkbar, daß der potentiell enge Bezug von Besitzobjekten zur menschlichen Identität in der Phylogenese des tierischen Verhaltens vorbereitet wurde.

Die Frage, wie sich die phylogenetische Vorgeschichte des menschlichen Besitzverhaltens in der Physiologie niedergeschlagen hat, läßt sich heute noch nicht beantworten. Zu wenig ist bisher bekannt über die physische Determination von Verhalten und die Geschichte der Psychologie enthält zahlreiche Versuche, über die physiologische Grundlage zu spekulieren. Inzwischen versteht man, daß alles Verhalten (Lernvorgänge eingeschlossen) sich vor dem Hintergrund eines genetischen Bauplans entwickelt, der wiederum konkretes Resultat naturgeschichtlicher Entwicklung, d.h. evolutionärer Selektion ist. Anders formuliert: Im Laufe der Stammesgeschichte des Menschen sind "Dispositionen" entstanden, das heißt Bedingungen, physiologische Voraussetzungen und Bereitstellungen im Organismus, die in einer konkreten Situation den Organismus zu einem bestimmten Verhalten befähigt. Auch das menschliche Besitzverhalten

beruht vermutlich auf Dispositionen, die im Zuge der Phylogenese selektiv gefördert worden sind.

Von diesem sehr allgemeinen Begriff der Disposition ist allerdings der speziellere Terminus "Lerndisposition" zu unterscheiden, der wesentlich mehr Annahmen enthält als man für Besitzverhalten belegen kann:

"Eine Lerndisposition ist die genetisch fixierte Anlage oder Begabung eines Individuums für einen erblich vorgegebenen Lernbereich." (LAUER 1978)

Dabei mag eine spezielle Ausstattung des Zentralnervensystems ein Lernprogramm festlegen, d.h. bestimmen, in welcher Weise die Lernpotenz aktualisiert wird. Oder die Ausstattung der Sensorik und der Motorik läßt nur bestimmte Lernpotenz zu. Diese Ausstattung führt diesem Konzept zufolge dazu, daß aus der Gesamtheit der Umweltreize nur einige genetisch vorbereitete Konstellationen bevorzugt gelernt werden. Diese Lernbegabungen seien im Laufe der Stammesgeschichte entwickelt worden, wodurch eine optimale Anpassung des Individuums an seinen Lebensraum gewährleistet werde. Bei Raubtieren zeigt sich z.B. eine spezielle Lernfähigkeit im Funktionskreis des Beutefangs. Vergleicht man die Lernleistung von Menschen und Ratten in einem Labyrinth, so schneiden die Ratten wesentlich besser ab. Ratten als Höhlenbewohner haben vermutlich in der Phylogenese eine entsprechende Lerndisposition erworben.

So plausibel das Konzept der angeborenen Lerndisposition im evolutionären Denken sein mag, so schwierig ist andererseits ihr experimenteller Nachweis. Bei einem Vergleich verschiedener Rassen oder verschiedener Individuen einer Rasse darf man erst dann auf spezifische Begabungen schließen, wenn alle anderen Parameter in beiden Vergleichssystemen identisch sind. Diese experi-

mentelle Bedingung mag bei Versuchen mit Insekten erfüllbar sein, mit höheren Tieren allerdings kaum (LAUER 1978).

Übertragen auf die Interpretation des menschlichen Besitzverhaltens, zeigt sich besonders die Schwierigkeit, zu unterscheiden zwischen einer spezifischen Lernbegabung für Besitzverhalten und Eigentumsverhältnisse gegenüber einem allgemeinen Fähigkeitenkomplex des menschlichen Lernens und Denkens, der zu sehr verschiedenen Anpassungsleistungen führen kann (u.a. auch zur Kontrolle von Ressourcen). Die zweite Alternative (generell effektive kognitive Fähigkeiten) ist unbestritten. Die erste Annahme einer spezifischen Lerndisposition, die das Erlernen von Besitzzusammenhängen besonders unterstützt, mag zwar denkbar sein, wenn man die weite Verbreitung von Territorialverhalten bei Wirbeltieren berücksichtigt. Allerdings sehe ich keine Möglichkeit eines wissenschaftlichen Nachweises dieser Annahme und kenne auch keine weiteren Hinweise, die der Bestätigung dienen könnten. Daher halte ich es für angemessen, von allgemeinen Dispositionen zu sprechen, die dem Menschen im Bezug auf Besitzverhalten zur Verfügung stehen. Es scheint sich um ein allgemeines Potential der Wirbeltiere zu handeln, das eine flexible Anpassung an soziale und habitatbedingte Veränderungen ermöglicht.

Zusammenfassung

Für menschliche wie für tierische Sozietäten stellt sich immer wieder das elementare Problem, den Zugang zu gefragten Gütern und Ressourcen, die limitiert vorhanden sind, zu nutzen, wenn gleichzeitig andere Individuen darum konkurrieren. Besitzverhalten, d.h. Verteidigung von Objekten gegen andere potentielle Benutzer, ist eine mögliche Lösung, die bei Wirbeltieren im Zusammenhang

mit Raumgebieten oder Nahrungsmitteln in verschiedenen Spezies realisiert wurde. Während die Mehrzahl der Wirbeltierarten zeitliche Bindungen an bestimmte Heimatgebiete zeigen, ist aktives Territorialverhalten nicht allgemein verbreitet, sondern fehlt in vielen Säugerarten (auch bei vielen Primaten), wo eine regelmäßige Kontrolle von Reviergrenzen vermutlich zu aufwendig wäre. Andere Formen des Besitzverhaltens kommen z.B. bei Nagetieren vor (Sammeln und Verstecken von Nahrungsvorräten), wobei diese Verhaltensweisen sowohl auf Erbkoordinationen als auch auf frühen Lernvorgängen beruhen können. Bei Vögeln ist das Überreichen von Futterbrocken und Nestmaterial in Werberitualen verbreitet. Einige soziallebende Raubtiere, die kooperativ jagen, teilen untereinander ihre Beute, was ebenso bei Schimpansen und Pavianen beobachtet wurde. Aufgrund dieser phylogenetischen Diskontinuitäten kann man für menschliches Besitzverhalten höchstens allgemeine Dispositionen annehmen, konkrete Verhaltensdeterminierungen aufgrund eines phylogenetischen Erbes sind dagegen unwahrscheinlich.

II. TEIL

Empirische Studien zur Ontogenese
des Besitzverhaltens

Im Vergleich zu Tierjungen steht jedes menschliche Kind nach seiner Geburt vor einem spezifischen Problem: es hat ein Stadium jahrelanger Unselbständigkeit zu durchlaufen, in der es erst allmählich lebensnotwendige Fertigkeiten entwickelt, die ihm eine selbständige Existenz ermöglichen. Menschliche Neugeborene sind viel weniger entwickelt als z. B. die der Affen und Menschenaffen, sowohl in der Bewegungskontrolle wie in der relativen Größe. Da das menschliche Gehirn im Verhältnis zum Körper viel größer ist als das eines Menschenaffen, die Größe des mütterlichen Beckendurchganges aber ein vorgeburtliches Wachstum begrenzt, muß ein Teil des Hirnwachstums nach der Geburt stattfinden (JOLLY 1975: 174). Das Kind benötigt nach der Geburt noch viele Jahre, bis seine Sensorik und Motorik voll entwickelt ist und es sich selbst ernähren kann. Abgesehen von der Reifung biologischer Funktionen steht das Kind aber vor der Aufgabe, sich durch soziales Lernen Fertigkeiten anzueignen, um sich in der speziellen Ökologie und Kultur zurechtzufinden, in die es hineingeboren wurde. Mit zunehmendem Alter wird es außerdem mit den Erfahrungen konfrontiert, die die menschlichen Gesellschaften im Lauf ihrer Geschichte akkumuliert haben (zum "Aneignungskonzept" von A. N. LEONTJEW siehe z. B. WACKER 1977).

Die Anpassung der Individuen an die Aufgaben und Werte einer besonderen Kultur wird u. a. durch besondere Erziehungspraktiken gefördert. Jede Kultur betont in ihren Erziehungsstilen besondere ausgewählte Segmente aus der Spannweite des überhaupt möglichen menschlichen Verhaltens. Sie lenkt die Beachtung auf einige Bereiche der menschlichen Fähigkeiten und fördert sie, während sie andere ignoriert, und kontrolliert damit das Lernmilieu des

Kindes. Obwohl es universale Aufgaben der Kinderbetreuung gibt, erhalten sie durch spezifische Kulturen spezifische Prägungen. Die Kultur bestimmt den besonderen Zeitablauf, Stil, Sorgfalt, Großzügigkeit oder Strenge bei den Methoden der Fütterung, des Körpertrainings, der sozialen Erziehung, des Körperkontaktes und der Bestrafung unerwünschten Verhaltens usw. Die kindliche Entwicklung in einer Gesellschaft resultiert daher immer aus einer Verflechtung von biologischen Entwicklungsprozessen und kulturellen Bestimmungen.

Bei der Untersuchung kindlichen Besitzverhaltens muß daher berücksichtigt werden, daß die Kinder eine Verhaltensweise in einem spezifischen kulturellen Kontext als Anpassung entwickeln, während in einer anderen Kultur das gleiche Verhalten eine Fehlanpassung sein könnte. Das gilt insbesondere für den Umgang mit Besitz, da die spezifischen Wirtschaftsformen einer Kultur auch spezifische Besitzverhältnisse zur Folge haben (siehe Kap. IV). Die Einschätzung kindlichen Besitzverhaltens muß daher unbedingt die wirtschaftlichen Bedingungen und Besitzverhältnisse dieser Population berücksichtigen. Zu umfassenderen Aussagen kann man allerdings durch kulturvergleichende Studien gelangen.

Merkwürdigerweise wurden aber bisher über kindliches Besitzverhalten nur ganz vereinzelte systematische Untersuchungen durchgeführt. Das stellte auch Lita FURBY fest, als sie 1978 nach BEAGLEHOLE's (1932) sozial-anthropologisch ausgerichteter Studie über das menschliche Besitzproblem den ersten Versuch einer umfassenden Theorie des Besitzens vorlegte.

"Despite the pervasiveness of possessiveness in human behavior, there has been no systematic investigation of its origins and development." (FURBY 1978 b)

Die bis heute einzige Beschreibung der Entwicklung kindlichen Besitzverhaltens stammt von Arnold GESELL (1943), der allerdings eher pauschalisierende Darstellungen für amerikanische Eltern und Erzieher lieferte als exakte Ergebnisse systematischer Untersuchungen vorzustellen. Das

amerikanische Kind sei im Alter von 2 Jahren "stolz auf seine Kleidung, hauptsächlich auf Schuhe, Strümpfe und Taschentuch" (GESELL 1973: 160). Im Alter von 3 Jahren "fängt (es) an, Spielzeug auch anderen zu überlassen und weniger zu horten" (S. 206). Mit 4 Jahren "prahlt (es) gern mit neuen Kleidungsstücken" und "weigert sich, Geld wieder herzugeben" (S. 228). Seine leichtfertig verallgemeinerten und unpräzisen Angaben sind für das Verständnis des Besitzproblems leider wertlos.

Einige Studien liegen zum Besitz an Teddybären, Puppen, Wolldecken oder Tüchern als Lieblingsobjekten vor, weitgehend von psychoanalytisch orientierten Psychologen verfaßt (WINNICOTT 1953, STEVENSON 1954, BUSCH et al. 1973 usw.). Kinder behalten solche Lieblingsgegenstände oft in ihrer Nähe, verteidigen sie heftig gegen andere Interessenten und geben sie in der Regel nur selten ab; allerdings ist dieses Phänomen nur in einigen Kulturen verbreitet (siehe dazu Studie IV).

John BOWBLY belegte in einer Untersuchung an jugendlichen Dieben den Zusammenhang von Diebstahlsymptomatik mit unbefriedigenden sozialen Beziehungen in der frühen Kindheit. ZULLIGER (1950) bestätigte in einer Arbeit "über symbolische Diebstähle von Kindern und Jugendlichen" diesen Zusammenhang aufgrund praktischer Erfahrungen in der Erziehungsberatung.

Zum territorialen Besitz von Raumgebieten, der ohnehin bei Erwachsenen nur wenig untersucht wurde, liegen lediglich vereinzelte Studien über das Verhalten schwachsinniger, geisteskranker oder delinquenter Kinder in geschlossenen Anstalten vor (z. B. O'NEILL und PALUCK 1973; ESSER 1973; DEUTSCH et al. 1978). Allerdings sind Unterschiede zum Verhalten gesunder und nicht-institutionalisierter Kinder zu erwarten (HOROWITZ 1963). (Verwandte Phänomene, wie Abstandsverhalten und kindlicher Raumanspruch, dürfen allerdings nicht mit auf konkrete Objekte gerichtetem Besitzverhalten zusammengeworfen werden, wie es gelegentlich geschehen ist.)

WACKER hat 1976 Untersuchungen über "Die Entwicklung des Gesellschaftsverständnisses bei Kindern" zusammengestellt und in diesem Rahmen die Konfrontierung von Kindern mit den gesellschaftlichen Besitzverhältnissen behandelt. U.a. untersuchte BÖGE die Entwicklung der Wahrnehmung sozialer Ungleichheit; WACKER erarbeitete Thesen zur Beeinflussung kindlichen Verhaltens durch die gesellschaftliche Eigentumsordnung (in: WACKER 1976).

Eine linguistische Studie von DEUTSCH und PECHMANN (1978) an 3,5 bis 6,5-jährigen westdeutschen Kindern untersuchte die Entwicklung des Gebrauchs von Possessivpronomina.

Ausführlicher wurde bisher lediglich die Frage der Bedingungen von großzügigem oder geizigem Besitzverhalten experimentell untersucht (Übersichtsreferate von KREBS 1970 und KÖHLER 1977). In diesen Studien wurde u.a. gezeigt, daß Großzügigkeit durch Imitation von Modellen gelernt werden kann, durch Empathie sowie durch Belohnung und Erwartung von Gegenleistung beeinflusst wird, von der Norm zu teilen unterstützt wird und vom Alter bzw. dem Stand der kognitiven Entwicklung beeinflusst wird und außerdem von den Lebensbedingungen der sozialen Schicht und der gesamten Gesellschaft abhängig ist (Details siehe Teil I, 3.Kapitel).

EIBL-EIBESFELDT wies auf ein Verhalten hin, das bei Kleinkindern im 2. und 3. Lebensjahr häufig zu beobachten ist: Kinder teilen mit anderen Gegenstände, die sie sehen, interessant finden und zum Spiel benutzen, indem sie sie ihnen zeigen, anbieten, überreichen und in gemeinsame Aktivitäten einbeziehen. EIBL-EIBESFELDT deutete dieses Verhalten als "angeborenes Verhaltensmuster der Kontaktaufnahme":

"So können wir auch über die Kulturen hinweg verfolgen, daß gemeinsame Mahlzeiten (Gastmahl, Hochzeitsmahl) und Essensgeschenke (Brot und Salz, Bonbonniere) dazu dienen, ein Band zu knüpfen. Bereits kleine Kinder versuchen

auf diese Weise Freundschaft zu schließen. Die Japaner pflegten mit Geschenken noch ein ritualisiertes Essensgeschenk zu verbinden, indem sie in die Verschnürung des Päckchens einen kleinen geräucherten Fisch einknüpften. Auch solche prinzipiengleiche Verhaltensmuster können auf stammesgeschichtliche Anpassungen hinweisen. Es kann sich dabei um angeborene Antriebe oder um Auslösemechanismen handeln, die eine spezifische Lerndisposition bewirken." (EIBL-EIBESFELDT 1972; 27ff.)

Das spontane Überreichen von Nahrungsbrocken und Gegenständen der Kleinkinder ist offenbar nicht das Ergebnis einer speziellen Kinderbehandlung in unserer Kultur. EIBL-EIBESFELDT filmte dieses Verhalten nämlich in sehr verschiedenen Kulturen, z.B. auch bei den Yanomami-Indianern, siehe 1978a:593).

RHEINGOLD et al. (1976) veröffentlichten Ergebnisse systematischer Studien mit amerikanischen 18-monatigen Kindern zu diesem Verhalten. Sie deuten das Gabenüberreichen als eine frühe Entwicklungsstufe des Bezuges zu Besitz. Ich habe zu diesem Verhalten 3 Untersuchungen durchgeführt, deren Ergebnisse im Folgenden berichtet werden (Studien I, II und III).

Im Jahre 1974 habe ich in einem Münchener Kindergarten eine Reihe kleinerer Untersuchungen zum Komplex des Besitzverhaltens durchgeführt.

1.) Ich habe 19 Kinder in der "freien Spielzeit" im Umgang mit persönlichem Eigentum beobachtet, das sie von zu Hause mitgebracht hatten. Die beobachteten Gegenstände stellten häufig Vermittler von Sozialkontakten innerhalb der Gruppe dar. Sie wurden verschenkt, erbeten, weggenommen, hergezeigt und in gemeinsame Spielaktivitäten einbezogen. Mithilfe der erhobenen Daten konnte gezeigt werden, daß einige ältere Kinder der Gruppe den Attraktions-effekt von Spielsachen systematisch ausnutzen und komplexe, mehrteilige Strategien entwickeln konnten, die ihnen zu mehr Sozialkontakt und Aufmerksamkeit verhalfen. Diese Kinder brachten morgens eigenen Besitz mit in den Kindergarten und benutzten anschließend

eine Kette von Verhaltensweisen wie Vorführen, Übergeben, Herzeigen und Wegnehmen, die Kontakt zu den Kindern über Objekte vermittelten und deren Aufmerksamkeit sicherten. Mittels dieser Strategie veränderten die Kinder nachweislich ihre Stellung innerhalb der Sozialstruktur der Gruppe. Weitere Details siehe STANJEK 1975 und 1978.

2.) In der gleichen Kindergruppe führten wir eine Neuregelung ein, um Besitzverhalten unter kontrollierten Bedingungen beobachten zu können: jedes Kind erhielt einen Stuhl als individuellen Teilbesitz zugewiesen, indem ein mit dem Namen eines Kindes beschriftetes Kärtchen an die Stuhllehne gebunden wurde. An den folgenden 10 Wochentagen wurde das Verhalten im Umgang mit den Stühlen systematisch protokolliert. Dabei zeigte sich, daß die Kinder sehr genau die Besitzverteilung beachteten; eigene Stühle wurden gegen Fremdbenutzung verteidigt, selbst erfolgreich gegen Erwachsene oder ranghöhere Kinder, auch dann, wenn die Besitzer den Stuhl akut gar nicht benutzen wollten. Fremdbesitz wurde allerdings in der Regel respektiert. Die Ermahnung "Du sitzt auf meinem Stuhl" reichte meist aus, Kinder vom eigenen Stuhl zum Aufstehen zu bewegen. Fanden Kinder ihre eigenen Stühle nicht, so bevorzugten sie nichtbeschriftete Stühle vor fremden Stühlen. Weiterhin kam es zu Verleihen von Stühlen sowie zu Tauschaktionen. In einigen Fällen war eine emotionale Beteiligung der Kinder an ihrem Besitz offenkundig. Weitere Details siehe STANJEK 1975.

Im Folgenden werden 6 eigene Untersuchungen zum kindlichen Besitzverhalten vorgestellt, die in den Jahren 1976-1978 entstanden sind. Jede Fragestellung wird dabei gesondert diskutiert, da es sich um sehr unterschiedliche Aspekte des Besitzkomplexes handelt. Ein zusammenfassender Entwurf einer Ontogenese des menschlichen Besitzverhaltens ist bis heute noch nicht möglich aus verschiedenen Gründen:

- a) Die allgemeine Kategorie "Besitzverhalten" umfaßt sehr unterschiedliche Phänomene (Sammeln von Gütern, Schenken, Stehlen, Tauschen usw.), sodaß voneinander unabhängige Entwicklungsverläufe in Teilbereichen zu erwarten sind.
- b) Zu diesem Fragekomplex liegen bisher - abgesehen von den Altruismusstudien - sowenig Ergebnisse vor, daß der Versuch, eine Ontogenese zu entwerfen, sehr spekulativ vorgehn müßte.
- c) Die Mehrzahl der bisher vorliegenden Studien bezieht sich auf Industriegesellschaften und erfaßt selbst hier nur einige soziale Schichten (z.B. "white middle class"). Erst durch weitere kulturenvergleichende Arbeiten kann aber die Abhängigkeit des Verhaltens von der Ökonomie bzw. die Universalität eines Verhaltens eingeschätzt werden.

Im Anschluß an die Beschreibung der 6 Studien sollen daher lediglich einzelne Aspekte wie die Zielorientierung, die Bezüge zum Selbst-Konzept usw. zusammenfassend behandelt werden.

Studie I : Gegenstandsbezogene Kontaktaufnahmen von Krippenkindern

Die der ersten Studie zugrundeliegende Fragestellung bezieht sich auf die Bedeutung, die Gegenstände für die sozialen Interaktionen von Kleinkindern haben. In populären Darstellungen liest man gelegentlich, Kleinkinder würden im 2. Lebensjahr ausgeprägtes Besitzverhalten auf Spielgegenstände richten und seien daher zu kooperativem Spiel nur begrenzt fähig. Zu dieser falschen Auffassung trug u. a. A. GESELL bei, der 1943 behauptete, zweijährige Kinder könnten noch kein Spielzeug teilen, sondern würden zu Horten von Objekten neigen (GESELL 1970:160). Einer anderen Auffassung zufolge behindert eine reiche Ausstattung eines Kindergartens oder einer Krippe das soziale Spiel unter Kindern.

JOHNSON (1935) fand bei Kindergartenkindern weniger soziales Spiel, wenn mehr Spielzeug erreichbar war. RAMEY et al. (1976) fanden einen ähnlichen Effekt bei 6-12 Monate alten Kindern. Allerdings wurde in diesen Studien nicht der inhärente Anregungsgehalt der Spielzeuge berücksichtigt, die unter Umständen durch ihre Funktionsweise zu kooperativem Spiel anregen können.

Die Ausgangshypothese der vorliegenden Studie war demgegenüber die Annahme, daß Kleinkinder häufig mit Hilfe von Gegenständen Sozialkontakte zu anderen Kindern herstellen. Schon gegen Ende des ersten Lebensjahres leisten Kinder bereits die Verbindung einer Zuwendung zu gegenständlichen Objekten und gleichzeitig zu sozialen Objekten. Gegenstände werden zu Vehikeln für viele Formen sozialer Interaktion. In einer Beobachtungsstudie wurde eine Gruppe von eineinhalb- bis dreijährigen Kindern untersucht und die Verhaltensweisen und Situationen protokolliert, die zu Kontakten der Kinder untereinander und zu Erwachsenen führten.

Beobachtungssituationen und Methode

In einer städtischen Kinderkrippe in München wurden 20 Kinder (13 Jungen, 7 Mädchen, im Alter von 19 - 37 Monaten) systematisch beobachtet. Sie spielten zu den Beobachtungszeiten in einem 20 x 10 m großen Raum oder auf einer Wiese vor dem Haus unter Aufsicht von einer oder zwei weiblichen Erwachsenen. In den Zeiten des "freien Spiels" fertigte ich mit Hilfe der Kategorien-tabelle Ia Verhaltensprotokolle der einzelnen Kinder an. Dabei bemühte ich mich, möglichst wenig mit den Kindern und Erwachsenen zu interagieren, um das Geschehen nicht durch meine Gegenwart zu beeinflussen. Jedes der 20 Kinder wurde in Rotation 5 x 10 Minuten beobachtet ("focal-individual-sampling" nach ALTMAN, 1974), die Protokoll-dauer beträgt also insgesamt 1000 Minuten. Ich wählte dazu alternierend jedesmal ein Kind aus, das gerade allein spielte und notierte dann alle Verhaltenselemente des Kindes, die Interaktionen einleiteten, also alle Momente von aktivem Kontaktaufnehmen und passivem Eingehen auf Aufforderungen anderer Kinder. Zusätzlich notierte ich, wie lange die Kinder nach solchen Kontaktaufnahmen zusammenblieben (ohne dabei allerdings die inhaltlichen Abläufe dieser "Folgekontakte" zu berücksichtigen).

Tab. Ia. Zahl der Beobachtungen pro Verhaltenselement und Lebensalter (geometrisches Mittel), mittlere Dauer der Interaktionen nach Initiierung des Folgekontaktes, Geschlechtsunterschiede in der Häufigkeit der Verhaltenselemente (Signifikanzen nach Chi-Quadrat).

	Beobachtungen	Altersmittel in Monaten	Folgekontakte in Minuten	signifikante Geschlechts- unterschiede der Verhaltenshäufigkeiten
geben	43	23,5	0,5	♂♂ ($P < 0,05$)
zeigen	39	30,5	0,8	
wegnehmen	39	31,5	0,8	♂♂ ($P < 0,01$)
vorführen	9	28,5	1,1	
Spz. teilen	7	28,0	1,8	
zuwerfen	6	30,0	0,7	
ansprechen	24	30,0	1,7	
anrufen	15	33,5	1,3	♀♀ ($P \leq 0,01$)
berühren	22	31,5	1,0	
anstoßen	10	29,0	0,7	
nachfolgen	82	29,0	0,9	
imitieren	12	26,0	1,2	♂♂ ($P < 0,05$)
anlächeln	10	25,0	0,7	

Ergebnisse

In der Gesamtzeit wurden 318 Kontaktaufnahmen protokolliert, die 13 Kategorien zugeordnet wurden (siehe Tab. Ia). In der Bevorzugung einzelner Elemente zeigten sich deutliche Altersunterschiede und individuelle Differenzen. Kinder bis zu 30 Monaten zeigten durchschnittlich 4 der Verhaltensweisen, während ältere über 5 - 10 Elemente verfügten. Einige benutzten wenige Elemente besonders häufig.

Die Dauer der Kontakte unter den Kindern betrug im Mittel nur 1.1 Minuten, nahm aber mit dem Alter signifikant zu (Graphik Ib).

Graphik Ib: Durchschnittliche Dauer des Kontaktes von
je 4 Kleinkindern (in Minuten)
(N = 318 Kontakte)

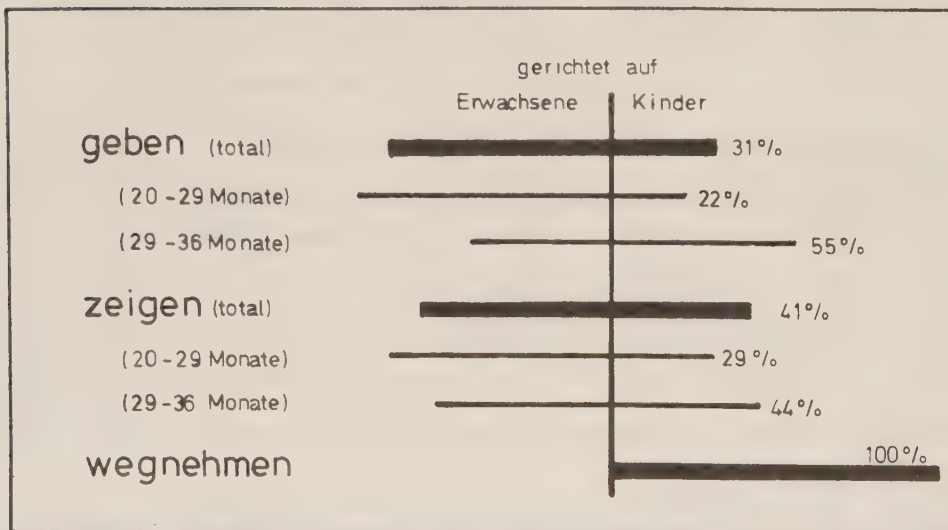


In diesen auffallend niedrigen Kontaktzeiten drückt sich vermutlich nicht so sehr eine "natürliche Unfähigkeit" von Kleinkindern zu kooperativem Spiel aus, als vielmehr eine schlechte Organisation der Kinderkrippe, die eher als eine Kinderbewahranstalt eingerichtet war als eine Institution, die den spezifischen Bedürfnissen und Fähigkeiten dieser Altersgruppe gerecht werden kann.

Sechs der 13 Verhaltenselemente betreffen Begegnungen, die über ein Spielzeug oder ein anderes Objekt eingeleitet wurden. Über Gegenstände wurden insgesamt 45 o/o aller Kontakte vermittelt. Zu den häufigsten Aktivitäten gehörte das Übergeben, Zeigen und Wegnehmen von Gegenständen. Kontakte, die mittels Objekt-Überreichen initiiert worden waren, hielten vergleichsweise sehr kurz an (im Mittel 0,5 Min.). Spielzeug-Teilen, d.h. das Einbeziehen anderer Kinder in ein Objektspiel, war dagegen besonders erfolgreich (im Mittel 1,8 Min. Folgekontakt).

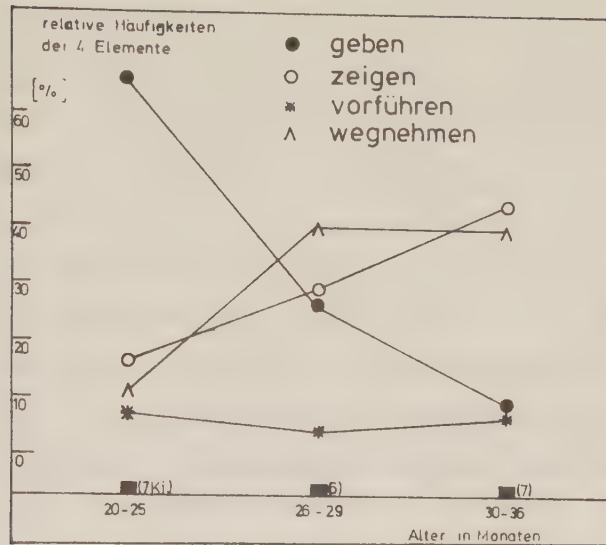
Die Kontaktsuche der Kinder richtete sich auf die anderen Kinder, aber auch auf die anwesenden Erwachsenen. Graphik Ic zeigt die Verhältnisse für die Elemente Geben, Zeigen und Wegnehmen. Die älteren Kinder gaben und zeigten ihren Kameraden deutlich häufiger als die jüngeren Kinder.

Graphik Ic: Die Gesamthäufigkeit der Elemente Geben, Zeigen und Wegnehmen (100 o/o) ist nach der Richtung des Verhaltens (an Erwachsene oder an andere Kinder) aufgeschlüsselt und eine Altersentwicklung der 10 jüngeren und der 10 älteren Kinder demonstriert.



Die Verhaltensweise des Gabenüberreichens entwickelt sich in dieser Altersstufe offenbar gegenläufig zum Zeigen und Wegnehmen von Objekten (Tab. Id). Dieses Ergebnis widerlegt die zitierte Ansicht, daß Zweijährige nicht miteinander spielen könnten, da sie nicht ihre Spielzeuge teilen wollten.

Graphik Id: Altersentwicklung von vier Elementen der Kontakt-Initiierung. 100 o/o = Summe der Häufigkeiten der vier Elemente je Altersgruppe (N = 139 Beobachtungen).



Vielmehr zeigt sich in diesem Ergebnis eine frühe Kollektivität der Kinder im Umgang mit Gegenständen. Spielobjekte sind im 2. Lebensjahr eher Medien, über die die Kinder soziale Interaktionen eingehen als kontaktbehindernde Ziele von Besitzverhalten. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommen MUELLER und BRENNER (1977) aufgrund einer Studie an ein- bis zweijährigen Krippenkindern. Die überwiegende Mehrzahl aller Interaktionen unter den Kindern entstanden dort im Umgang mit Gegenständen (bei Einjährigen immerhin 92 o/o!). Mehrere Kinder versammelten sich oft um interessante Spielzeuge. Offensichtlich wurden sie vom Interesse der anderen Kinder "angesteckt". Diese Form sozialer Nachahmung ist auch von höheren nichtmenschlichen Primaten bekannt, wo Untersuchungen von Objekten und Plätzen meist gemeinschaftlich vorgenommen werden (JOLLY, 1975:282).

Allerdings muß einschränkend berücksichtigt werden, daß keine Vergleiche aus anderen Kulturkreisen mit anderer Materialkultur und anderen Besitzverhältnissen vorliegen. EIBL-EIBESFELDT hat zwar mit Filmdokumenten nachgewiesen, daß Kleinkinder verschiedener Kulturen Gegenstände als Kontaktmittel benutzen (siehe z.B. 1978a: 593); allerdings liegen keine quantitativen Untersuchungen vor. Die Erscheinung, daß Kleinkinder in den beschriebenen Situationen sehr häufig über Objekte miteinander in Kontakt treten, könnte von der an Spielobjekten reich ausgestatteten Krippenumgebung und von einer materiellen Orientierung der westlichen Kulturen zumindest teilweise beeinflußt sein. Vor einer Verallgemeinerung dieser Ergebnisse sollten daher systematische Vergleiche in anderen Gesellschaften durchgeführt werden.

Studie II : Aktives Kontaktverhalten von Krippenkindern zu fremden Erwachsenen

Die Frage, in welcher Weise Kinder in sozialen Zusammenhängen mit Gegenständen umgehen, führte zur Durchführung eines Feldexperimentes in einer Kinderkrippe. In diesem Versuch sollte geprüft werden, wie die Kinder auf die Anwesenheit von fremden Personen reagieren, die sich ruhig und unbeteiligt in ihrer Nähe aufhalten. Kinder begegnen zwar häufig Fremden mit Furcht, unter gewissen Umständen unternehmen sie aber spontan Versuche, mit der Person Kontakt aufzunehmen.

Fremdenfurcht zeigen Kinder unter experimentellen Bedingungen besonders häufig, wenn unbekannte Personen aktiv auf sie zugehen, ihnen Spielmaterial anbieten oder sie sogar berühren (AINSWORTH 1967, KONNER 1972, ROSS 1975). Verhalten sich fremde Personen allerdings ruhig, so zeigen Kinder (besonders nach dem 1. Lebensjahr) nach anfänglichem Zögern oft Interesse, mit dem Fremden zu interagieren. Furcht äußern Einjährige auch gegenüber fremden Gegenständen, besonders, wenn diese sich von selbst bewegen und Geräusche erzeugen (BRONSON 1972). Erhalten die Kinder allerdings die Möglichkeit, die Objekte selbst aktiv zu kontrollieren, so verringert sich ihre Furcht schnell (GUNNAR-VONGNECHTEN 1978). Diese Tendenzen wurden im Experiment berücksichtigt, indem die im Versuch eingeführten Fremden im Laufe der Begegnung mit den Kindern nicht aktiv auf sie zugingen, sondern lediglich passiv auf sie reagierten und ihnen auf diese Weise Möglichkeiten zur Entfaltung ihrer Aktivität ließen.

An 10 Versuchstagen wurde eine jeweils andere erwachsene Person in die Krippe eingeführt und die Reaktionen der 24 Kinder auf den Fremden je eine Stunde lang beobachtet. 24 Kinder wurden in der Auswertung be-

rücksichtigt, deren Alter zwischen 17 und 37 Monaten betrug. Zu den Versuchen wurden 10 Fremde (20 - 25 Jahre alt, 5 männlich, 5 weiblich) in Abständen von je etwa 10 Tagen in den Krippenraum geführt. Sie nahmen jeweils nach Eintritt in den Raum Platz und verhielten sich (gemäß genauer Versuchsanweisung) den Kindern gegenüber passiv im Sinne freundlicher Zurückhaltung. Ich selbst kodierte mit Hilfe einer Liste mit 20 Verhaltenskategorien fortlaufend das auf den Fremden gerichtete Verhalten der Kinder.

Ergebnisse

Innerhalb der 10 Versuchsstunden machten die Kinder insgesamt 282 Annäherungen an den Fremden, die sich neun Verhaltenselementen zuordnen ließen. Ein häufiges Verhalten bei der Kontaktaufnahme war das Überreichen (32 Beobachtungen) und das Zeigen (44 Beobachtungen) von einfachen Holzstückchen, Legosteinen oder anderem Spielmaterial. Recht häufig standen die Kinder zunächst in einiger Entfernung vor dem Fremden und blickten ihn eine zeitlang an.

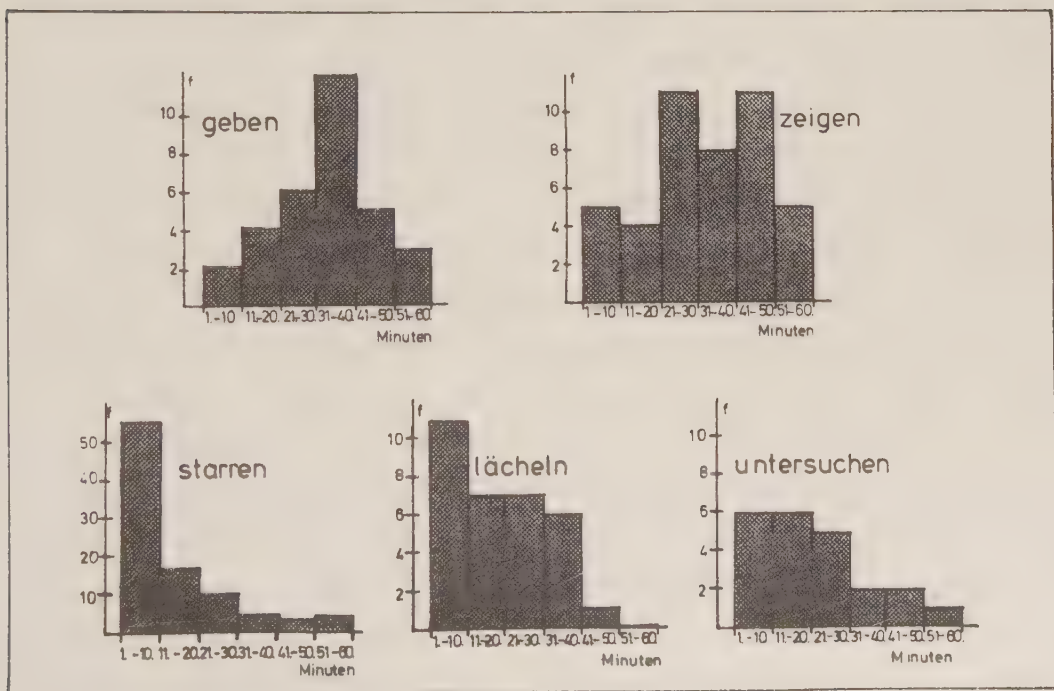
10 Arten der Annäherung traten mit folgenden Häufigkeiten auf:

- blickt oder starrt länger als 3 sec, dann weg	92 mal
- blickt hin, geht dicht heran, dann weg	18 mal
- blickt, lächelt hin, dann weg	34 mal
- untersucht Gegenstände des Fremden (Notiz- buch, Schuhe oder Tasche), dann weg	22 mal
- ruft (He, Hallo o.ä.) oder spricht ihn verbal an (evtl. mit Lächeln)	12 mal
- nimmt Körperkontakt auf (berühren, an- stoßen, anklammern, schlagen, evtl. mit Lächeln)	10 mal

- gibt ein Objekt dem Fremden (evtl. mit Lächeln und/oder reden), dann weg 32 mal
- zeigt ein Objekt (lächelt und/oder redet evtl.) dann weg 44 mal
- "flirtet": blickt aus der Nähe hin, verdeckt dann mit der Hand oder Objekt sein Gesicht, blickt wieder hin, wieder weg, im mehrfachen Wechsel, dann weg 11 mal.

Längere zusammengesetzte Interaktionen mit dem Fremden waren recht selten (2,5 o/o aller Annäherungen). Wechselseitige Spiele konnten nicht entstehen, da sich die Fremden laut Versuchsanweisung passiv reaktiv verhalten mußten.

Die Arten der Annäherung waren nicht zu jedem Zeitpunkt der Begegnung gleich wahrscheinlich. Im Laufe der einstündigen Gegenüberstellungen veränderten die Kinder ihr Kontaktverhalten. Abb. IIa zeigt Häufigkeitsverteilungen einzelner Elemente über eine Stunde Begegnung mit dem Fremden.



Betrachtet man die zeitlichen Schwerpunkte dieser Häufigkeitsverteilungen, so läßt sich in grober Annäherung eine für diese Situation typische Verhaltenssequenz rekonstruieren, die vom musternden Anblicken und Starren, später Anlächeln, zu Untersuchungen nichtsozialer Objekte (Notizblock oder Schuhe des Fremden) zu objektvermitteltem Sozialverhalten (geben, zeigen) führt. Diese Sequenz läßt sich als Repräsentation abnehmender Furcht-tendenz bei zunehmender Tendenz zu untersuchen und Kontakt zu knüpfen, interpretieren. Geben und Zeigen von Gegenständen kann dabei als direkt auf die Person gerichtetes Kontaktverhalten verstanden werden. Auch untereinander vermitteln Krippenkinder Kontakte häufig über Gegenstände (siehe Studie I). Da sie das gleiche Verhalten nach anfänglichem Zögern auch fremden Erwachsenen gegenüber zeigen, scheint das Verhalten nicht an spezifische soziale Situationen gebunden zu sein, sondern allgemein zur Kontaktaufnahme zu anderen Individuen zur Verfügung zu stehen. Eine Bestätigung dieser Annahme liefert auch Studie III.

Studie III: Objektbezogenes Sozialverhalten und Attachment-Theorie

Die dritte Studie wurde auf die Frage hin angelegt, unter welchen Bedingungen Kinder in sozialen Begegnungen Gegenstände als Vermittlungsagens einsetzen. Die Beobachtungen in der Kinderkrippe hatten die Hypothese erhärtet, daß Kinder oft Gegenstände überreichen, mit dem Ziel, einen Kontakt zu anderen Individuen herzustellen. Zu ihrer Überprüfung wurde eine natürliche Situation gewählt, in der Kleinkinder mit ihren Eltern (evtl. auch Geschwistern) sowie mit fremden Kindern und Erwachsenen in Kontakt treten konnten. Eine gut kontrollierbare Beobachtungsgelegenheit fand ich im Wartezimmer eines Kinderkrankenhauses, wo Kinder mit Betreuungspersonen auf die pädiatrische Ambulanz warteten.

Um die Qualität von unterschiedlichen Beziehungen von Kindern zu Bezugspersonen empirisch faßbar zu machen und in einem theoretischen Rahmen einordnen zu können, wurde das Attachment-Konzept (BOWLBY 1969, AINSWORTH 1969) entwickelt. Damit ist der Anspruch verbunden, frühkindliche Bindungen in ihren Verhaltensäußerungen, ihrer Funktionalität und Entwicklung theoretisch fassen zu können. Die psychoanalytischen Erfahrungen der Bedeutung von Objektbeziehungen sowie tierethologische Befunde zur Bindung von Tierjungen an spezielle adulte Tiere wurden zu diesem Zweck herangezogen. Eine zusammenfassende Darstellung und Würdigung lieferten RAJECKI et al. (1979). Obwohl die zentralen Aussagen (Entwicklung von Bindungsfähigkeit mit Hilfe stabiler Fixpunkte, wechselseitige Kontrolle der Bindungen zu Bezugspersonen durch die Aktivität beider Partner) berechtigt und wichtig sind, verdient die bisherige Formulierung des Attachment-konzeptes meiner

Auffassung nach einige Kritik, die bisher nicht genügend eingezogen wurde.

1.) Dadurch, daß die große Mehrzahl der Attachment-Studien lediglich an Mutter-Kind-Paaren durchgeführt wurden, entstand eine verzerrte Darstellung der Bedeutung dieser Dyade. Im Laufe der Stammesgeschichte des Menschen hat es dagegen vermutlich niemals eine mit unserer Industriegesellschaft vergleichbare Situation gegeben, in der Kleinfamilien in Einfamilienhäusern und Etagenwohnungen relativ isoliert von Verwandten und Nachbarn leben. Vielmehr spielte sich das tägliche Leben bis vor kurzer Zeit immer in der Gemeinschaft von Dorfverbänden, Stammessozietäten und Verwandtschaftskreisen ab. Für die heranwachsenden Kinder waren - das gilt ebenso für steinzeitliche Gesellschaften, für die Hominiden wie für heute lebende Pongidengruppen - eine Vielzahl sozialer Objekte neben der Mutter erreichbar: Vater, Großeltern, Geschwister, Tanten, Onkel, evtl. weitere Kernfamilien im gleichen Raum, sowie Nachbarn und Freunde. Diese vielfältigen Bezüge, die das dort heranwachsende Kind zu seiner Umgebung eingeht, wurden bisher von der Attachment-Theorie nicht berücksichtigt. Aus detaillierten Studien bei Stammesgesellschaften geht hervor, daß der Körperkontakt eines Kleinkindes mit der Mutter im Laufe eines Tages ähnlich viel Zeit einnimmt, wie die Kontakte mit allen anderen Familien- und Dorfmitgliedern zusammengekommen. Die Mutter ist also dort zwar die wichtigste Bezugsperson des Kleinkindes (sie bleibt auch über Monate hinweg seine einzige Nahrungsquelle), darüber hinaus macht das Kind aber schon früh Erfahrungen mit anderen Personen seiner Umgebung (SCHINDLER und YANEZ 1978). Die Kinder der Kung-Buschleute wachsen aus einer vergleichsweise engen Bindung zur Mutter, zu der sie in den ersten 2 Lebensjahren vergleichsweise mehr Körperkontakt haben als englische Kinder, im 2. und 3. Lebensjahr in die Bindung an

eine gemischtaltrige Kindergruppe hinein. Diese Situation war vermutlich auch typisch für menschliche Populationen während des Pleistozäns (KONNER 1976:225). Die Einbettung der Mutter-Kind-Dyade in ein dichtes soziales Netz ermöglicht dem Kind einerseits, schon früh vielfältigere Sozialerfahrungen zu sammeln, andererseits findet die Mutter Entlastung und emotionale Stabilisierung durch die Bezugsgruppe. WEINRAUB et al. (1977) schlagen daher vor, die soziale Umgebung des Kindes besser über ein Netzwerk mit verschiedenen, abgestuft bedeutsamen sozialen Objekten, Funktionen und Situationen zu beschreiben, als die Mutter-Kind-Dyade isoliert zu betrachten.

2.) Bisher liegen kaum Untersuchungen vor über die Variabilität des kindlichen Attachments. Zahlreiche individuelle, interfamiliäre und interkulturelle Unterschiede in der Art und Ausprägung der Bindungen sind aufgrund von Studien aus anderen Kontexten zu erwarten. Z.B. dürfte die Kinderbehandlung auch im Attachment-System unterschiedlich verlaufen gegenüber Jungen oder Mädchen, unterschiedlich ebenso je nach familienspezifischem Stil und nach den Erfordernissen der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. So wird in der einen Kultur der Verlauf der kindlichen Bindung an Bezugspersonen auf Entfaltung von Selbständigkeit und Ich-Autonomie ausgerichtet sein, während in anderen Sozietäten früh die Bindung an Bezugspersonen gefördert wird. Ebenso müssen die von Kind zu Kind verschiedenen Handlungsbereitschaften einbezogen werden. Beispielsweise zeigten BRAZELTON et al. (1974) anhand von Mutter-Kind-Beobachtungen, daß Kinder mit unterschiedlichen Schwellen auf soziale Stimulierung ansprachen, unterhalb derer sie sich durch Aufmerksamkeit um Kontakte bemühten und oberhalb derer sie sich gegen soziale Überforderung schützten. Diese Variablen können bisher nicht zufriedenstellend in das Attachment-Konzept einbezogen wer-

den, da es noch zu wenig komplex formuliert ist.

3.) Der Entwicklungsverlauf des kindlichen Attachments bleibt bisher unklar. In welchen Zeiträumen primäre Bezugspersonen an Bedeutung verlieren und auf welche Weise Übergänge zu anderen Bezugsobjekten und -formen möglich werden, ist bisher kaum verstanden. BOWLBY (1969) und MAIN (1977:80) betonten aufgrund von Beobachtungen an Kleinkindern und aufgrund selektionistischer Interpretation, daß hauptsächlich körperlicher Kontakt zur Bezugsperson das Ziel von kindlichem Attachmentverhalten sei. Ältere Kinder reagieren aber auch schon im Sinne des "secure-base-Effektes", wenn ihre Bezugsperson lediglich sichtbar in ihrer Nähe ist. PASSMAN und ERCK (1978) präsentierten 3- und 4-jährigen Kindern Filme von ihren Müttern und fanden, daß die Kinder dabei länger spielten und sich neugieriger verhielten als Kontrollgruppen. Solche und andere Altersentwicklungen können mit dem Attachmentkonzept nicht erfaßt werden.

4.) Die emotionale Kind-Mutter-Bindung hat sich im Lauf der Stammesgeschichte zweifellos herausgebildet, weil sie Selektionsvorteile mit sich brachte. BOWLBY (1969) nahm als wichtigsten Vorteil dieser engen Beziehung an, daß das Aufsuchen physischer Nähe der Jungtiere zu adulten Individuen den Schutz vor Raubtieren verbessert habe. Diese Vorstellung ist für die Phylogenese sicherlich nicht von der Hand zu weisen. In menschlichen Sozietäten wurde allerdings dieser Selektionsdruck zunehmend geringer, sodaß man nach anderen Vorteilen fragen muß. Beim Menschen wurde die enge Kind-Erwachsenen-Bindung vielmehr dadurch funktional und selektionistisch vorteilhaft, daß die Kleinkinder schon früh engen Kontakt zu Sozialisationsmodellen und Lernvorbildern erhielten, über die sie individuelle Erfahrungen und kulturelle Ideale und Normen vermittelt bekamen (KONNER 1972:299).

Im Vergleich zu steinzeitlichen Jäger-Sammler-Gesellschaften gilt allerdings in modernen Industriegesellschaften, in denen ausgeprägte Komplexität und schneller struktureller Wandel charakteristisch geworden ist, dieser Vorteil nur noch mit Einschränkung. In modernen Gesellschaften sind die leiblichen Eltern in ihrer Rolle als Sozialisationsagenten heute stark auf Zusammenarbeit mit pädagogischen Institutionen (Krippen, Kindergärten, Schulen) und den Medien (Fernsehen u.a.) angewiesen, da sie selbst häufig nicht mehr in vollem Umfang über die jeweils aktuellen gesamtgesellschaftlichen Bedingungen informiert sind und entsprechend öffentliche Hilfen benötigen. Eine dauerhafte Eltern-Kind-Bindung ist heute folglich oft auf die Unterstützung öffentlicher Einrichtungen angewiesen, wenn sie eine modernen Verhältnissen angemessene Sozialisation gewährleisten soll.

Diese vier kritischen Punkte sollten in eine Erweiterung der Attachment-Theorie einbezogen werden. Diese Theorie, die zur Zeit die dataillierteste und fundierteste Theorie der emotionalen Entwicklung des Menschen darstellt, verliert durch diese Einschränkungen allerdings keineswegs an Bedeutung, man sollte sich aber ihrer Unvollständigkeit bewußt sein.

Beobachtungssituation und Methode

Im Wartezimmer eines Münchener Kinderkrankenhauses saßen montags und freitags Eltern mit ihren Kindern und warteten eine halbe Stunde und länger auf die pädiatrische Ambulanz. (Die Sprechstunden waren ausschließlich für gastrointestinale Störungen angesetzt, also für harmlose Krankheiten, die das Verhalten der Kinder kaum beeinflussen.) In dem 10 x 5 Meter großen Wartezimmer

saßen 5 - 18 Wartende auf Stühlen, die an drei Wänden aufgereiht waren. Die Kinder entfernten sich bald nach Eintreffen von ihren Eltern, liefen im Wartezimmer herum, untersuchten das am Boden liegende Spielmaterial und knüpften vielleicht Kontakte mit anderen Wartenden. Ich setzte mich zu den Wartenden in die Stuhlreihe und notierte das Verhalten einzelner Kinder, ohne mich als Beobachter erkennen zu geben. Ich protokollierte die Verhaltensweisen jeweils einzelner Kinder vom Moment an, in dem sie mit ihren Müttern bzw. Vätern das Wartezimmer betraten, fortlaufend, bis sie von der Arzthelferin aufgerufen wurden und das Zimmer wieder verließen. Mit Hilfe der Liste IIIa codierte ich alle Verhaltenselemente, mit denen die Kinder in Kontakt traten zu ihren Bezugspersonen (Mutter, Vater, Schwester) oder zu fremden Kindern und Erwachsenen im Raum. Gleichzeitig schätzte ich den Abstand in Metern, den die Kinder jeweils von ihren Eltern entfernt waren. Nach Abschluß des Protokollierens (20 - 60 Minuten) fragte ich die Mutter oder den behandelnden Arzt nach dem Geburtsdatum und evtl. ernsteren Krankheiten des Kindes. Auf diese Weise entstanden 21 Protokolle von 1 - 7-jährigen Kindern.

Ergebnisse

Da eine Vielzahl von Variablen (Alter und Geschlecht der Kinder, Anzahl der im Raum anwesenden Personen, Aktivität bzw. Passivität der Bezugspersonen gegenüber dem Kindverhalten, Persönlichkeit und akute Gestimmtheit des Kindes, soziales "Klima" im Wartezimmer u.a.) offensichtlich das mimisch-gestische und lokomotorische Verhalten der Kinder beeinflusste, erscheint eine quantitative Auswertung der Protokolle wenig ergiebig. Dagegen waren die qualitativ erfaßbaren Interaktionsprozesse für unser Thema recht interessant. Die Kinder setzten wieder Gegenstände als soziale Vermittler ein - sowohl im Rahmen ihrer Attachment-Bezüge als auch gegenüber fremden Personen. Die Graphiken IIIa, b, c zeigen exemplarisch 3 Protokolle von je 40-minütigen Interaktionen einzelner Kinder mit Bezugspersonen (Mutter, Vater, Schwester).

Erläuterungen zu Graphik IIIa, b, c:

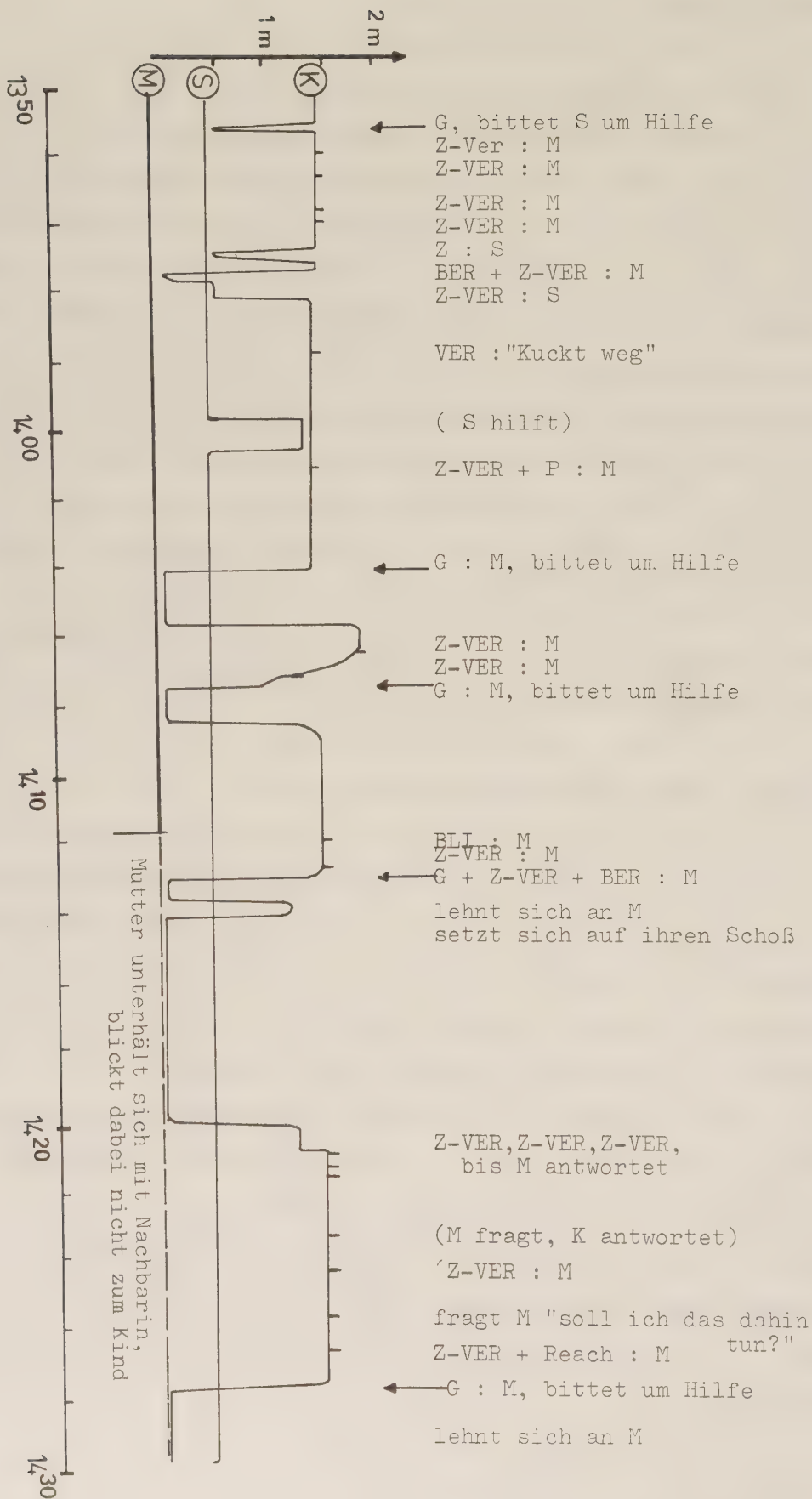
Ordinaten: Räumliche Entfernungen der Kinder von ihren Eltern in Metern (Basislinie bei 0,0 m). Abszissen: Zeitverlauf (Protokolldauer je 40 Minuten). Der Ort von Mutter (M), Vater (V) oder Schwester (S) wird durch gerade Basislinien repräsentiert. Der jeweilige Ort des Kindes (K) durch die kurvige Linie darüber.

Über den Graphiken sind jeweils die Verhaltenselemente codiert, die das Kind auf andere Personen richtete:

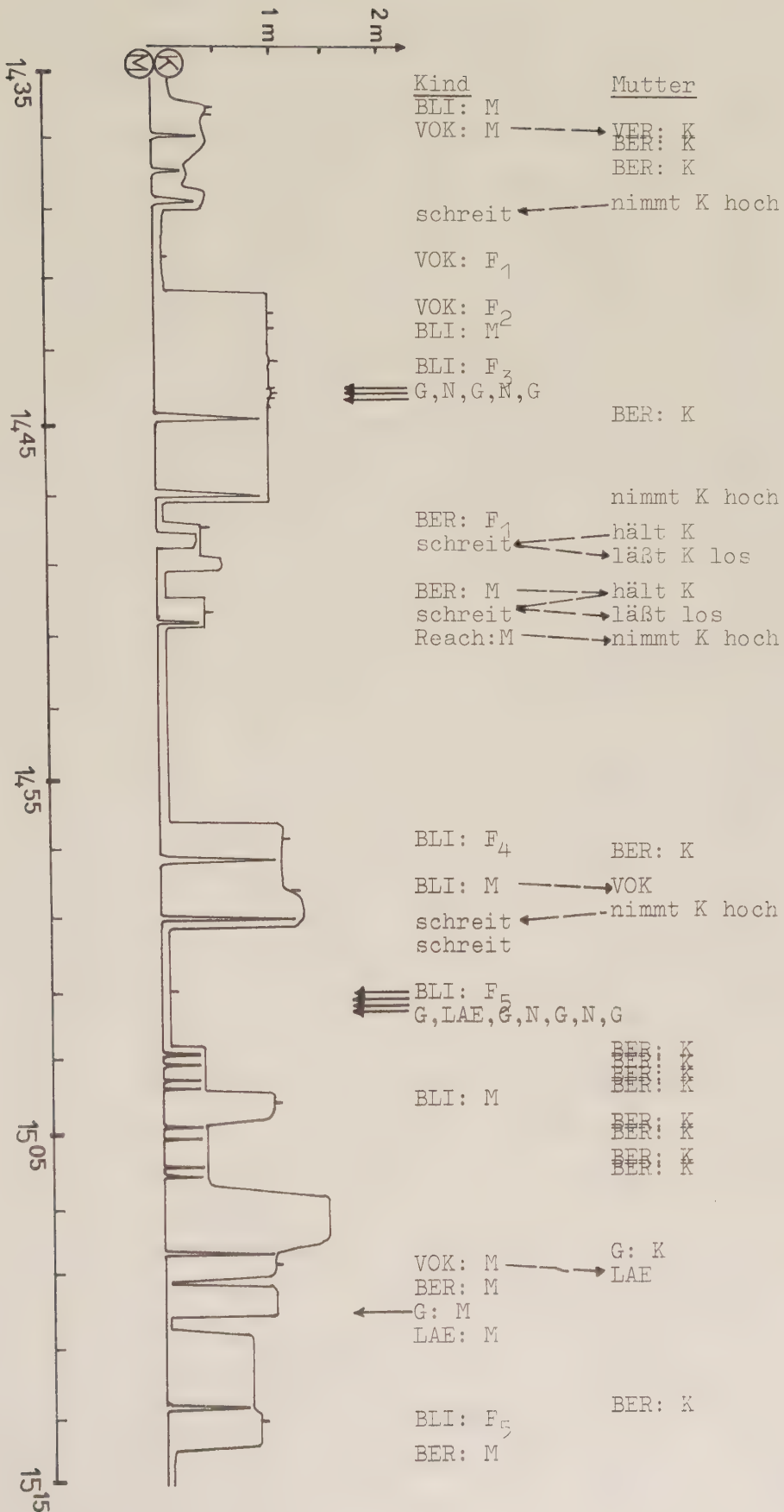
M = Mutter, V = Vater, F₁₋₅ = Fremde.

Kürzel für Verhaltenselemente: BLI - anblicken (bis 3 sec.), FIX - anstarren (länger als 3 sec.), VOK - anrufen, VER - ansprechen, BER - berühren, LAE - lächeln, G - Objekt übergeben, Z - Objekt zeigen, Point - hinweisen.

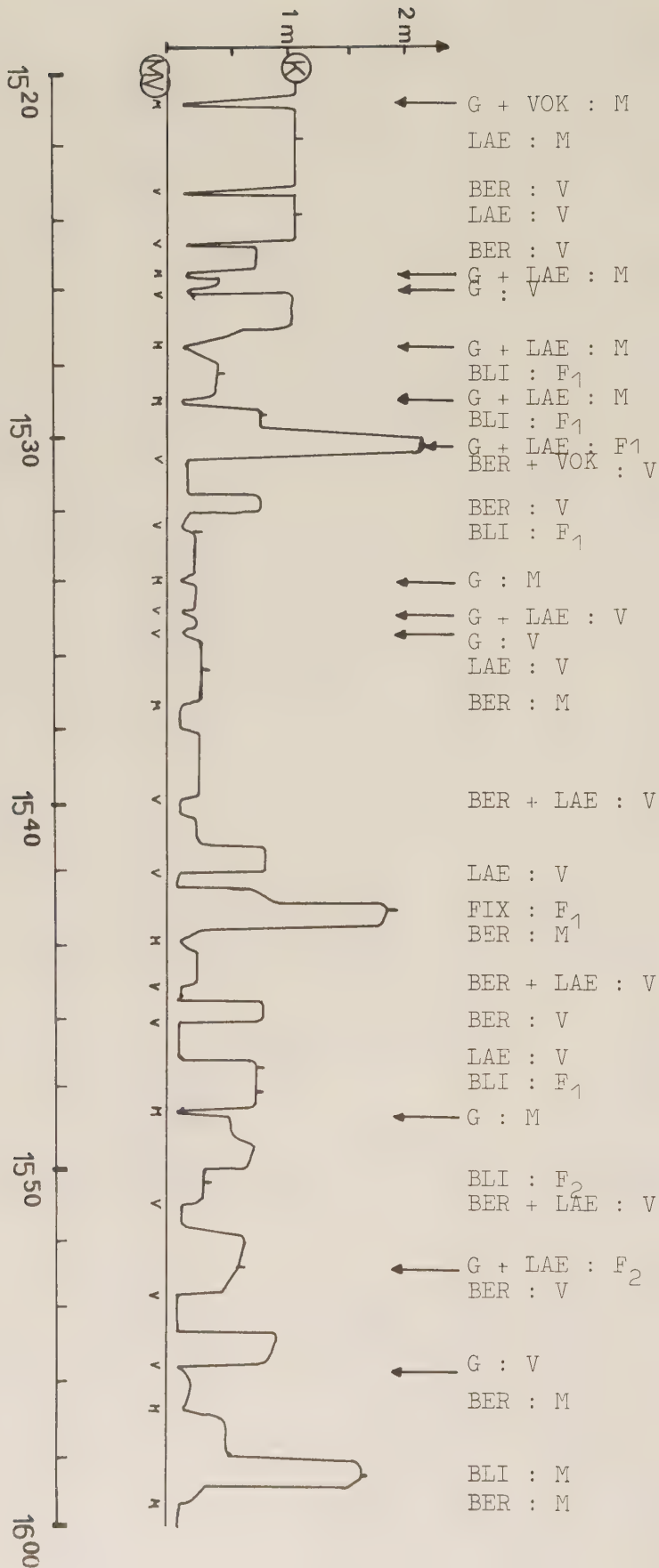
Christian [48 Monate]



Sandro [12 Monate]



Claudia [16 Monate]



Die senkrechten Pfeile heben die Momente des Überreichens von Gegenständen hervor.

Die beobachteten Kinder zeigten das für attachment-relevante Situationen, in denen zur Exploration angeregt wird, typische "Travelling-Verhalten", indem sie aktiv den Raum untersuchten und mit herumliegendem Material Spiele begannen, sich dabei wohl verschieden weit von den Bezugspersonen entfernten, aber in auffallend regelmäßigen Abständen zur Mutter oder Vater zurückliefen oder mit anderen Verhaltensweisen kurz auf sie Bezug nahmen. Ein entsprechendes Verhalten hatte ANDERSON (1972) von Kleinkindern beschrieben, die bei Anwesenheit ihrer Mütter in öffentlichen Parkanlagen spielten. Blieben die Bezugspersonen passiv (siehe Graphik IIIb), so nahmen die Kinder selbst aktiv in regelmäßigen Zeitintervallen mit je nach Alter verschiedenen Verhaltensweisen Kontakt auf; in Graphik IIIc ist ein Fall dargestellt, wo eine Mutter sich zeitweilig mit der Nachbarin unterhielt und das Kind daher keinen Kontakt mehr zu ihr herstellen konnte, woraufhin es unruhig wurde und sich verstärkt um sie bemühte. In anderen Fällen kontrollierte auch die Mutter in stärkerem Maße das Verhalten des Kindes (z.B. Graphik IIIa); in diesem Fall zeigten die Kinder selbst weniger Attachment-Verhalten. In den ersten 5 - 10 Minuten Aufenthalt im Wartezimmer versicherten sich die Kinder gewöhnlich häufiger der Anwesenheit der Mutter als später. Ältere Kinder nahmen generell seltener Kontakt auf und unternahmen weitere Ausflüge als jüngere.

Jüngere Kinder nahmen häufiger mit proximalen Verhaltensweisen direkten Körperkontakt auf (berühren, sich anlehnen, auf den Schoß setzen, wegdrücken, anstupsen). Innerhalb der Reichweite zur Bezugsperson waren das Übergeben oder Zeigen von Objekten typisch. Distale Kontaktelemente (anblicken, lächeln, zeigen, anrufen, ansprechen) benutzten die Kinder - besonders

die älteren - zur Rückversicherung aus der Entfernung.

In dieser Situation, in der die Kinder sich während des Spiels und der Exploration des Kontaktes zu den Eltern rückversicherten, setzten sie auch Gegenstände ein. Sie zeigten und überreichten ihnen Spielgegenstände, die am Boden herumlagen, ohne allerdings mit den Bezugspersonen längere Interaktionen über diese Objekte einzugehen. Vielmehr diente dieses Verhalten offensichtlich im Zusammenhang mit anderem Attachment-Verhalten dazu, sich laufend Informationen über die physische und psychische Präsenz ihrer Bezugspersonen zu verschaffen. Übergeben und Zeigen von Objekten sind Verhaltensweisen, die beim Adressaten Reaktionen provozieren; damit hat das Kind ein Mittel zur Verfügung, Kontakt herzustellen und sich der Aufmerksamkeit eines Empfängers zu vergewissern.

Das Verhalten wird zwar im Sinne einer Rückversicherung auf primäre Bezugspersonen gerichtet, es kann aber sicherlich nicht als Index für enge Attachment-Beziehungen gelten, wie etwa Schreien bei Annäherung des Kindes oder der "pickup-appeal" (TRACY et al. 1976). Die Kinder richteten nämlich im Wartezimmer dieses Verhalten regelmäßig auch auf andere Familienmitglieder (Vater, Schwester) und auf fremde Personen. Zeigen und überreichen von Gegenständen war eindeutig als Kontakt- oder Bindungsverhalten zu erkennen; dennoch bietet das Attachment-Konzept hierfür keine Erklärung, da es zu einseitig die Mutter-Kind-Bindung hervorhebt. Vielmehr zeigt sich bei Kleinkindern schon früh die Neigung, mit verschiedenen bekannten oder fremden Personen Kontakte aufzunehmen, wenn sie dazu nur Gelegenheit erhalten. Sie agieren auch innerhalb komplexer sozialer Situationen aktiv mit einem Repertoire an Sozialverhalten, zu dem das Überreichen und Zeigen von Objekten gehört. Mit diesem Verhalten haben Kinder schon im 2. Lebensjahr

eine effektive Strategie zur Verfügung, mit der sie im Sinne eines "control mechanism" auf ein soziales Beziehungsnetz einwirken und freundliche Kontakte herstellen können.

Studie IV

Der erste geliebte Besitzgegenstand

Der erste Gegenstand, zu dem ein Kind in seiner Entwicklung eine Besitzbindung eingeht, ist - zumindest nach Auffassung der Psychoanalyse - ein "Übergangsobjekt", das sich viele Kinder gegen Ende des ersten Lebensjahres aneignen und von da an heftig gegen Zugriff verteidigen. Vor der Schlafenszeit verlangen viele Kinder recht nachdrücklich, daß ihr Teddy oder eine spezielle Wolldecke ("Schmusedecke") zu ihnen ins Bett gelegt wird. Erst dann, wenn sie diesen Besitz in erreichbarer Nähe wissen, besteht eine Chance, daß die Kinder einschlafen. Dieser wichtige Gegenstand hat bisher in der Entwicklungspsychologie nicht sonderlich viel Beachtung gefunden. Wohl gehört zum Alltagswissen der Eltern und Erzieher in unserer Kultur die Meinung, daß solche quasi-personalisierten Freundschaften zu toten Gegenständen kindgemäß und natürlich seien. Handbücher für Kindererziehung raten, solche Bindungen zu unterstützen. Über die Ursachen und Hintergründe dieses Besitzverhaltens besteht aber bisher soviel Unklarheit, daß für ein Verständnis der allgemeinen Entwicklung kindlicher Besitzbindungen eine genauere Untersuchung dieses speziellen Phänomens notwendig wurde. Ich entdeckte dann, daß dieses Phänomen, das bei uns so verbreitet ist, in vielen fremden Kulturen praktisch nicht vorkommt. Dieses Objekt ist also keineswegs in allen Kulturen der "erste geliebte Gegenstand". Inzwischen vermute ich, daß Kinder, die eine Bindung an einen derartigen Gegenstand zeigen, mit diesem Verhalten ein eigentlich soziales Bedürfnis ausdrücken, daß sie ihre Decke oder den Teddy als Mittel gegen ihre relative Einsamkeit einsetzen. Als Beleg dieser These werde ich im Folgenden Ergebnisse aus drei Studien vorstellen, die ich in München, in Südindien

und in Ostgabun durchgeführt habe.

Theoretisches Interesse fanden die Lieblingsgegenstände zuerst bei D. W. WINNICOTT, der 1953 eine analytisch orientierte Deutung des "Übergangsobjektes", wie er es nannte, vorlegte. Seitdem sind eine Reihe ergänzender Arbeiten erschienen mit einzelnen Fallstudien (etwa HALCOUR et al. 1968; HASLETT et al. 1977) oder mit theoretischen Erörterungen (SPOCK 1967, TOLPIN 1971). Nach wie vor herrscht aber über einige Fragen Verwirrung in der Literatur, besonders über die Bedeutung solcher Lieblingsobjekte für die Persönlichkeitsentwicklung.

Während SPERLING (1963) die Bindung an Gegenstände für eine ungesunde Entwicklung hielt, deutete STEVENSON (1954) eher das Fehlen eines Übergangsobjektes als "unnormal".

Die Benennung "Übergangsobjekt" (transitional object) bezieht er auf die Übergangszeit gegen Ende des ersten Lebensjahres, in der die Sinnesfunktionen und kognitiven Fähigkeiten allmählich eine genauere Unterscheidung zwischen Ich und Nicht-Ich ermöglichen. In dieser Zeit, in der das Kind die Trennung von der Mutter zunehmend erfährt und der Individuationsprozeß zunehmend voranschreitet, werde ein vom Kind selbst auserwählter Gegenstand zu einer wertvollen Hilfe für Streßsituationen, besonders für die Zeit des Einschlafens. Dieser funktionelle Wert des Übergangsobjektes als beruhigendes Agens bei Angst oder Streß ist in der Literatur inzwischen anerkannt und durch experimentelle Untersuchungen bestätigt (GERSHAW und SCHWARTZ 1971; PASSMAN und WEISBERG 1975; PASSMAN 1976, 1977). Allerdings überwiegen in der Literatur immer noch psychoanalytisch ausgerichtete Arbeiten, die meistens nur von klinischem Material ausgehen und mit empirisch kaum überprüfbaren Begriffen operieren, die sich etwa auf das kindliche Erleben beziehen.

Die vorliegende Studie soll, ausgehend von Fragebogenerhebungen in drei Kulturkreisen, die regionale Verbreitung und Altersentwicklung der Übergangsobjekte zeigen und

anhand der Variablen "Sozialkontakt" und "materielles Angebot" die Kulturspezifität des Phänomens belegen.

Methode und Stichproben

Nachdem Kinder im Umgang mit Teddybären, Stoffpuppen und Decken zu Hause bei den Eltern und in Kindergärten beim Spiel beobachtet und gefilmt worden waren, wurde für halbstrukturierte Interviews ein Fragebogen mit 50 Fragen entwickelt. Die Fragen beziehen sich auf Angaben über die Familie des untersuchten Kindes, auf die Stellung in der Geschwisterreihe, auf die Anwesenheit von Sozialpartnern und die Neigung des Kindes, allein zu spielen; auf Schlafgewohnheiten und Stillerfahrung, weiterhin auf die Beschaffenheit des Lieblingsgegenstandes (9 Fragen) und auf Verhaltensweisen im Umgang mit diesem Objekt (18 Fragen). In einer Münchener Stichprobe wurden Mütter von 110 Kindern (im Alter von 6 - 80 Monaten) mithilfe dieses Fragebogens in durchschnittlich 30-minütigen Gesprächen befragt. Die Frauen wurden auf 5 Spielplätzen verschiedener Stadtviertel in München um Mitarbeit gebeten; nur sehr wenige angesprochene Mütter lehnten eine Teilnahme an der Untersuchung ab. Der Fragebogen wurde vom Untersucher selbst ausgefüllt, nachdem er Einzelheiten ausführlich erklärt und Rückfragen beantwortet hatte.

Eine zweite Stichprobe (an Müttern von insgesamt 50 Kindern) wurde in zwei südindischen Fischerdörfern mithilfe einer gekürzten Fassung des in München verwendeten Fragebogens untersucht (s. u.).

Eine dritte Untersuchung wurde mit der in Indien benutzten, ins Französische übersetzten Fassung des Fragebogens mit Müttern von 28 Kindern in einem Ort im Osten von Gabun durchgeführt.

Definition: "Lieblingsgegenstand"

Als empirisch faßbares Kriterium der emotionalen Bindung eines Kindes an einen Gegenstand wurde das aktive Aufsuchen der Nähe zu diesem Objekt verwendet. "Aktives Aufsuchen" kann dabei durch Lokomotion oder durch entsprechendes Signalverhalten ausgedrückt werden. Die Tendenz, daß Kinder regelmäßig ihr Lieblingsspielzeug zu verschiedenen Zeiten in taktiler oder sichtbarer Nähe bei sich halten, wurde in drei Fragen erfaßt:

- 1.) Benötigt das Kind das Objekt regelmäßig zum Einschlafen?
- 2.) Sucht es das Objekt bei Bedrängung auf?
- 3.) Nimmt es das Objekt mit außer Haus oder verlangt außerhalb der Wohnung danach?

Dieses Kriterium entspricht dem Konzept von John BOWLBY (1969: 181), der "attachment" als "seeking and maintaining proximity to another individual" definierte.

Ergebnisse der Münchener Studie

a) Verbreitung der Lieblingsobjekte

Von 110 untersuchten Kindern zeigten 60 Kinder zur Zeit der Befragung eine Bindung zu einem Stofftier oder einem Textilstück. Häufigkeitsunterschiede ergaben sich weiter nach Geschlecht und der Stellung in der Geschwisterreihe. Demnach besitzen Jungen häufiger Objekte als Mädchen. Einzelkinder waren am häufigsten Besitzer, jüngste Geschwister am seltensten. Diese Verhältnisse sind allerdings nicht statistisch signifikant (Tab. 1).

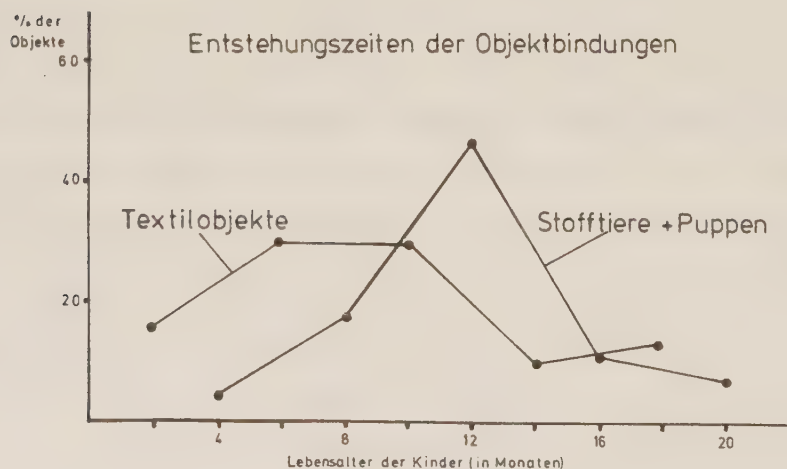
Besitzer eines Lieblings- objektes	total N=110	N=67 ♂	N=43 ♀	Einzel- Kinder N=45	Älteste Geschwi- ster N=28	Jüngste Geschwi- ster N=34
	55 %	58 %	49 %	60 %	57 %	41 %

In einer amerikanischen Stichprobe fanden BUSCH und McKNIGHT 1973 unter 40 Kindern 27 Objekte (= 68 %).

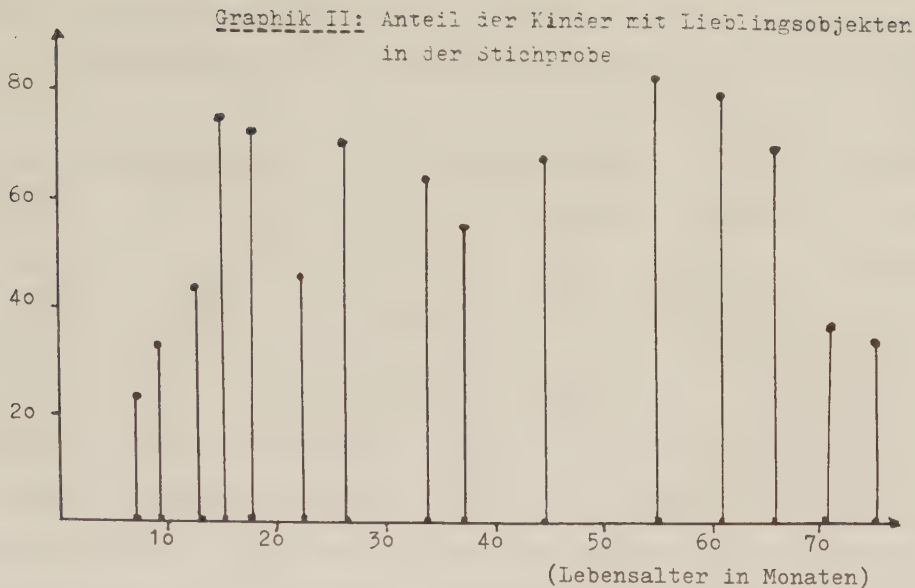
b) Altersentwicklung

Aus den Antworten auf die Frage, zu welcher Zeit eine Bindung des Kindes an sein Lieblingsobjekt deutlich wurde, ergibt sich eine relativ begrenzte Zeit, in der die Objektbindung entsteht (Graphik I). Das Alter zwischen 4 und 16 Monaten ist offenbar die "kritische Periode" für die Entwicklung einer Objektbindung. WINNICOTT schätzte die Entstehungszeit auf 4 - 12 Monate, ohne allerdings von einer systematischen Erhebung auszugehen.

Graphik I :



Die Bindungen an Stofftiere, Wolldecken oder Lappen sind stabil in der Zeit vom 2. bis zum 6. Lebensjahr, erst bei älteren Kindern werden Bindungen an Gegenstände seltener.



c) 2 Objektklassen: Textilobjekte und Stoffpuppen

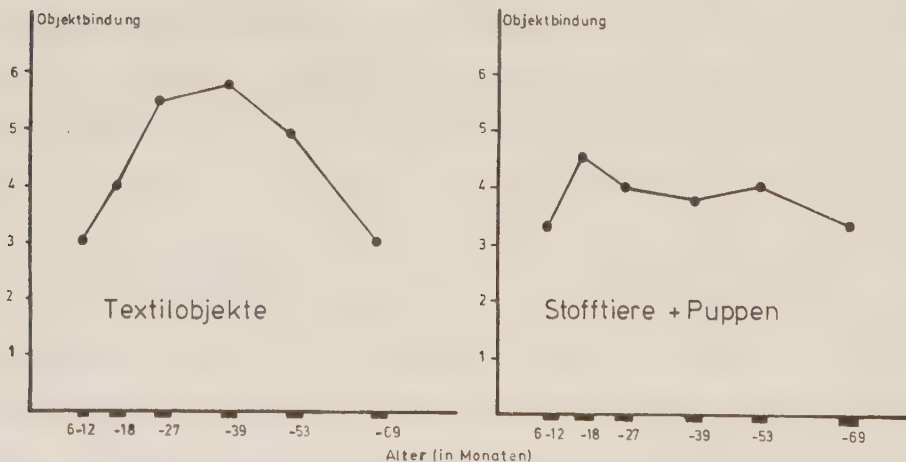
BUSCH und McKNIGHT (1973) unterscheiden zwischen dem "primären Übergangsobjekt" (Entstehung im 1. Lebensjahr) und dem "sekundären Übergangsobjekt", das im Alter von 2 Jahren auftaucht, ohne daß sie für diese Unterscheidung andere als Altersgründe angeben würden. Klarer und sinnvoller ist nach meiner Auffassung eine Unterscheidung zwischen Textilobjekten (wie Decken, Stofflappen, Tücher und Windeln) und Nachahmungen von Lebewesen (wie Stoffpuppen, Teddys und Steifftiere). Die Kinder zeigen unterschiedliche Verhaltensweisen im Umgang mit den beiden Objekttypen. Während beide Typen in innigem Körperkontakt behandelt werden durch Streicheln, an den Körper drücken und Umarmen, werden nur die Puppen und Tierimitationen wie "beseelte" Sozialpartner behandelt, mit denen man gemeinsam essen, spielen und leiden kann und auf die man wütend sein kann. Textilobjekten gegenüber kommen diese Verhaltensweisen selten vor.

Dem unterschiedlichen Auftreten der beiden Objekttypen entspricht eine Altersentwicklung. Bindungen an Textilobjekte entstehen durchschnittlich früher als an Puppen

und Tierimitationen (Graphik I). Die beiden Verteilungen unterscheiden sich signifikant (nach WILCOXON-Rang-Test, $p \leq 0.01$).

Unterschiedliche Entwicklungen für Textilobjekte und für Tiere und Puppen ergeben sich ebenfalls hinsichtlich der Intensität, mit der die Kinder Bindungen an ihren Besitz äußern. Ein Maß der Bindungsintensität eines Kindes an ein Besitzobjekt wurde aus den Antworten auf die drei Fragen entwickelt, die auch zur Definition des Lieblingsobjektes verwandt wurden (Objekt beim Einschlafen, bei Bedrängung, außer Haus). Unter Annahme der Additivität und Linearität wurden dazu die Antworten in Punktescores transformiert (0 für die Antwort "nie", 1 für "manchmal", 2 für "immer") und ergaben addiert eine Variable mit Ausprägungen von 0 bis 6 Punkten (Graphik III).

Graphik III: Altersentwicklung der Intensität der Bindung an Lieblingsobjekt (Skalierung von 3 Antworttypen)



Diese Gegenüberstellung zeigt, daß sich beide Objektklassen auch im ontogenetischen Verlauf dieser Bindungscharakteristika deutlich unterscheiden.

Während das Textilobjekt einzelnen kindlichen Körperbedürfnissen entgegenkommt, indem es Gelegenheit zur

Hautstimulation und zum Lutschen bietet, repräsentiert der Teddy oder die Stoffpuppe darüberhinaus eine ganzheitliche Gestalt, die mithilfe des kindlichen Animismus leicht zur "Sozialattrappe" wird.

d) Taktile Eigenschaften

Eine wesentliche Eigenschaft aller 60 Gegenstände war die weiche Beschaffenheit der Oberfläche, entweder aus Wolle, Filz, Frottee, Fell oder anderen Texturen. Über alle Kinder wurde berichtet, daß sie ihre Lieblingsgegenstände regelmäßig - besonders aber bei Bedrängung und Unwohlsein - in den Arm nehmen, streicheln, ans Gesicht kuscheln und so gezielt und ausgiebig körperlichen Kontakt herstellen. BOWLBY argumentierte 1969, daß das Mutter-Kind-Bindungsverhalten die Aufrechterhaltung der räumlichen Nähe zwischen Kind und Bezugsperson zum Ziel hat. Wenn die Systeme des Bindungsverhaltens durch Streß stark aktiviert sind, dann ist tatsächlich nur körperlicher Kontakt mit der Mutter in der Lage, sie zu dämpfen oder zu beenden (MAIN 1977). Gerade bei Streß halten die Kinder aber auch ihren Teddy oder ihre Lieblingsdecke eng an ihr Gesicht oder an den Körper. In dieser Beziehung ist ihr Verhalten dem Attachment - Verhalten gegenüber realen Bezugspersonen analog. Auf verschiedene Weise verbinden die Kinder taktile Selbstreizung mit Lutschen. a) Sie lutschen am Daumen oder Finger und streicheln dabei einen Zipfel ihres geliebten Tuches oder der Decke über die Haut des Mundbereichs. b) Oder sie lutschen direkt an einem Zipfel des Textils oder an einem Ende ihres Stofftieres, das sie gleichzeitig eng ans Gesicht halten. Auch das einfache Daumenlutschen wird häufig mit einer Selbststimulierung der Mundregion verbunden, indem der Zeigefinger an der Oberlippe entlanggestrichen wird.

Nach dem Verlust der Mutter als ganzheitlicher Quelle

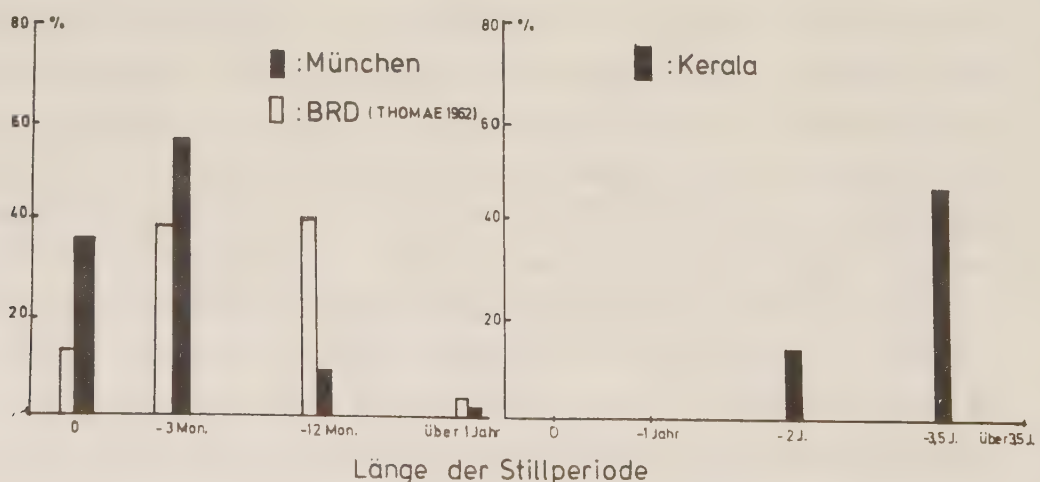
für die Befriedigung elementarer Bedürfnisse verschafft sich das Kind mithilfe des Übergangsobjektes Befriedigungen in Teilaspekten.

e) Orale Phänomene

Da WINNICOTT angenommen hatte, kindliche orale Erfahrungen würden unmittelbare ontogenetische Vorläufer für die Entstehung des Übergangsphänomens darstellen, wurden orale Erfahrungen und Praktiken der Kinder in der Befragung mit berücksichtigt.

Zwischen dem Auftreten von gegenständlichen Bezugsobjekten und der Erfahrung des Bruststillens besteht bei den Münchener Kindern kein statistisch gesicherter Zusammenhang ($r_{SP} = -.16$). In Graphik IV werden die Stillzeiten der Münchener Stichprobe (und einer westdeutschen Studie von THOMAE et al. (1962) den viel längeren Stillzeiten der südindischen Stichprobe gegenübergestellt (siehe auch Tab. 2).

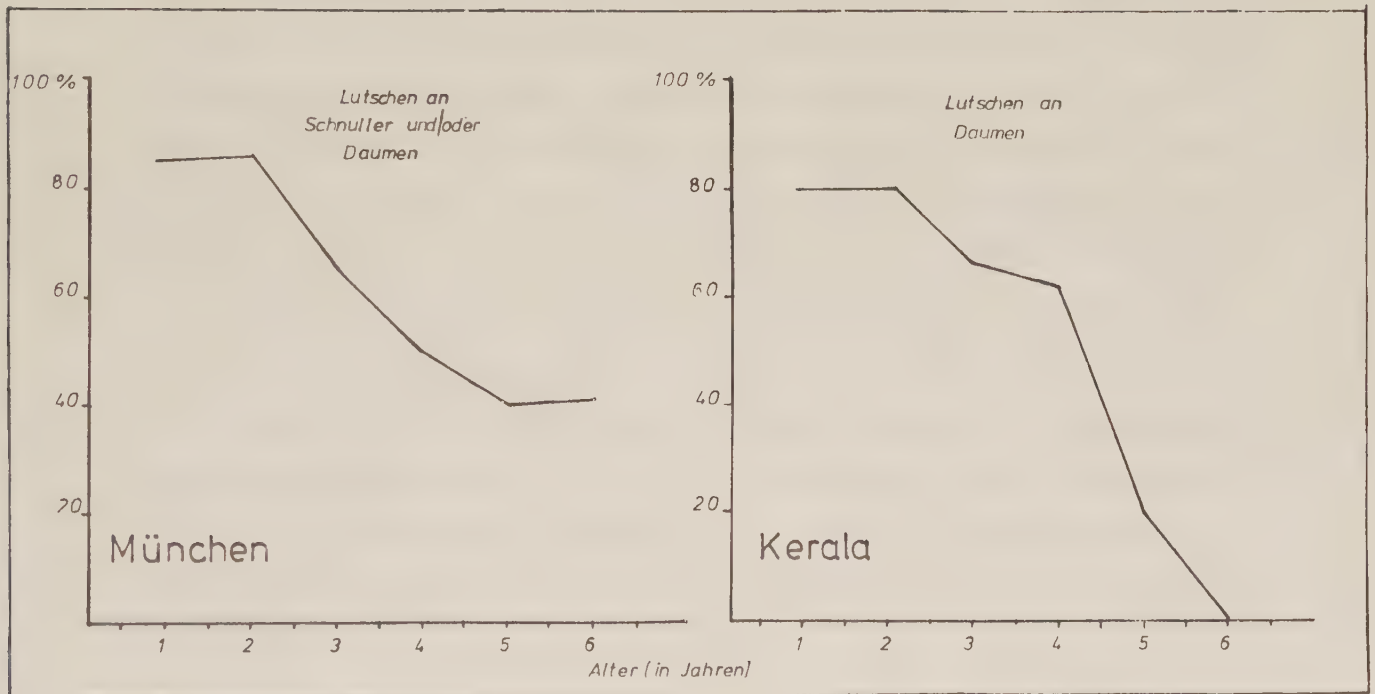
Graphik IV:



Zwischen dem Auftreten von gegenständlichen Lieblingsobjekten und dem Lutschen an Daumen oder Schnuller zeigte sich in der Münchener Stichprobe ein ähnlich geringfügiger

Zusammenhang ($r_{SP} = -.17$). In Graphik V sind die Anteile an Kindern der Münchener und der indischen Stichprobe gegenübergestellt, die nach Angaben der Befragten regelmäßig an Daumen bzw. Schnuller lutschten. Dabei wurden 6 Altersklassen (1 - 6jährige Kinder) gebildet und die Prozentanteile der Kinder mit oraler Betätigung innerhalb der Stichprobe repräsentiert.

Graphik V:



f) Die Rolle des Geruchs

Wenn Kinder einen Zipfel von Wolldecken oder Stofftüchern an ihrer Mundregion im Bereich der Nasenlöcher entlangstreichen, spielt vermutlich der Geruchssinn eine Rolle. Einerseits ist die Hautregion der Oberlippe dicht unter der Nasenöffnung für taktile Reize besonders ansprechbar, andererseits werden so die Geruchsqualitäten des Objektes wahrnehmbar. Nach Meinung ihrer Mütter riechen 33 % der Kinder gelegentlich oder regelmäßig an ihren Besitzobjekten, besonders häufig an Wolldecken und Kopfkissen. Die Kinder neigen dazu, mit der Einmaligkeit ihres Besitzes auch einen typischen Geruch zu verbinden. Einige Kinder legen Wert auf den typischen Waschmittelgeruch nach dem Waschen und verlangen von ihren Müttern, das geliebte Stofftuch regelmäßig zu waschen. Andere Kinder bevorzugen den typischen Schmutzgeruch des Lieblingsteddys, der jahrelang gedrückt und gestreichelt wurde, aber niemals gewaschen werden darf. Die Geruchsqualität verwertet das Kind offenbar als spezifischen Reiz, der zusammen mit optischen und haptischen Qualitäten die Einmaligkeit des Stofftieres oder der Schmusedecke ausmacht.

Analoges ist aus der Mutter-Kind-Beziehung bekannt. Schon in den ersten Lebenstagen erkennt ein neugeborenes Kind die Mutter am Geruch, der mütterliche Geruch wird zum Kriterium für Vertrautheit (MacFARLANE 1975).

g) Quantität und Qualität von Sozialkontakten

Die Untersuchung erbrachte einige Ergebnisse, die zeigen, daß das Auftreten oder Fehlen von Bindungen an Besitzgegenstände mit der Quantität bzw. der Qualität an Sozialkontakten in Beziehung steht.

1.) Kinder, die mit mehreren Geschwistern aufwachsen, haben seltener ein Ersatzobjekt als Einzelkinder. 60 % der

Einzelkinder besaßen ein Übergangsobjekt, aber nur 41 % der jüngsten Kinder, die mit älteren Geschwistern aufwuchsen.

2.) Drei Fragen des Fragebogens untersuchten die Zeitspanne, während der die Kinder allein spielen bzw. die Zeiten, in denen sich die Eltern im Tagesdurchschnitt direkt mit dem Kind beschäftigen. In dieser Beziehung ergaben sich deutliche Unterschiede zwischen Kindern, die ein Lieblingsobjekt besaßen gegenüber Kindern ohne Objektbindung. In den ersten drei Lebensjahren spielten Kinder, die an ein Ersatzobjekt gebunden waren, länger allein und die Eltern beschäftigten sich vergleichsweise weniger mit ihnen. Die Unterschiede waren zwar gering, aber bei allen drei Fragestellungen in gleicher Richtung.

3.) Kinder, die tagsüber von Kindermädchen betreut wurden, hatten besonders häufig Bindungen an Ersatzobjekte.

Die Stichprobe enthält 20 Kinder, in deren Haushalt außer der Kernfamilie noch weitere Personen leben, z. B. Großeltern, Tanten und Schwiegereltern (10 Fälle) und lohnabhängige Kindermädchen (10 Fälle). Die 10 Kinder, die von lohnabhängigen Kindermädchen betreut wurden, besaßen alle ein Lieblingsobjekt, während von den anderen 10 Kindern nur 3 eine besondere Bindung zu einem Objekt hatten. Dieser Unterschied ist sehr signifikant (bei $p \leq 0.02$, FISHER-YATES).

h) Sicherheit

Der Einfluß von Ersatzobjekten auf die Sicherheitsgefühle des Kindes ist ein weiteres Analogon zur Mutter-Kind-Beziehung. Die Lieblingsdecke, die das Kind unbedingt zum Einschlafen benötigt, hat in der amerikanischen Umgangssprache den treffenden Namen "security blanket", Sicherheitsdecke. Gefühle der Sicherheit und Geborgenheit sind im wesentlichen das Resultat einer verlässlichen

Bindung des Säuglings an Bezugspersonen. BOWLBY argumentierte sogar, die Gewährung von Sicherheit und Schutz sei die wichtigste Funktion der engen Bindung des Kindes an Bezugspersonen. Vom Krabbelalter an verlassen Kleinkinder zwar die Mutter und erkunden immer ausgiebiger ihre Umgebung, kehren aber bei der leichtesten Verunsicherung immer wieder zurück zur Mutter wie zu einem "sicheren Stützpunkt" (AINSWORTH). Falls die Mutter unerreichbar oder abweisend ist, können offenbar auch tote Gegenstände einen beruhigenden Effekt auf die Kinder ausüben. PASSMAN zeigte in Experimenten, daß, in Analogie zur Angstverminderung durch die Anwesenheit einer Bezugsperson, Kinder in fremden Umgebungen weniger verunsichert waren, wenn sie ihr Lieblingsspielzeug in der Nähe hatten. In die gleiche Richtung weisen die Arbeiten von HARLOW mit isoliert aufgezogenen Rhesusaffen, die sich sicherer verhielten, solange sie sich an eine Drahtpuppe mit weicher Oberfläche anklammern konnten.

Dem größten Teil der untersuchten Münchener Kinder dienten ihre Objekte als Einschlafhilfe (70 % "unbedingt"). Zur Zeit des Einschlafens wird die Wahrnehmungs- und Reaktionsfähigkeit allmählich herabgesetzt, der sinnliche Kontakt zur Umwelt aufgegeben, der Organismus damit hilfloser. 73 % der Kinder suchten auch tagsüber ihren Besitz auf, wenn sie bedrängt oder verzweifelt waren und fanden Beruhigung, wenn sie sich an die Decke schmiegtten oder den Teddy in den Arm nahmen. Die Objekte bieten durch ihr weiches Äußeres taktilen Vergnügen und sind den Kindern in ihrer jeweiligen Einmaligkeit bekannt.

Natürlich wiegen solche Gegenstände nicht die Qualitäten der eigenen Mutter oder anderer Bezugspersonen auf. Mütter spenden Wärme und Bewegung, feinfühligte Mütter können ihr Verhalten auf die jeweiligen Bedürfnisse des Kindes abstimmen, mit realen Bezugspersonen kann man Dialoge führen. Solche Qualitäten fehlen dem toten Ersatzobjekt. Auf der anderen Seite bietet die Bindung an ein Objekt

dem Kind eine partielle Unabhängigkeit von einer Bezugsperson. Weiche Gegenstände erlauben dem Kind, sein Mittel der Beruhigung in seiner eigenen Kontrolle zu haben und autonom zu manipulieren.

Ergebnisse der Studie in Südindien

Um kulturelle Einflüsse auf das Vorkommen von Übergangsobjekten zu berücksichtigen, wurde eine Vergleichsuntersuchung in zwei südindischen Fischerdörfern durchgeführt. Die Mütter von insgesamt 50 Kindern wurden mithilfe einer verkürzten Form des in München benutzten Fragebogens befragt, je 25 Kinder in Mottavila und in Vizhinjam, zwei Küstenorten im Distrikt Trivandrum (Kerala). Die Bewohner des Dorfes Mottavila (etwa 150 Einwohner) sind Christen ("Heilsarmee"), die Bewohner von Vizhinjam (etwa 8000) Moslems. In allen befragten Familien arbeiten die Männer als Fischer. Die Mütter wurden in Anwesenheit ihrer Kinder befragt, während die Männer mit dem Fischfang beschäftigt waren. Ein junger Mann aus einem Nachbardorf half mir bei der Kontaktaufnahme und als Dolmetscher bei der Übersetzung von Malayalam ins Englische. Das Alter der befragten Kinder lag zwischen einem halben und 7 Jahren. (Die Mütter wußten das Alter ihrer Kinder nur in Monaten oder Jahren anzugeben.) Die Situation während der Befragung (Versammlung interessierter Dorfmitglieder, Unruhe der Kinder) ging auf Kosten der zuverlässigen Beantwortung einiger komplizierter Detailfragen, so daß nicht alle Antworten zur Auswertung verwendet werden können.

Kein einziges Kind besaß überhaupt ein eigenes Spielzeug. Zwei Kinder besaßen gemeinsam mit ihren 3 bzw. 2 Geschwistern je einen Gummiball, der aber nicht als echtes Übergangsobjekt gelten kann (nicht zum Einschlafen, nicht zur Beruhigung verwendet). Einige Mütter gaben an, daß ihre Kinder mit allem Gerät, das die Eltern im Haus

verwenden (Werkzeuge, Haushaltsmaterialien wie Stoffreste u. a.) ebenso spielen würden, ohne ein besonderes Objekt zu bevorzugen. Aber kein einziges der 50 Kinder hatte ein besonderes Lieblingsobjekt.

Die Kinder haben in ihrer unmittelbaren Umgebung mehr Sozialpartner zur Verfügung als in der Münchener Stichprobe. In den Hütten lebten durchschnittlich 10,4 Personen zusammen. Diese Anzahl geht einerseits auf eine erhöhte Kinderzahl zurück, andererseits leben mehr Verwandte im gleichen Haus (Großeltern, Geschwister der Eltern, Schwager usw.). 7 der 50 Kinder waren Einzelkinder (= 14 %; gegenüber 41 % in der Münchener Stichprobe). - siehe Tab.2.

Die Familienmitglieder schlafen nicht auf Bettgestellen, sondern auf Matten oder Decken am Boden der Hütte. 92 % der Kinder schliefen in der Nacht dicht bei den Eltern, ein Kind regelmäßig bei der Großmutter. Nur 3 Kinder (alle 5 Jahre und älter) schliefen allein.

Tagsüber werden Kleinkinder nur gelegentlich abgelegt, entweder in einer Kinderhängematte oder auf dem Hüttenboden. Kinderwagen sind im Gegensatz zur deutschen Stichprobe nicht im Gebrauch. Stattdessen werden sie häufig von der Mutter oder von älteren Geschwistern am Körper getragen. Mit einem Tragetuch werden sie auf den Rücken gebunden oder auf die Hüfte gesetzt und mit einem Arm gehalten. Die untersuchten Kinder im Alter bis zu 3 - 4 Jahren waren unbedeckt.

Alle Mütter der 50 Kinder aus beiden Orten gaben an, ihre Kinder 2 bis 3 Jahre lang nach der Geburt gestillt zu haben bzw. stillen zu wollen. Sie entwöhnen sie bei der Geburt eines weiteren Kindes, sonst gilt als Regel das Alter von 3 Jahren. In Gelegenheitsbeobachtungen konnte ich außerdem immer wieder sehen, daß die Mütter ihre Kinder nicht nur zu festen Fütterungszeiten, sondern häufig bei Unwohlsein, z. B. wenn sie weinten, an die Brust ließen und "stillten". Flaschenfütterung ist in beiden Orten nicht üblich. Keine der untersuchten Familien

besaß überhaupt eine Babyflasche; ebenso fehlten in allen Haushalten Schnuller. 52 % der Mütter gaben an, daß ihre Kinder regelmäßig am Daumen oder an deren Fingern lutschten. Einige Kinder lutschten auch an Zipfeln der Kinderhängematte, an Holzstückchen oder sogar Steinen, allerdings nicht selektiv an einem spezifischen Objekt.

Tab. 2: Vergleichsdaten der drei Erhebungen

	MÜNCHEN	MOTTAVILLA + VIZHINJAM	N'BONO
Stichprobenumfang	110	50	28
Zahl der Haushalts- mitglieder; Mittel (abs. Streuung)	3,6 (2-7)	10,4 (4-25)	6,5 (4-12)
Kinderzahl; Mittel (abs. Streuung)	1,5 (1-3)	2,8 (1-9)	2,2 (1-5)
mittlere Stillzeit	2,3 Mon. (31 % nicht gestillt)	30 Mon.	13 Mon. (1 Kind nicht ge- stillt)
Lieblingsobjekt	55 %	0	0

Ergebnisse der Studie in Ostgabun

Bei einem Besuch im Dorf N'Bono (Ost-Gabun, Provinz Ogooué-Ivindo), das etwa 400 Einwohner hat, habe ich mit Hilfe der in Indien benutzten Fassung des Fragebogens die Mütter von insgesamt 28 Kindern im Alter von einem halben bis 7 Jahren befragt. Die Frauen betreiben am Rand des Dorfes Pflanzungen mit Maniok, Bananen, Avokados und Gemüse und arbeiten in der Woche ganztags auf den Feldern. Die Männer gehen im angrenzenden Wald zur Jagd. Einige Väter verrichten Lohnarbeit in einem staatlichen Holzfällerlager oder in der Hauptstadt Libreville. Die

Dorfbewohner sind Mitglieder des Stammes der Bakota und bekennen sich größtenteils zur den Bakota eigenen Naturreligion, andere allerdings zum katholischen Glauben. Ihre Umgangssprache ist ein Bantu-Dialekt, aber da alle Kinder von 6 Jahren an eine öffentliche Schule besuchen, in der seit der Kolonisation die Amtssprache Französisch gelehrt wird, wird auch in N'Bono Französisch gesprochen.

Kein einziges Kind der Stichprobe besaß ein echtes Übergangsobjekt. Einige Kinder spielten tagsüber mit eigenem Spielzeug. Ich fand dort 3 selbstgebastelte Holzautos und zwei Gummibälle, über die meist die älteren Brüder oder Schwestern in einer Familie verfügten. Allerdings können diese Objekte nicht als persönliche Lieblingsgegenstände im oben definierten Sinn verstanden werden. In den Haushalten lebten durchschnittlich mehr Mitglieder als in der süddeutschen Gruppe, aber weniger als in der südindischen Stichprobe (siehe Tab. 2). Die gabunesische Stichprobe besteht aus kleineren Haushalten mit weniger Kindern als in Indien. Aber ein Kind aus N-Bono wächst mit viel mehr Spielgefährten und mehr Kontakt zu Erwachsenen auf als ein Kind in München. Die Bewohner von N'Bono schlafen - anders als in der südindischen Gruppe - auf Holzbetten, die mit einem Geflecht aus Palmfasern überspannt sind, und bedecken sich mit Wolldecken. Kinder schlafen bis zum Alter von 3 bis 4 1/2 Jahren mit der Mutter oder Großmutter zusammen im gleichen Bett. Kinderhängematten sind unbekannt. Im ersten Lebensjahr werden Babys tagsüber von der Mutter oder Geschwistern in einer Schlinge herumgetragen - auf dem Rücken oder auf der Hüfte. Im zweiten Lebensjahr werden sie nur noch selten getragen, ihre Mütter nehmen sie nicht mehr zur Feldarbeit mit. Aber viele Mitglieder der Familie und des Dorfes nehmen das heranwachsende Kind tagsüber an die Hand und beschäftigen sich mit ihm. Die schon entwöhnten Kinder waren nach Angaben der Mütter im Mittel 13 Monate gestillt worden (ein Kind 2 Jahre lang, ein Kind hatte die Brust verweigert).

Als Regel nannten mir die Dorfbewohner, man solle ein Kind etwa ein Jahr lang stillen. Weder Milchflaschen noch Schnuller waren im Gebrauch. Die Mehrzahl der Kleinkinder lutschte allerdings häufig an Stoffetzen, Lappen oder Holz- und Pappstücken, ohne wiederum individuelle Objekte selektiv zu bevorzugen.

Diskussion

Das wichtigste Ergebnis dieser Untersuchung sehe ich in dem Beleg, daß das Phänomen der kindlichen Liebe zu einem persönlichen Gegenstand eine kulturabhängige Erscheinung ist. In unserer Kultur (Münchener Stichprobe) fand sich ein recht hoher Anteil an "Übergangsobjekten": 55 % innerhalb der gesamten Stichprobe bzw. über 70 % der Kinder zwischen 1 und 4 Jahren benötigten jeden Tag einen Gegenstand als Einschlafhilfe. Dagegen gab es in Südindien wie in Ostgabun keine Ersatzobjekte. Das Phänomen war nicht einmal in Ansätzen nachweisbar.

Gewöhnlich beruht ein Unterschied kultureller Erscheinungen nicht auf einem einzigen Bedingungs-element, sondern steht eher im Zusammenhang mit einem komplexen, mehrschichtigen Bedingungsgefüge.

WINNICOTT hat sich mit kulturellen Bedingungen des Übergangsobjekts nicht explizit auseinandergesetzt. In seinen Schriften wird auch keine brauchbare Erklärung des Unterschiedes vorbereitet. Er hatte angenommen, daß das Kind seine erste Objektbeziehung zur Mutterbrust entwickelt und später bei Verlust der Brust (WINNICOTT lebte und arbeitete in England, wo die Kinder im 1. Lebensjahr entwöhnt wurden.) ein Ersatzobjekt einführt, etwa den Zipfel einer bestimmten Decke, der dann die Brust symbolisiere, in der Illusion zurückhole. Demgegenüber scheint meinen Ergebnissen zufolge eine lange Stillzeit höchstens indirekt die Entwicklung zu beeinflussen,

indem der mit dem langen Stillen einhergehende körperliche Kontakt zu einer innigen sozialen Atmosphäre beiträgt, die Übergangsobjekte letztlich überflüssig macht. Innerhalb der Münchener Stichprobe war die Korrelation zwischen dem Auftreten des persönlichen Objektes und der Dauer der Stillererfahrung niedrig ($r_{SP} = -.16$). Im interkulturellen Vergleich zwischen Ostgabun und Südindien zeigte sich, daß bei recht unterschiedlicher Stillererfahrung (N'Bono: 13 Mon.; Mottavila und Vizhinjam: 30 Mon. im Mittel) dennoch keine persönlichen Bindungen an Objekte entstehen. Demzufolge scheinen die oralen Erfahrungen eines Kindes nicht die direkte Ursache für die Liebe zu Gegenständen zu sein.

Demgegenüber führt nach meiner Auffassung die relative Einsamkeit eines Kindes, das in einer isolierten Kleinfamilie aufwächst, nachts in einem Einzelbett abgelegt wird und vergleichsweise wenig Sozialkontakt erfährt, dazu, daß das Kind ursprünglich sozial-orientierte Wünsche auf tote Gegenstände lenkt, die ihm seine materielle Umwelt anbietet.

Die These, daß der Verhaltensunterschied auf unterschiedliche Qualitäten und Quantitäten an Sozialkontakt zurückzuführen ist, wird durch mehrere Beobachtungen gestärkt: 1.) Die Kinder der Stichproben aus Südindien und Ostgabun haben in ihrer Umgebung durchschnittlich mehr Sozialpartner zur Verfügung als in der Münchner Stichprobe. Während in München die isolierte Kernfamilie typisch ist, leben die Kinder in Vizhinjam, Mottavila und N'Bono in erweiterten Familien mit mehr Geschwistern und Verwandten (vgl. Tab. 2).

2.) Ein Kriterium des Übergangsobjektes ist dessen Verwendung beim Einschlafen. Während alle Kinder der Münchener Stichprobe in der Regel allein in einem Bett übernachten, schlafen die südindischen ebenso wie die gabunesischen Kinder nachts dicht bei ihren Eltern (zumindest in den ersten 4 Lebensjahren). Damit haben die Kinder vertraute Sozialpartner in Körperrnähe, die ihnen über angstbelastete

Einschlafphasen, über Dunkelängste und Traumphantasien hinweghelfen können.

3.) Die indischen und gabunesischen Kinder erhalten mehr Körperkontakt mit anderen Personen als die Münchener Vergleichsgruppe. Kleinkinder werden dort tagsüber nur selten abgelegt, sondern häufig von der Mutter oder älteren Geschwistern am Körper mitgetragen. Außerdem erhalten die Kinder dadurch, daß sie länger und öfter (bes. in Indien) Zugang zur Mutterbrust haben, mehr Hautkontakt als die Münchner Kinder. Die Untersuchungen von SPITZ (1965) und HARLOW (1958) zeigten die Existenz und Bedeutung des Bedürfnisses nach Körperkontakt, das vermutlich für die Gefühlsentwicklung noch wesentlicher ist als orale Bedürfnisbefriedigungen.

4.) Außerdem ergaben sich weitere Belege für die Bedeutung des Sozialkontaktes aus Unterschieden innerhalb der Münchener Gruppe (z. B. Geschwisterzahl, siehe S. 7).

Das menschliche Bedürfnis nach sozialem Kontakt und Austausch hat bekanntlich den Charakter eines "primären" oder Grundbedürfnisses, d. h. ein menschlicher Organismus ist (bes. in der Kindheit) nur lebensfähig, wenn ein Mindestmaß an Sozialität gewährleistet ist. Die Bedeutung eines intensiven Kind-Mutter-Kontaktes ist inzwischen mehrfach empirisch gezeigt worden. Enger physischer Kontakt des Säuglings zur Mutter ist charakteristisch für höhere Primaten sowie für menschliche Urgesellschaften. Dieses Muster dürfte wohl im Laufe des Evolutionsprozesses selektiv gefördert worden sein, da es Selektionsvorteile wie Schutz und Lernvorbilder für das Kleinkind mit sich bringt (KONNER 1976). Diese Zusammenhänge führten zur Entwicklung der "Attachment-Theorie" (BOWLBY 1969; AINSWORTH 1969 u. a.). Allerdings hat diese Theorie bisher lediglich den Entwicklungsverlauf der Mutter-Kind-Dyade repräsentiert, würdigte aber daneben nicht genügend, wie WEINRAUB et al. (1977) gezeigt haben, die Rolle anderer Bezugspersonen neben der Mutter. Die Sozialität des Kindes erschöpft sich

schon bald nach der Geburt nicht mehr in Kontakten zur Mutter, vielmehr geht das Kind zahlreiche verschiedene-
artete Beziehungen zu anderen Personen seiner Umgebung
ein.

In den Dorfgemeinschaften wie in Mottavila, Vizhinjam und N'Bono ist das Kind in einem multivalenten Beziehungs-
feld von Geschwistern, Tanten, Großeltern, Nachbarn und
Freunden der Familie aufgehoben.

In den Familien der "modernen Zivilisation", die typi-
scherweise als isolierte Kernfamilien in separaten Wohnun-
gen leben, ist dagegen eher Vereinzelung charakteristisch.
Kontakte zu anderen Menschen entstehen vergleichsweise
sporadisch. Viele menschliche Begegnungen geschehen nicht
mehr direkt, sondern werden durch Kommunikationsmaschinen
vermittelt. Diese relative Isolierung wird für beide, Kind
und Mutter, zum Problem. Die Mutter, die die Mühen der
Kinderbetreuung auf sich nimmt, findet weniger tatkräftige
und emotionale Unterstützung durch Verwandte und Nachbarn.
In einer vergleichenden Studie in 6 Kulturen fanden MINTURN
und LAMBERT (1964), daß sich Mütter erkennbar wärmer und
emotional stabiler ihren Kindern gegenüber verhielten, je
mehr erwachsene Mitbewohner im Haushalt lebten.

Das Kind, das in einer isolierten Kleinfamilie auf-
wächst und sich an den relativen Mangel an sozialem Kon-
takt anpassen muß, wendet sich vielleicht Gegenständen
seiner Umwelt zu und hilft sich mit einer Stoffpuppe oder
einer Wolldecke als tröstlichem Ersatz.

Bemerkenswerterweise ist diese Strategie auch bei höhe-
ren Primaten beobachtet worden. Rhesusaffen, die im Labor
von H. HARLOW experimentell von der Mutter und der Bezugs-
gruppe getrennt wurden, fanden Beruhigung, indem sie im
Käfig liegende Wolldecken an den Körper drückten. Ein
Zoologe (M. MICHALOUD), der in Gabun ein wildgefangenes,
von der Bezugsgruppe getrenntes Gorillakind im Käfig
aufgezogen hatte, berichtete mir, daß das Tier eine
"gefühlbetonte" Beziehung zu einem Stofftuch entwickelte.

Tagsüber zog es das Tuch hinter sich her und drückte es oft an seine Brust; beim Einschlafen schmiegte es sich regelmäßig daran.

Allerdings kann eine solche "Strategie des Ersatzobjektes" nur unter Bedingungen entwickelt werden, in der geeignete Materialien in der Umwelt des Kindes vorhanden und zugänglich sind. In den beiden indischen Fischerdörfern wie im gabunesischen N'Bono besteht diese Minimalbedingung nur eingeschränkt. Für die Kinder sind dort nur wenige Objekte verfügbar, die allein zum Spiel existieren. Während den Kindern der westlichen Überflußgesellschaften Teddys, Puppen, Steifftiere oder anderes Spielzeug oft in großen Mengen angeboten werden, haben die meisten Gegenstände der Umwelten in Südindien und Ostgabun Gebrauchswert und/oder Tauschwert für die Erwachsenen. Nur wenige Objekte, etwa Abfallumpen, wären für die Kinder als Besitzobjekte erreichbar.

In einer Kultur mit reichem materiellen Angebot wird die Strategie, Bindungsverhalten auf tote Gegenstände zu richten, ermöglicht und unterstützt. Andere Umwelten würden vermutlich andere Strategien fördern, sofern sich das Problem relativer Einsamkeit überhaupt stellt. Ein Kind aber, das in einer materiell reichen Kultur wie der unseren die "Strategie des Ersatzobjektes" entwickelt, gewinnt damit Interesse an toten Gegenständen; und eignet sich auf diese Weise eine Haltung an, die in unserer Gesellschaft so verbreitet ist.

Studie V : Qualitative Untersuchung zum Aufforderungscharakter von Spielobjekten

Geht man davon aus, daß Kinder über Spielobjekte verfügen wollen (d.h. durch Besitzverhalten den Zugang anderer Personen zu diesen Objekten kontrollieren), wenn sie ein bestimmtes Interesse an diesen Gegenständen haben, so stellt sich die Frage nach der Art dieses Interesses. Die Notwendigkeit, die eigene Reproduktion zu sichern, die bei Erwachsenen in der Regel zu Besitzverhalten führt (siehe Teil I, Kap. 2 und 4), kommt ja für westdeutsche Kinder im Kindergartenalter nicht in Betracht. Da auf die Frage nach dem Interesse dieser Kinder an Objektbesitz nicht eine einzige Antwort zu erwarten ist, und da das Problem des Aufforderungscharakters verschiedener Spielobjekte recht komplex zu sein scheint, wurde zunächst in einem Kindergarten eine qualitative Studie zum Objektspiel (als "pilot study") durchgeführt, der eine quantitative Untersuchung zu detaillierten Fragen folgen soll.

Zur exakten Beobachtung kindlicher Spiele mit Gegenständen konnte ich in einem Forschungskindergarten der Max-Planck-Gesellschaft in Söcking (Oberbayern) arbeiten, in dem eine Videoanlage zur Verhaltensbeobachtung installiert ist.

In einem 60 qm² großen Spielraum, in dem sich zur Beobachtungszeit 14 - 16 Kinder zwischen 3 und 6 Jahren und eine Pädagogin aufhielten, konnte das Verhalten der Kinder mit 3 fernsteuerbaren Videokameras registriert, auf Monitoren in einem Nebenraum verfolgt und mit einem Aufnahmegerät auf 1-Zoll-Videoband aufgezeichnet werden. Diese Mittel ermöglichen sehr detaillierte Analysen kontinuierlich registrierter (optischer und akustischer) Verhaltensprotokolle und erleichtern (im Vergleich zu konventionellen Methoden) das inhaltliche Verständnis ganzer Spielabläufe. Zur Zeit meiner Beobachtungen registrierte K. GRAMMER mit quantitativen Methoden die Veränderungen der Sozialstruktur der Kindergruppe, so daß mir über diese Aspekte Daten zur Verfügung standen.

Als Ergebnis dieser Studie werde ich einen Aspekt des Aufforderungscharakters von Spielobjekten ausführen und anhand eines Videoprotokolles exemplarisch beschreiben, der bisher in der Psychologie kaum beachtet worden ist: Der Einfluß von Spielzeugeigenschaften auf kindliches Sozialverhalten.

Gegenstände üben auf Kinder, die damit umgehen, auf verschiedene Weise funktionelle Wirkungen aus. HERZKA (1971) unterschied einen "Bewegungswert" (Anregung zu motorischer Bewegung), einen "Erfahrungswert" (Angebot sinnlicher Erfahrungen), einen "Gestaltungswert" (Anregung zu gestaltender Tätigkeit) und einen "Beziehungswert" (Anregung zu sozialer Interaktion) von Spielobjekten. Während über den Einfluß auf kindliches Sozialverhalten ("Beziehungswert") bisher sehr wenig bekannt ist, liegen zahlreiche Studien über nichtsozialen Umgang mit Objekten vor. Ein Kind kann über jeden Gegenstand Informationsgewinn erwerben, wenn es im explorierenden Umgang mit dem Objekt dessen physikalische Eigenschaften untersucht. Anregend wirken dabei Neuigkeit bzw. Wechsel, Überraschungsgehalt und Verwickeltheit sowie Ungewißheit bzw. Konflikt (OERTER 1969:183). Im nichtsozialen Spiel bevorzugen Kindergartenkinder im Wahlversuch diejenigen Gegenstände, die sie stärker zu sensorischer oder motorischer Aktivität anregen (MOOSMANN 1975). Abgesehen von diesem "Informationsspiel" beschäftigen sich Kinder allerdings auch dann mit diesem Gegenstand, wenn er alle fremden und neuartigen Eigenschaften verloren hat; im "Illusionsspiel" kann ein Kind einen Stuhl als "Auto" verwenden, einen Holzklotz als "Puppe" (OERTER 1969:184). Das Spiel ist in diesen Fällen nur indirekt vom Aufforderungscharakter der Objekte bestimmt.

Einige Spielzeuge regen vorwiegend zu individueller Beschäftigung an (z.B. Steckspiele, Stofftiere), andere eher zum Gruppenspiel (z.B. Brettspiele, Bausteine in

Vermittlung von Sozialverhalten
über Gegenstände

Videoprotokoll einer "focus-
individual-sampling"-Sequenz
aus dem Söckinger Kindergarten
(Dauer:45 Minuten)

:SONJA (5.11 Jahre) hat eine
Babyflasche von daheim mitgebracht.
Sie holt die Flasche aus ihrem
Korb, füllt sie mit Wasser und
führt sie vor.

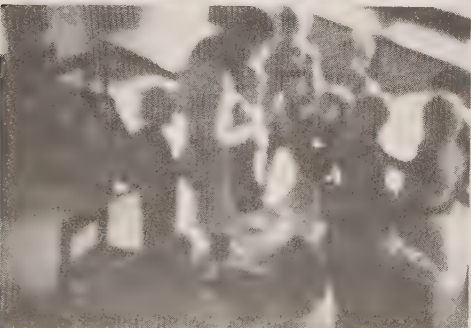
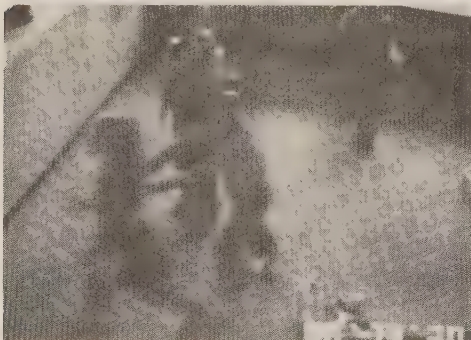
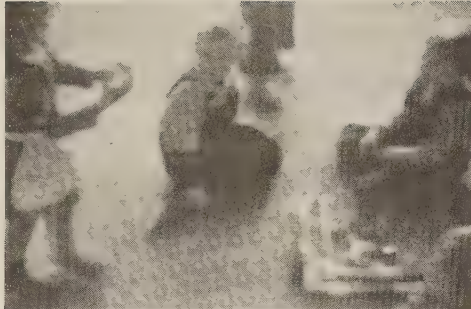
11 Min.26 Sek.: Sie geht auf
drei ältere Jungen zu und führt
vor, wie man damit Wasser heraus-
spritzen kann.

12:51 Min. Sie erklärt ihren
Besitz und zeigt, wie man die
Plastikflasche zusammendrückt,
bis Wasser austritt.

13:30 . Beim Weggehen wird sie
von einem Jungen von hinten
angegriffen.

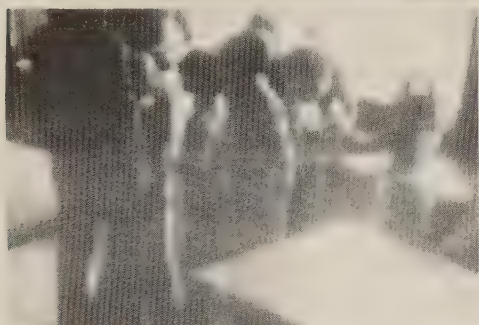
13:38 . Sie wehrt sich daraufhin,
indem sie ihn mit Wasser bespritzt.
Der Junge weicht zurück.

14:53 . Als die Erzieherin laut sagt
"Sonja hat eine Babyflasche mit-
gebracht", geht Sonja zu ihr und
zeigt ihr die Flasche mit den
Worten"...schau, aus Plastik".





15:26 . Sonja lenkt weiter mit auffallendem Verhalten die Aufmerksamkeit der Kinder auf die Flasche. Zunächst kann sie aber nicht mehrere Kinder in ein Spiel einbeziehen.



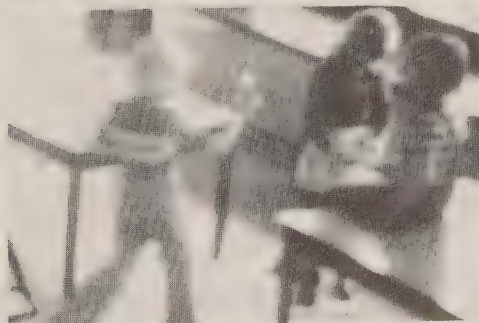
17:06 . Die Erzieherin bietet jetzt den Kindern Bänder zum Spiel an. Ein Junge bittet Sonja um die Flasche. Sie gibt ihm und danach zwei anderen Jungen die Flasche, beteiligt sich aber nicht an den Aktivitäten der Erzieherin.



17:48 . Sie verleiht die Flasche an mehrere Kinder und kontrolliert, wer sie wie lange benutzen darf. Die Kinder respektieren ihre Entscheidungen. Sie bietet jetzt die Flasche auch ohne Nachfrage an.



19:58 . Die Erzieherin spricht jetzt Sonja direkt an, streichelt sie und holt sie in den Mittelpunkt. Sonja beachtet daraufhin nicht mehr den Verbleib ihrer Babyflasche. Zwei Jungen beginnen, sich um die Flasche zu streiten. Sie zerren daran und bedrohen einander.



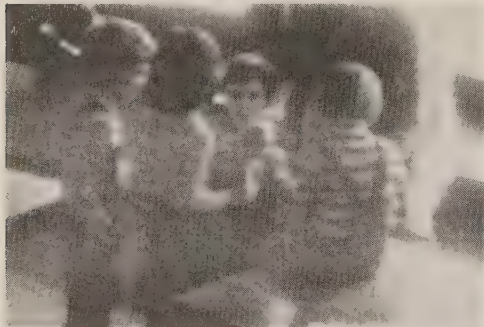
21:44 . Sonja erteilt jetzt einem gleichaltrigen Jungen dem Auftrag, die Flasche mit Wasser zu füllen. Er erfüllt den Auftrag schnell und übergibt ihr die Flasche.



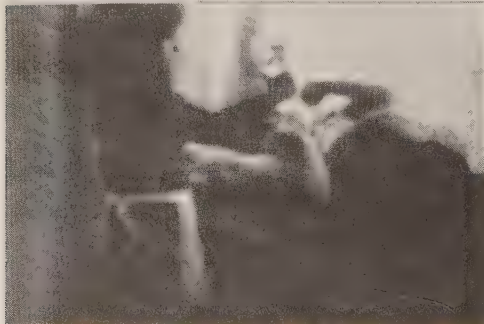
29:16. Ein Junge erzählt jetzt, daß er eine Spieleisenbahn geschenkt bekommen hat. Ein Anderer erwidert: "und mein Papa hat 'ne ganz tolle Eisenbahn". Jetzt zeigt das älteste Mädchen ihre Puppe.



30:25 . Ein weiteres Kind bringt jetzt einen Stoffhasen und zeigt ihn der Erzieherin und Sonja.



31:10 . Das älteste Mädchen bedroht das Kind aber und schlägt mit ihrer Puppe nach dem Stoffhasen. Kurz danach nimmt Sonja einem Jungen ihre Babyflasche gegen seinen Widerstand erfolgreich ab, beide spielen danach kurz zusammen.



41:40 . Sonja schlägt das Spiel "Mutter und Kind" vor, sie läßt einen Jungen auf die Fensterbank steigen und bettet ihn mit einem Kissen. Sie hält ihm dann die Flasche an den Mund, verhindert aber, daß er selbst die Flasche in die Hand nimmt.



43:29 . Das Spiel wird fortgeführt. Er bittet sie später im Liegen mit geöffnetem Mund um die Flasche und ruft dann mit hoher Stimme: "Kindchen, Kindchen". Sie bezieht außerdem zwei ältere Jungen in der Babyrolle in das Spiel ein.

genügender Menge). Einige Objekte bestimmen in charakteristischer Weise soziale Interaktionen durch ihren Aufforderungscharakter. Zum Beispiel können Spielzeugpistolen oder Messer als "Hinweisreize" aggressive Auseinandersetzungen unter Kindern fördern (BERKOWITZ und LEPAGE 1967, FISCHER et al. 1969). In einer Kindergruppe wurden im Experiment Spielzeugwaffen angeboten, woraufhin aggressive Verhaltensweisen signifikant zunahmen. Spielflugzeuge regten dagegen zu nichtaggressivem Verhalten an (TURNER und GOLDSMITH 1976).

Im Beispiel des im Folgenden erläuterten Videoprotokolles brachte ein Mädchen eine Babyflasche aus Plastik mit, die sie anderen Kindern vorführte, in drei verschiedenen Funktionen einsetzte und den Kindern nacheinander die Benutzung erlaubte. Die Flasche diente dabei einerseits als "Waffe" (durch Wasserspritzen" und regte in dieser Funktion aggressive und defensive Interaktion an (siehe 13:30 bis 13:38), später wurde sie als Trinkgefäß benutzt (siehe 15:26 bis 19:58) und gegen Ende der Sequenz (41:40) diente sie als Babyflasche in einer gespielten Mutter-Kind-Situation. Der Aufforderungscharakter dieses Gegenstandes regte also hier drei verschiedene Verhaltensmuster an, die vom Besitzer auch innerhalb der 45-minütigen Sequenz nacheinander aufgegriffen wurden. Abgesehen vom selbständigen Trinken aus der Flasche (15:26 bis 19:58) löste die Flasche soziale Interaktionen aus. Die Tatsache, daß das Mädchen Sonja diese Babyflasche als ihren persönlichen Besitz mitgebracht hatte, ermöglichte es ihr, über dieses Objekt Kontakt und Aufmerksamkeit anderer Kinder zu erreichen und darüber hinaus ihr Verhalten in spezifischer Weise zu kontrollieren:

- 1.) Durch die Drohung, mit Wasser zu spritzen, brachte sie einige Kinder zu defensivem Verhalten.
- 2.) Durch kurzfristiges Verleihen der Flasche entschied sie, wie und wie lange die Kinder damit spielen konnten.

- 3.) Als Gegenleistung für die Erlaubnis, die Flasche zu benutzen, forderte sie von einem Kind Hilfe (21:44).
- 4.) Im Mutter-Kind-Spiel brachte sie den ältesten Jungen der Gruppe mit Hilfe der Babyflasche dazu, sich vor sie hinzulegen und um die Flasche zu betteln (43:29).

Die mitgebrachte Flasche vermittelte dem Kind also hier die Möglichkeit, die Aufmerksamkeit und das Verhalten anderer Kinder über längere Zeit hinweg zu kontrollieren. Der Besitz verhalf damit zu sozialer Macht. Dieser Machtzuwachs regte offensichtlich wiederum andere Kinder zu Konkurrenz an, da in ihrer Gegenwart 4 Kinder von persönlichem Besitz erzählten bzw. ihn vorführten (29:16 bis 31:10).

Geeignete Spielgegenstände ermöglichen den Kindern, signifikante Effekte in ihrer Umwelt zu erreichen. In diesem Potential dürfte ein wesentliches Interesse begründet sein, solche Objekte zu besitzen.

Studie VI : Ontogenetische Entwicklungsschritte des Überreichens von Gegenständen und Beziehungen zur kognitiven Entwicklung

In den oben beschriebenen Untersuchungen wurden einige Ziele und motivationale Bedingungen des objektvermittelten Sozialverhaltens beschrieben, wie etwa das Ziel, im Rahmen persönlicher Bindungen an Bezugspersonen durch Überreichen von Objekten sich der Präsenz dieser Personen zu versichern, oder die Aufmerksamkeit von Spielpartnern auf sich zu lenken (siehe auch STANJEK 1978). Die Verhaltensentwicklung wird hinsichtlich der Zielorientierung von der emotionalen Entwicklung des Kindes beeinflusst, z.B. der Entwicklung der Bindung an Bezugspersonen oder des gefühlsmäßigen Interesses an Sozialpartnern. Emotionale Faktoren dürften die Häufigkeit und Richtung dieser Verhaltensweisen beeinflussen, vorausgesetzt, das Verhaltensmuster steht dem Kind von seinem Entwicklungsstand her bereits zur Verfügung. Die Abfolge der einzelnen Entwicklungsschritte, mit denen jeweils neue Verhaltensweisen möglich werden, hängen allerdings vermutlich auch mit anderen organisatorischen Bedingungen zusammen. Die Hypothese, daß sich die Entwicklungsschritte der objektvermittelten sozialen Verhaltensweisen mit Reifungsschritten der kognitiven Fähigkeiten parallelisieren lassen, entstand bei der langfristigen Beobachtung an vier Kleinkindern. Diese Längsschnittstudie wurde mit dem Ziel unternommen, einige spezielle Verhaltensweisen detailliert in der Altersentwicklung zu verfolgen und so die Fortschritte des gegenstandsbezogenen Sozialverhaltens zu beschreiben. Bei diesen Beobachtungen zeigten sich auffällige Parallelen zur kognitiven Entwicklung. Da allerdings diese Studie nicht auf die Prüfung dieses Zusammenhanges hin angelegt war und daher nicht genügend systematisch

erhobene Daten als Beleg für diese Korrelation vorliegen, kann die Beziehung zur kognitiven Entwicklung lediglich (zumindest vorläufig) als Hypothese formuliert werden.

Beobachtungssituationen und Untersuchungsmethode

Vier Kleinkinder im Alter von 7 - 18 Monaten wurden in Spielsitzungen im Elternhaus beobachtet. Alle Kinder (3 Jungen, ein Mädchen) waren zur Beobachtungszeit geschwisterlos.

	Geburtsdatum	Beobachtungs- periode	Beobachtungs- dauer
Niko G.-K.	1.6.75	Febr.-Juni'76	20 Stunden
Maxi G.	25.7.75	Febr.-Mai '76	8 Stunden
Holger S.	24.6.75	März -Juli'76	8 Stunden
Jessica Z.	31.1.75	März -Juli'76	14 Stunden.

In Abständen von ein bis zwei Wochen besuchte ich über mehrere Monate hinweg die Familien in ihren Wohnungen auf und beschäftigte mich jeweils eine Stunde lang in Anwesenheit der Mutter oder des Vaters mit dem Kind. Während das Kind, ein Elternteil und ich auf dem Fußboden saßen und einige vertraute Spielzeuge in Reichweite des Kindes herumlagen, beobachtete ich die spontanen Verhaltensweisen des Kindes und machte außerdem systematisch eine Reihe von Interaktionsangeboten in Bezugnahme auf Gegenstände (Anbieten von Spielobjekten, Auffordern ein Objekt abzugeben, Wegnehmen von Objekten, Schenken von Nahrungsmitteln, die Aufmerksamkeit auf Objekte lenken). Dabei versuchte ich jeweils, auf die sozialen Initiativen des Kindes einzugehen. Die Spielatmosphäre war im typischen Fall entspannt und infor-

mell. Mit Hilfe eines Videorecorders, den ich in etwa 2 m Entfernung vom Spielteppich postierte, zeichnete ich den Verlauf jeder Sitzung kontinuierlich auf und fertigte nach den Sitzungen anhand dieser Protokolle schriftliche Aufzeichnungen an, zur Fragestellung, wann ein spezifisches Verhaltensmuster zum ersten Mal im Verhaltensrepertoire des Kindes auftauchte. Mit dieser Methode konnte allerdings nicht der genaue Zeitpunkt des ersten Auftretens des Verhaltens überhaupt festgestellt werden, sondern lediglich in Bezug auf diese Beobachtungssituation. Die Eltern berichteten manchmal, ein spezielles Verhalten beim Kind schon eine Woche früher gesehen zu haben als ich.

Ergebnisse

Neun spezielle Verhaltensmuster des gegenstandsbezogenen Sozialverhaltens wurden in ihrem altersspezifischen Auftreten verfolgt. Tabelle VIa gibt das Alter an, in dem die Kinder diese Verhaltensweisen unter den beschriebenen Beobachtungsbedingungen zeigten. Drei weitere Verhaltenskategorien (am unteren Tabellenende: Nimmt Objekt aus einem zweiten heraus; koordiniert zwei Objekte unspezifisch; koordiniert ein Objekt in ein zweites) wurden gleichzeitig protokolliert, da sie die kognitiven Leistungen der Kinder, bestimmte Relationen zwischen Objekten zu erkennen und herzustellen, auf einer nicht-sozialen Ebene wiedergeben. Damit ergibt sich eine Vergleichsmöglichkeit für die allgemeine kognitive Entwicklung der Kinder.

Die neun sozialorientierten Verhaltens Elemente wurden in der Tabelle in der Reihenfolge der chronologischen Entwicklung aufgeführt.

Die Skizze VIb zeigt Details der Schritte des Gabenüberreichens. Eine Vorstufe des gezielten Überreichens dürfte ein Verhalten sein, das ich bei drei Kindern häufig gesehen habe: Sie legten ein Spielobjekt dicht zu ei-

ner Person, mit der sie vorher interagiert hatten, in den Schoß oder zu den Beinen - jedoch noch nicht direkt in die Hände.

Hatten die Kinder gelernt, spontan einer Person einen Gegenstand zu überreichen, so zeigten sie als nächsten Schritt bald ein Verhalten, das wiederum das Gabenüberreichen als Vorstufe voraussetzt: Sie überreichten einen Gegenstand mit dem Ziel, zu einer zweiten Handlung aufzufordern. Holger gab mir zum Beispiel im Alter von 12,5 Monaten mehrmals eine Holzflöte und wartete ab, bis ich darauf spielte. Er wurde immer wieder ungeduldig, wenn ich die Flöte nur lächelnd annahm aber damit keine Töne erzeugte. Oder: Jessica gab ihrer Mutter ein Steckspiel, das aus zwei ineinandergesteckten Teilen bestand, die sie selbst nicht auseinanderbrachte. Sie wartete dann darauf, daß ihre Mutter ihr dabei half und nahm danach das Spiel sofort zurück. Das Überreichen des Gegenstandes wird in diesen Fällen ein Kommunikationsinstrument, einer Person nonverbal mitzuteilen, eine bestimmte Handlung mit diesem Objekt vorzunehmen. Das Eintauschen eines Besitzes gegen ein zweites Objekt repräsentiert einen weiteren Entwicklungsschritt, den Jessica mit 16 Monaten zeigte: Sie schob mir mit einer Hand ein Gebäckplätzchen zu und nahm sich gleichzeitig mit der anderen Hand etwas von meinem Kuchen.

Zur Erklärung dieser Entwicklungsschritte bietet PIAGET's Modell der Entwicklung der "sensomotorischen Intelligenz" einen brauchbaren Ansatz, wie im Folgenden an ontogenetischen Details belegt werden soll.

Beziehungen zur kognitiven Entwicklung

In der Psychologie hat die Ontogenese kognitiver Leistungen bisher großes Interesse gefunden; zu diesem Aspekt der kindlichen Entwicklung liegen inzwischen zahlreiche empirische und theoretische Arbeiten vor. Dem Modell von JEAN PIAGET (1975) kommt dabei besondere Bedeutung zu, da sein Werk eine sehr umfassende und detaillierte Darstellung der Intelligenzentwicklung zum Inhalt hat, die inzwischen in vielen Punkten empirisch bestätigt worden ist (zusammenfassende Berichte siehe PETTER 1966, FURTH 1976).

PIAGET unterscheidet in der Entwicklung der Intelligenz fünf Etappen: Die sensomotorische Intelligenz, das vorbegrifflich-symbolische Denken, das anschauliche Denken, die konkreten Operationen und die formalen Operationen. Er leitet die Intelligenz aus niedrigeren Anpassungsformen (z.B. Reflexen) mit Hilfe der Begriffe Akkomodation und Assimilation ab. Jede Erkenntnis ist nach seiner Auffassung anfänglich unbewußt, ichbefangen, absolut und konkret und führt erst in einer kontinuierlichen, charakteristischen Entwicklungsreihe zur differenzierten Objektivität. Durch aktive Vorgänge bildet ein Kind aus dem konkreten Wahrnehmen und Handeln heraus "Schemata", die es mit der Umwelt abstimmt; es verknüpft Schemata untereinander und erweitert sie später bis zur Entwicklung des logisch-begrifflichen Denkens. Bestimmte Entwicklungsprozesse sind dabei zwar durch organismische Reifung bestimmt (KAGAN 1972); daneben führt aber die Aktivität des Kindes, das die Anpassung an neue Situationen anstrebt, zu Entwicklungsfortschritten. Weiterhin lassen sich Prozesse (z.B. die Entwicklung der sensomotorischen Intelligenz und des logischen Denkens) mit dem Konzept der "Entwicklungslogik" beschreiben, d.h., Teile der Entwicklung sind durch die Logik der Sache vorgeschrieben und verlaufen als irreversible Folge zunehmend

Tabelle VIa :

Beobachtungen an 4 Kindern zum Alter des ersten Auftretens verschiedener Verhaltensweisen im Umgang mit Gegenständen

(Zahlenangaben bedeuten den Altersmonat der ersten Beobachtung eines speziellen Verhaltens; + bedeutet, daß das Verhalten zu Beginn der Beobachtungsreihe bereits entwickelt war.)

Namen der Kinder	Niko	Maxi	Holger	Jessica
Alter während der Beobachtungsperiode	7-13 M.	7-10 M.	8-12M.	14-18M.
nimmt angebotenes Objekt aus Handteller	+	+	+	+
verteidigt akut ein Objekt gegen Wegnahme	+	+	+	+
legt Objekt zu Handteller	8,5	9	10	+
gibt Objekt in Handteller ab	9,5	10	12	+
legt Objekt bei einer Person ab	9,5	10	10	+
gibt spontan einer Person ein Objekt ab (gezielt)	12	?(1)	12	+
Dialog von Geben und Nehmen eines Objektes	13		12	+
gibt Objekt an eine Person als Aufforderung zu einer weiteren Handlung	12,5		12,5	+
tauscht ein Objekt gegen ein zweites ein				16
nimmt ein Objekt aus einem zweiten heraus	+	+	+	+
koordiniert zwei Objekte unspezifisch	8,5	8	10	+
koordiniert ein Objekt in ein zweites	9	9,5	12	+

(1): Spontanes Überreichen von Objekten nicht beobachtet, allerdings berichtete die Mutter, daß das Kind seit dem Alter von 9 Monaten ihr manchmal seinen Schnuller in den Mund schieben will.

Skizze VI b: Entwicklungsschritte des Überreichens von Gaben
(nach Film- und Videoprotokollen)

- 1) : berührt eine angebotene Hand mit Objekt, läßt das Objekt aber nicht los



- 2) : legt das Objekt jetzt in den Handteller ab, protestiert aber gegen Wegziehen



- 3) : legt das Objekt in den angebotenen Handteller und läßt danach zu, daß das Objekt auch angenommen wird.



- 4) : legt ohne Aufforderung ein Objekt in die Nähe einer Bezugsperson



- 5) : bietet das Objekt an in Richtung auf Oberkörper oder Kopf, blickt dabei die Person an



komplexer Stufen, von denen jedes höhere Niveau organisch aus niedrigeren Stufen entsteht.

"Bevor ein Kind mit Bausteinen baut, muß es mit ihnen hantiert haben. Bevor es differenzierte Bauwerke (Haus mit vier Wänden und Dach) errichtet, muß es einfachere (Turm durch Übereinanderlegen von Klötzen) gebaut haben. Das spätere Verhalten ist ohne das frühere nicht möglich, weil die einfachere Leistung Voraussetzung für die schwerere ist."

(OERTER 1969:24)

(Zu Modifikationen von PIAGET's Entwicklungstheorie siehe zum Beispiel AEBLI 1963.)

PIAGET charakterisierte die kognitiven Vorgänge der ersten zwei Lebensjahre als "sensomotorische Intelligenz". In dieser Vorstufe des Denkens koordiniert ein Kind aufeinanderfolgende Wahrnehmungen und aufeinanderfolgende Bewegungen miteinander; es betätigt sich damit in der konkreten Wirklichkeit mit sehr geringen zeitlichen und räumlichen Entfernungen zwischen Individuum und Objekt. Vorstellungen, anschauliches Denken oder konkrete und formale Denkopoperationen sind auf dieser Stufe nicht möglich.

"Nach einem anfänglichen Zustand der Undifferenziertheit, einem beinahe völligen Mangel an Erkenntnisfähigkeit, erscheint das Kind am Ende dieser Stufe als ein Individuum, das durch sein adaptives Verhalten zeigt, daß es Zweck-Mittel-Relationen beherrschen, neue Eigenschaften an den Gegenständen erkunden, räumliche Beziehungen zwischen den Gegenständen in seiner Umwelt verstehen und unmittelbar bevorstehende Ereignisse antizipieren kann." (FURTH 1976:72)

Diese Stufe, die sich noch auf äußere und unmittelbare Verhaltensakte stützt, wird auch als "praktische Intelligenz" bezeichnet. Im Zuge ihrer Entwicklung entstehen kognitive Strukturen ("Pläne", "Schemata"), die sich in aktiven Handlungen äußern. Durch Assimilation und Akkomodation werden Pläne erweitert, untereinander koordiniert und als Mittel zu einem Zweck eingesetzt.

Die Erstformen eines erworbenen Verhaltens, bei denen das Kind bestimmte Ergebnisse, die durch Zufall entstehen, durch Wiederholung und durch aktive Übung "andauern" läßt, nannte PIAGET "Zirkulärreaktionen". Mit diesem Verhalten zeigen Kinder explorative Aktivität, die zu immer fortgeschritteneren Verhaltensstrukturen führt. PIAGET nimmt als die kognitive Entwicklung vorantreibende Kraft eine den Strukturen eingebaute Motivation an:

"... weist die Tendenz, die Pläne zu erweitern (also ihr dynamischer Aspekt im Gegensatz zu ihrer kognitiven Struktur), auf Bedürfnis (Motivation) und Befriedigung hin; der affektive Aspekt und der kognitive Aspekt der Pläne lassen sich also nicht voneinander trennen, ohne drauf reduzierbar zu sein."

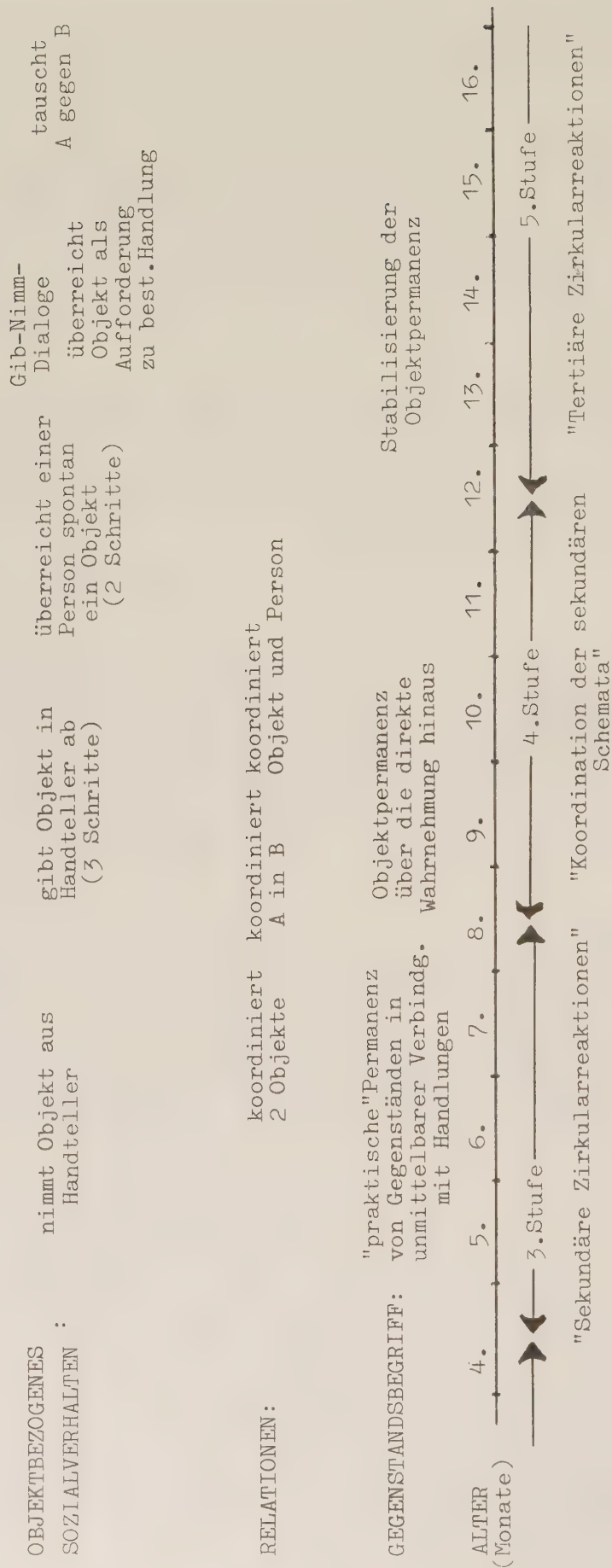
(PIAGET 1976:86)

Eine wichtige Leistung in dieser Zeit ist die schrittweise Entwicklung der Erkenntnis, daß ein Ding in der Umwelt als Objekt außerhalb des Kindes konstant und dauerhaft existiert (Konzept der Objektpermanenz).

Die sensomotorische Phase wurde von PIAGET in sechs Stufen beschrieben. Die erste Stufe charakterisiert er durch das Vorherrschen reflexhafter Tätigkeit, die zweite Stufe durch die Erweiterung der ersten Verhaltensmuster durch einfache Gewohnheiten und den Ausbau von Plänen; auf der dritten Stufe werden Pläne zu sekundären Zirkularreaktionen koordiniert und das Kind zeigt erste Ansätze zielgerichteten Verhaltens und von Intentionalität.

Auf der vierten Stufe spielen sich Vorgänge ab, die auch zur Entwicklung des spontanen Überreichens von Objekten führen (siehe Tab. VIc); einige Details dieser Stufe zeigen, daß das Modell der kognitiven Entwicklung, wie es von PIAGET, INHELDER, FENSON und anderen erarbeitet wurde, auch Erklärungsmöglichkeiten für die Entwicklungsschritte des Gabenüberreichens anbietet. Die vierte Stufe der sensomotorischen Intelligenz ist gekennzeichnet durch die progressive Koordination von bisher ent-

Tabelle: Zeitliche Beziehungen des objektbezogenen Sozialverhaltens
VI c zur kognitiven Entwicklung



wickelten Plänen (Schemata) zu neuen, komplexeren Schemata. Das Kind lernt jetzt, ein Verhalten als Mittel einzusetzen, um ein Ziel zu erreichen. In dieser Zeit entwickelt sich die Objektpermanenz, d.h., ein Gegenstand kann als eigenes Objekt erkannt werden, auch wenn es sich bewegt und eventuell kurzzeitig unsichtbar ist. Diese Leistung wird unter anderem jetzt dadurch möglich, daß sich ein Objekt-Konzept von einem Raum-Konzept differenziert (SCHUBERTH et al. 1978). Zum erstenmal werden jetzt auch zwei Objekte vom Kind im Explorationsspiel aktiv in Beziehung zueinander gesetzt. In einer nordamerikanischen Stichprobe (FENSON et al., 1976) schlugen 7-monatige Kinder zwei Objekte noch einfach aneinander, während 9 Monate alte Kinder spezielle Relationen herstellen konnten, z.B. ein Objekt auf ein zweites stellen (Tasse auf Untertasse) oder ein Objekt in ein zweites (eigene Daten dazu siehe Tab. VIa unten). Bis zum Ende des ersten Jahres entwickelt sich weiter die Fähigkeit, zwei Pläne in Beziehung zu setzen und zu vergleichen. Gerade diese Leistung ist meiner Auffassung nach die Grundlage der Entwicklungsschritte des Gabenüberreichens. Die Einzelschritte (siehe Skizze VIb) lassen sich jeweils auf die Koordination zweier Pläne zurückführen: Die erste Leistung besteht darin, ein Objekt mit einem angebotenen Handteller in Verbindung zu bringen. Das geschieht zunächst noch ungezielt. In der Zeit aber, in der das Kind die Relation: "Objekt A in Objekt B" erkennt, entsteht gleichzeitig die Leistung, ein Objekt in einen Handteller hineinzulegen. In meiner Untersuchungsreihe gab Niko (siehe Tab. VIa) mir zum erstenmal etwas in meine offene Hand, nachdem er eine Woche zuvor begonnen hatte, Bauklötze in Behälter hineinzulegen und wieder herauszunehmen. Der zeitliche Zusammenhang war auch bei Maxi und Holger deutlich.

Der nächste Schritt (Schritt 3, siehe Skizze VIb) setzt die Koordination mit einem weiteren Schema voraus, nämlich mit der Erwartung, daß das in die Hand ge-

gebene Objekt auch angenommen wird und damit nicht mehr unmittelbar verfügbar ist.

Das spontane Überreichen setzt darüber hinaus die Koordination eines Objektes mit einer Person voraus, was zunächst noch ungerichtet (Schritt 4), später jedoch gerichtet (Schritt 5) mit Anblicken der Person und evtl. Lächeln geleistet werden kann.

Nach der Entdeckung dieses Verhaltens wiederholen die Kinder das Muster oft mehrfach hintereinander im Sinne einer Zirkulärreaktion und erfahren auf diese Weise mehrere Aspekte und Möglichkeiten des neu erworbenen Schemas. Da das Gabenüberreichen auf einen Sozialpartner orientiert ist, kann damit darüberhinaus ein soziales Ziel untersucht werden und zu Reaktionen veranlaßt werden. Das Kind zeigt in diesem Alter bereits Interesse am äußeren Ergebnis seiner Handlungen und stellt fest, daß seine Mutter ein angebotenes Objekt annimmt, vielleicht lächelt oder verbal reagiert. PIAGET beschreibt dieses Stadium durch die Fähigkeit, einen untersuchten Gegenstand in seiner Eigendynamik zu erkennen, als "Ursprung (Ursache) vollständig autonomer Tätigkeiten" (1975:264) zu sehen. In dieser Entwicklungsphase (der "tertiären Zirkulärreaktionen") zeigt das Kind Interesse daran, mehrfach hintereinander einer Person etwas zu überreichen, zu beobachten, wie sie es annimmt, es zurückzuverlangen, wieder zu überreichen und auf diese Weise einen Dialog wiederholten Gebens und Nehmens eines Objektes einzugehen (Niko:13 Mon.; Holger:12 Mon.). Das Kind beobachtet dabei nicht das Schicksal des Gegenstandes, sondern primär die Reaktionen der Person, die es teilweise selbst angeregt hat.

Eine andere Richtung, in der das Verhaltensschema "Überreichen eines Objektes" ausgebaut und angewendet wird, deutet sich in der zu Beginn des 2. Lebensjahres

(siehe Tab. VIc) entstehenden Fähigkeit an, ein Objekt an eine Person zu überreichen als Aufforderung, mit diesem Objekt eine besondere Tätigkeit zu verrichten (z.B. eine Flöte überreichen als Aufforderung, darauf zu spielen). Das Verhalten wird also wiederum mit einem zweiten Plan verknüpft, in diesem Falle der sozialen Aufforderung zu einer Handlung, es wird damit als soziales Instrument eingesetzt.

Einige Entwicklungsschritte lassen sich dabei mit dem Konzept der "Entwicklungslogik" (s.o.) erklären, d.h., einige Verhaltensweisen bilden aus logischen Gründen notwendige Vorstufen zu später produzierten Verhaltensweisen. Wenn ein Kind z.B. mit seiner Mutter einen Dialog von wechselseitigem Geben und Nehmen, Übergeben und Annehmen eines Objektes eingeht, so setzt dieses Verhalten die Fähigkeit des spontanen gezielten Überreichens eines Objektes voraus. Das spontane Überreichen setzt wiederum logischerweise die generelle Fähigkeit voraus, zwei Objekte in Relation zueinander zu bringen. Empirisch zeigte sich, daß früh entstandene Verhaltensweisen keineswegs sofort verschwinden, wenn reifere Verhaltensformen entwickelt sind, sondern auch noch weiterhin zu beobachten sind. Das Alter des ersten Auftretens eines speziellen Verhaltens variierte bei den untersuchten Kindern unter Umständen um mehrere Monate. Abhängig von Situation und Objekt, auf die ein Verhalten bezogen ist, zeigten sich daneben zeitliche Verschiebungen: Verhaltensfortschritte werden vermutlich zuerst im "entspannten Feld" und am vertrautesten Objekt erreicht. Beispielsweise überreichte mir Niko spontan Gegenstände im Alter von 12 Monaten; seiner Mutter allerdings reichte er schon mit 11 Monaten Nahrungsbrocken in den Mund. Solche Altersverschiebungen sind auf die Tatsache zurückzuführen, daß eine spezielle Verhaltensweise nicht zu einem bestimmten Zeitpunkt im Verhaltensrepertoire eines Kindes "fertig vorliegt", son-

dern daß ein Kind im Zuge seiner kognitiven Entwicklung neue Verhaltensmöglichkeiten entdeckt, sie in "Zirkulärreaktionen" übt und auf neue Situationen aktiv überträgt und auf diese Weise seine Fähigkeiten selbsttätig weiterentwickelt. In der empirisch gefundenen Reihenfolge der Entwicklungsstufen zeigten sich jedoch bei den einzelnen Kindern Gemeinsamkeiten, die die Annahme einer Entwicklungslogik bestätigen.

Nachtrag zu Studie VI

November 1979

Nach Abschluß der Dissertation erfuhr ich von einer kürzlich publizierten Untersuchung, die C.TREVARTHEN und P.HUBLEY an der Universität Edinburgh durchgeführt haben, die im Zusammenhang mit der Studie VI von besonderer Bedeutung ist. Die Autoren untersuchten in einer Laborstudie mithilfe von Video-Aufzeichnungen bei einem kleinen Mädchen Entwicklungsschritte des sozialen Umgangs mit Gegenständen in der 2. Hälfte des 1. Lebensjahres. Als entscheidende Veränderung stellen sie die Entwicklung von "sekundärer Inter-subjektivität" heraus. Während ein halbjähriges Kind sein Interesse noch entweder auf Gegenstände oder auf Personen richtet, aber zwischen beiden keine Verbindung herstellen kann, beinhaltet die Fähigkeit zur "sekundären Intersubjektivität" die Möglichkeit, Person und Ding in eine Handlung einzubeziehen, z.B. mit einer Person über Dinge zu kommunizieren.

"The most important feature of the new behaviour at 9 months is, then, its systematically combining of interests of the infant in the physical, privately-known reality near him, and his acts of communication addressed to persons. A deliberately sought sharing of experiences about events and things is achieved for the first time." (TREVARTHEN und HUBLEY 1978:184)

Diese Untersuchung an einem Kleinkind, die unabhängig und etwa zu gleicher Zeit wie meine Studie entstanden ist, bestätigt eine Reihe meiner Beobachtungen und Folgerungen. Den Schritt zur "sekundären Intersubjektivität" habe ich als neuentstehende "Relation, Objekt und Ding zu koordinieren" bezeichnet (s.o., S.192,194). TREVARTHEN und HUBLEY (1978) liefern darüberhinaus eine ausführliche Diskussion dieser Entwicklung und betonen unter andrem, daß das Modell von PIAGET nicht ausreicht, diese neue Leistung adäquat zu interpretieren.

Zusammenfassende Darstellung einiger Faktoren der Entwicklung des Besitzverhaltens

Alle sechs Studien beziehen sich auf die Bedeutung von Objekten für soziale Interaktionen. Während die Studien I, II, III, V und VI untersuchen, wie Sozialverhalten unmittelbar über Objekte vermittelt werden, weist Studie IV eine Korrelation von spezifischem Mangel an sozialen Kontakten nach. Mit Hilfe dieser Ergebnisse und der von anderen Autoren publizierten Untersuchungen lassen sich einige Aspekte der Entwicklung kindlichen Besitzverhaltens zusammenfassend darstellen.

1.) Ziele von Besitzverhalten

Besitzverhalten tritt bei Kindern wie bei Erwachsenen dann ein, wenn bestimmte gefragte Objekte nicht in genügender Menge erreichbar sind, sodaß mehrere Interessenten darum konkurrieren müssen. Eine Ausnahme bildet aber das kindliche "Übergangsobjekt", das in seiner Individualität bedeutend ist und daher nicht durch gleiche Objekte ersetzt werden kann.

Bei erwachsenen Menschen führt die Notwendigkeit, den eigenen Lebensunterhalt (und evtl. den der Familie) zu sichern, in der Regel zu Besitzverhalten in Form des Erwerbens und Sammelns von Gütern und Kontrolle dieses Besitzes (siehe Kap. III und IV). Dieses Ziel der eigenen Existenzsicherung ist bei den untersuchten Kindern ohne Bedeutung, da sie von ihren eigenen Familien versorgt werden. In armen ländlichen Gegenden dürfte dieses Ziel allerdings schon für 6-jährige Kinder relevant werden und ihr Verhalten deutliche beeinflussen, allerdings liegen darüber keine Untersuchungen vor. Das kindliche Verhalten, spezielle weiche Objekte wie eine Wolldecke, ein Tuch, ein Stofftier oder eine weiche Puppe unter Beteiligung heftiger Emotionen zu verteidigen und als persönlicher Besitz zu behandeln, kann dem Ziel dienen, einen Mangel an Sozialkontakt durch "Sozialattrappen" zu kompensieren

(siehe Studie IV). Dabei soll nicht behauptet werden, daß dem Kind, das zu seinem Teddy spricht, dieses Ziel während seiner Aktivitäten immer bewußt ist; zumindest läßt sich feststellen, daß seine Verhaltensweisen auf das Ziel hin organisiert sind, das spezielle Objekt als Sozialpartner zu behandeln. Dieses Verhalten ist sehr wahrscheinlich unabhängig von der erreichbaren Menge ähnlicher Objekte, da sich Kinder ein spezielles Objekt auswählen, das sie dann an individuellen Zeichen (z.B. am Geruch) wiedererkennen. Das Interesse von Kindern an Gegenständen bestimmt sich aus den Eigenschaften dieser Objekte. Teddybären oder Wolldecken bieten mit ihrer weichen Beschaffenheit angenehme Körpergefühle. Interessantes Spielzeug, Schmuck oder Nahrungsmittel wie Süßigkeiten o.ä. bieten den Kindern andere Befriedigungsmöglichkeiten aufgrund ihrer Objekteigenschaften. Daraus ergeben sich wiederum soziale Möglichkeiten in Kindergruppen, wenn Kinder ihren Besitz an solchen interessanten Objekten anderen Kindern anbieten oder schenken, verleihen oder Kinder ins Spiel mit diesen Objekten einbeziehen. Kinder, die persönlichen Besitz in den Kindergarten mitbringen und diese Objekte entsprechend einsetzen, können durch Strategien des Vorführs, Abgebens und Zurückverlangens mehr Kontakt zu anderen Kindern bekommen und die Aufmerksamkeit in der Gruppe auf sich ziehen (STANJEK 1975). Darüber hinaus können sie andere Kinder durch ihre Besitzobjekte auch zu konkreten Verhaltensweisen anregen, indem sie den Aufforderungscharakter dieser Gegenstände ausnutzen, und können auf diese Weise soziale Macht erwerben (Studie V). Kleinkinder können, bevor sie sprechen können, durch Überreichen, Zeigen, und Wegnehmen von Objekten die Aufmerksamkeit ihrer Bezugspersonen kontrollieren sowie Kontakt herstellen zu bekannten oder fremden Erwachsenen wie auch zu Gleichaltrigen (Studien I, II und III). Damit kann Besitzverhalten sowohl im Dienst nicht-sozialer als auch sozialer Ziele stehen.

2.) Die Altersentwicklungen

Bis zum 2. Lebensjahr äußern Kleinkinder im Umgang mit vielen Objekten ein Besitzverhalten, das man als kollektiv bezeichnen könnte: sobald sie laufen können, tragen sie Gegenstände, die sie selber interessant finden, zur Mutter oder anderen Personen, legen sie in ihre Hand oder den Schoß und beziehen sie im partnerschaftlichen Spiel ein. Schon 4monatige Säuglinge lassen sich zwar ein Objekt, mit dem sie gerade beschäftigt sind, nicht ohne weiteres aus der Hand nehmen (Studie VI), sobald sie aber das erste Lebensjahr vollendet haben, teilen sie Objekte mit anderen Menschen ihrer Umgebung (Studien I, II und III, sowie RHEINGOLD et al. 1976). Vom 3. Lebensjahr an wird das Teilen von Gegenständen seltener, während die Neigung, anderen Kindern etwas wegzunehmen, zunimmt. HATTWICK (1937) fand einen Häufigkeitsanstieg des Wegnehmens bei 2 1/2-jährigen gegenüber 2-jährigen Kindern und anschließend ein Nachlassen der Häufigkeit bis zum Alter von 4 1/2 Jahren. Dabei wurde beobachtet, daß 4-Jährige mit aggressiverem Verhalten Objekte wegnehmen als 2-Jährige (BLURTON JONES 1972: 112). Vom 5. Lebensjahr an scheint aber altruistisches Teilen wieder häufiger zu werden. BERGIUS et al. (1975) fanden eine altersbedingte Zunahme bei 4 - 9jährigen Kindern (ähnliche Befunde von ZINSER und VARNEY 1978). Diese Zeitangaben beziehen sich allerdings nur auf westdeutsche, englische und amerikanische Populationen. In anderen Kulturen sind andere Entwicklungen denkbar.

Der ontogenetische Verlauf der Bindungen an Lieblingsobjekte, die sich in westlichen Gesellschaften zwischen 4 und 16 Monaten entwickeln, ist in Studie IV gezeigt worden. Diese Entwicklung scheint sich weitgehend unabhängig vom übrigen Besitzverhalten zu vollziehen.

3.) Zusammenhänge mit der kognitiven Entwicklung

Die Altersentwicklung im Bezug zu Besitz kann teilweise auf kognitive Fortschritte zurückgeführt werden. In Studie VI wurden einzelne Entwicklungsstufen beschrieben, die Kleinkinder im ersten Lebensjahr vom Abgeben in eine angebotene Hand zum spontanen Überreichen, zum instrumentellen Überreichen und im 2. Lebensjahr zum Tauschen von Besitz führen: diese Stufen wurden mit der schrittweisen Erweiterung kognitiver Schemata verglichen und in Beziehung gesetzt. Zusammenhänge der Entwicklung spontanen Teilens mit der kognitiven Entwicklung wurden bei 4 - 9jährigen Kindern (BERGIUS et al. 1975), bei 7 - 11-jährigen (RUSHTON 1975) und bei 6 - 13jährigen Kindern (DREMAN 1976) nachgewiesen. Ein bei der Entwicklung beteiligter kognitiver Faktor ist demnach der altersbedingte Übergang vom anschaulichen zum operatorischen Zeitbegriff, der einem Kind u. a. erleichtert zu erkennen, daß ein Partner Hilfe benötigt (BERGIUS et al. 1975). Zusätzlich beeinflußt die dem kognitiven Entwicklungsstand entsprechende Fähigkeit, moralische Urteile auf konkrete Situationen anzuwenden (siehe TURIEL 1977), die Bereitschaft, vom eigenen Besitz abzugeben.

4.) Besitz und Entwicklung des Selbstkonzeptes

Um Gegenstände als zu einer Person gehörig erkennen zu können, muß mindestens ein rohes Konzept einer personalen Identität oder eines Selbst (siehe Kap. V) ausgebildet sein. Die erste, für Besitzbezüge notwendige Stufe, die Bildung des konstanten Objektes ("object permanence", PIAGET), erreicht ein Kind bis zum Ende des ersten Lebensjahres; es erkennt sich jetzt selbst als Objekt, das heißt als Ziel von Aktionen anderer Subjekte. Im 2. Lebensjahr wächst dann sein Verständnis, daß es selbst Verursacher

von Prozessen sein kann, daß es die Geschehnisse seiner sozialen und gegenständlichen Umwelt aktiv beeinflussen kann. Diese frühe Form eines Selbst ist wiederum eine zentrale Grundbedingung für kontrollierendes Verhalten gegenüber Objekten (LEWIS 1977: 48 f.). Über diesen Zusammenhang von Besitz und Selbstkonzept gibt es bisher kaum empirische Arbeiten. 1978 erschien eine Publikation von KELLER et al. über Dimensionen des Selbstkonzeptes von 3 - 5-jährigen amerikanischen Kindern. Die Autoren hatten mit verschiedenen Interview-Methoden Kinder über ihr Selbstbild befragt und die Antworten inhaltsanalytisch in Kategorien eingeteilt. Neben der typischsten Reaktion, sich selbst über seine Aktionen zu beschreiben (z. B. "Ich kann dies oder das machen "....), definierten sich die Kindergartenkinder (besonders häufig die 3-jährigen) regelmäßig auch über Besitzgegenstände (z. B. "Ich habe einen Traktor"...). Mit zunehmendem Alter scheint die Selbstbeschreibung über Besitz seltener zu werden, wie auch JERSILD (1952) herausfand (zit. nach KELLER et al. 1978). Die Faktoren, die zu dieser Erscheinung beitragen, sind allerdings nicht geklärt.

Das Phänomen der Bindungen an bestimmte Lieblingsgegenstände (siehe Studie IV) steht wahrscheinlich im Zusammenhang mit der Entwicklung eines spezifischen Selbstkonzeptes. Diese Kinder, die enge gefühlsmäßige Bindungen an einzelne Objekte entwickeln, können nicht einschlafen, ohne ihren Besitz in unmittelbarer Nähe zu haben. Das Phänomen tritt auch häufig bei blinden, tauben, autistischen und geistig behinderten Kindern auf. HASLETT et al. (1977) beschrieben z. B. den Fall eines retardierten Jungen, der eine enge Bindung an einen Plastikkleiderbügel entwickelt hatte. Mittels eines 'behavior modification program' hatten die Autoren versucht, seine Bindung an das Objekt langsam zu lösen. Das führte allerdings bald zu schlimmen Verhaltensregressionen des Jungen, bis das Programm abgebrochen werden mußte. Die Autoren kamen

aufgrund dessen zu der Auffassung, daß das Besitzobjekt zu einem konstituierenden Bestandteil der Persönlichkeit des Kindes geworden war.

Daraus soll nun nicht gefolgert werden, daß etwa jede kindliche Besitzbeziehung das Selbstkonzept betreffe, vielmehr erweist sich diese Verknüpfung von Selbst und Besitz als eine Möglichkeit der menschlichen Psyche, die unterschiedlich häufig und intensiv eingelöst werden kann.

Vor kurzer Zeit hat Erich FROMM ein Buch zu diesem Thema veröffentlicht mit Thesen zur menschlichen Charakterentwicklung (FROMM 1976). Er weist dort darauf hin, daß sich eine Persönlichkeitsentwicklung auf die Aneignung von Besitz (im materiellen wie im übertragenen Sinn) stützen kann und daß diese Entwicklung des "Habenmodus" in konsumorientierten Industriegesellschaften sehr häufig sei, daneben könne sich aber eine Entwicklung auch über eine aktive und lebendige Auseinandersetzung mit der Umwelt vollziehen (im "Seinsmodus"), ohne auf akkumuliertem Besitz und stagnierenden Strukturen aufzubauen. So programmatisch FROMMs Buch "haben oder Sein" auch sein mag, so verweist es doch auf die Möglichkeit von Alternativen zu Selbstkonzepten, die Objektbesitz einbeziehen. Die kulturenvergleichende Untersuchung über Bindungen an Lieblingsobjekte hat Alternativen ohne enge Objektbindungen wahrscheinlich gemacht (siehe Studie IV).

5.) Materielles Angebot und Besitzverhalten

RAMEY et al. (1976) kamen aufgrund von Experimenten mit 6 - 12 Monate alten Kindern zu der Ansicht, daß Sozialkontakte häufiger werden, wenn Spielsachen entfernt werden. JOHNSON (1935) fand weniger soziale Spiele, wenn in Kindergärten mehr Spielmaterial vorhanden war. Allerdings regen vermutlich einige Spielzeuge aufgrund ihres

Aufforderungscharakters zu individuellem Spiel (und damit zu individueller Verteidigung von Besitz) an, während andere Spielobjekte gerade die Kooperation unterstützen (siehe Studie V). In materiell armen Sozietäten wie z. B. in Südindien oder Gabun wachsen Kinder in Umgebungen auf, in denen die erreichbaren Gegenstände in aller Regel Gebrauchswert für die Erwachsenen darstellen, wogegen kein spezielles "Spielzeug", das persönlicher Besitz einzelner Kinder wäre, vorhanden ist. In diesen Kulturen lernen die Kinder, daß über ein Objekt in der Regel mehrere Personen verfügen (siehe Studie IV). In den reichen Industrieländern, deren Ökonomie primär auf der Produktion von Waren basiert, wird eine eigene Objektklasse hergestellt und verkauft: das Kinderspielzeug. Den Kindern wird die persönliche Verfügung über diese Objekte gestattet, sie werden sogar früh dazu angehalten, sich für Besitzgegenstände individuell verantwortlich zu fühlen. In Kindergärten erhalten Kinder eigene Fächer für ihre Zeichnungen zugewiesen, eigene Haken für ihre Mäntel, oft eigene Sitzplätze usw. und erfahren auf diese Weise früh die Möglichkeit individueller Verfügung. Eigenen Beobachtungen an 4 - 6-jährigen westdeutschen Kindern zufolge, nutzen einige Kinder persönlichen Besitz, den sie von zu Hause mitbringen, dazu, durch Vorführen und Verleihen dieser Objekte Sozialkontakte herzustellen. Da die anderen Kinder nicht im Besitz solcher Schätze sind, können die "reicheren" Kinder das Verhalten der "ärmeren" mithilfe dieser Gegenstände organisieren. Andere Kinder entwickeln andere Strategien, um zu Kontakt und Beachtung zu kommen: sie lernen z.B. phantasievoll Geschichten zu erzählen oder interessante Spiele zu erfinden (siehe STANJEK 1975). Das materiell reiche Angebot an Spielzeug, das einigen Kindern zu Hause zur Verfügung gestellt wird, führt also in unserer Kultur zu neuen Varianten im Sozialverhalten. Über die längerfristigen Folgen dieser Einflüsse auf die Persönlichkeitsentwicklung liegen bisher leider keine Unter-

suchungen vor. Daß aber das kultur- und schichtspezifische materielle Angebot die Sozialentwicklung langfristig prägt, halte ich für sehr wahrscheinlich.

LITERATUR

- ABRAHAM, Kurt
 (1969) Psychoanalytische Studien zur Charakterbildung und andere Schriften. Frankfurt, Fischer.
- AEBLI, Hans
 (1963) Über die geistige Entwicklung des Kindes. Stuttgart, Klett.
- AINSWORTH, M.D.S.
 (1967) Infancy in Uganda: infant care and the growth of love. Baltimore, Hopkins Press.
 (1969) Object relationships, dependency, and attachment: a theoretical review of the mother-infant relationship. *Child Development*, 40, 969-1026.
- ALLPORT, G.W.
 (1955) *Becoming*. New Haven, Yale University Press.
- ALTMAN, Jeanne
 (1974) Observational study of behavior: sampling methods. *Behavior*, 49, 227-267.
- ANDERSON, J.
 (1972) Attachment behavior out of doors. In: N. BLURTON JONES (Hg.), *Ethological studies of child behaviour*. Cambridge, University Press, 199-215.
- ARDREY, Robert
 (1972) *Adam und sein Revier*. München, dtv.
- BATES, Brian C.
 (1970) Territorial behavior in primates: a review of recent field studies. *Primates*, 11, 271-284.
- BEAGLEHOLE, Ernest
 (1932) *Property: a study in social psychology*. New York, Macmillan.
- BEATTLE, John
 (1964) *Other cultures*. London, Routledge.
- DeBEAUCLAIR, Ines
 (1959) Display of wealth, gift exchange and food distribution on Botel Tobago. *Academia Sinica*, Vol. 8, Taipei.
- BEHRENS, H.; PADBERG, W.
 (1976) Verhaltensforschung und Urgeschichtsforschung. In: V. JOHST (Hg.), *Biologische Verhaltensforschung am Menschen*. Ost-Berlin, Akademie-Verlag, 97-110.
- BERELSON, B.; G.A. STEINER
 (1969) *Menschliches Verhalten*. Bd. I, Weinheim, Beltz.
- BERGIUS, R.; R. GÜNTHER; M. LIMBOURG
 (1975) Bedingungen altruistischen Handelns bei 4-9-jährigen Kindern. *Zeitschrift f. experimentelle und angewandte Psychologie*, 22, 3, 444-452.

- BERLYNE, D.E.
(1960) Conflict, arousal, and curiosity. New York, McGraw-Hill.
- BERKOWITZ, L.
(1969) Resistance to improper dependency relationships. Journal of experimental social psychology, 5, 283-294.
- BERKOWITZ, L.; P. FRIEDMAN
(1967) Some social class differences in helping behavior. Journal Personal. Social Psychology 5, 2, 217-225.
- BERKOWITZ, L.; LePAGE, A.
(1967) Weapons as aggression-eliciting stimuli. Journal of Personality and Social Psychology, 7, 202-207.
- BHARGAVA, P.; P. GUPTA
(1978) Learning to be generous or stingy: imitation of sharing as a function of model generosity and vicarious reinforcement. Asian Journal of Psychology and Education, 3, 1, 46-52.
- BLUM, G.; D. MILLER
(1952) Exploring the psychoanalytical theory of the 'oral character'. Journal of Personality, 2.
- BLURTON JONES, Nick
(1972) Categories of child-child-interaction. In: N. BLURTON JONES (Hg.), Ethological studies of child behavior, London, Cambridge university Press.
(1975) Ethology, Anthropology, and Childhood. In: R. FOX (Hg.), Biosocial Anthropology, London, Malaby Press
- BOWLBY, John
(1969) Attachment and Loss. Bd. I. Attachment. London, Hogarth.
- BRAZELTON, T.; KOSLOWSKI; M. MAIN
(1974) The origins of reciprocity: the early mother-infant interaction. In: M. LEWIS; ROSENBLUM (Hg.), The effect of the infant on its caregiver, New York, Wiley, 49-76.
- BRICKMAN, P.; J. BRYAN
(1975) Moral judgement of theft, charity, and third-party transfers that increase or decrease equality. Journal Personal. Social Psychology, 31, 156-161.
- BRONFENBRENNER, Urie
(1973) Erziehungssysteme- Kinder in den USA und der Sowjetunion. München, dtv.
- BRONSON, G.W.
(1972) Infants reactions to unfamiliar persons and novel objects. Monographs of the Society for Research in Child Development, 37, 148.
- BROWN, J.; G. ORIAN
(1970) Spacing patterns in mobile animals. Annual Review of Ecology and Systematics, 1, 239-262.

- BRYAN, H.; N. H. WALBEK
 (1970) The impact of words and deeds concerning altruism upon children. *Child Development*, 41, 747-757.
- BUSCH, F.; J. McKNIGHT
 (1973) Parental attitudes and the development of the primary transitional object. *Child psychiatry and Human Deveopment* 4, 1, 12-20.
- BUSCH, F.; H. NAGERA; J. McKNIGHT; G. PEZZAROSSO
 (1973) Primary transitional objects. *Journal of the American Academy of Child Psychiatry*, 12, 193-214.
- CASIMIR, M.; E. BUTENANDT
 (1973) Migration and core area shifting in relation to some ecological factors in a mountain gorilla group (*Gorilla gorilla beringei*) in the Mt. Kahuzi Region (Republique du Zaïre). *Zeitschr. f. Tierpsychologie*, 33, 514-522.
- CHEVALIER-SKOLNIKOFF, S.
 (1977) A Piagetian Model for describing and comparing socialization in monkey, ape, and human infants. In: S. CHEVALIER-SKOLNIKOFF; F. POIRIER (Hg.), *Primate biosocial development*, New York, Garland Publications, 159-187.
- von CRANACH, Mario
 (1979) *Untersuchungen zur Organisation konkreter Handlungen*. Bern, Huber.
- DEUTSCH, R.; A. ESSER; K. SOSSIN
 (1978) Dominance, aggression, and the functional use of space in institutionalised female adolescents. *Aggressive Behavior*, Vol. 4, 4.
- DEUTSCH, W.; PECHMANN, T.
 (1978) Ihr, dir, or mir? On the acquisition of pronouns in German children. *Cognition*, 6, 155-168.
- DOSTAL, Walter
 (1975) *Die Situation der Indios in Südamerika*. Bd. I, Wuppertal, Hammer.
- DREMAN, S. B.
 (1976) Sharing behavior in Israeli school children: cognitive and social learning factors. *Child Development*, 47, 1, 186-194.
- DREMAN, S.; C. GREENBAUM
 (1973) Altruism or reciprocity: Sharing behavior in Israeli kindergarten children. *Child Development*, 44, 61-68.
- DRÖSCHER, V.
 (1974) *Sie töten und sie lieben sich*. Hamburg.
- DYSON-HUDSON, R.; E. SMITH
 (1978) Human Territoriality: an ecological reassessment. *American Anthropologist*, 80, 21-41.

EDNEY, Julian

- (1972) Property, Possession, and Permanence: a field study in human territoriality. *Journal of Applied Social Psychology*, 2, 3, 275-282.

EIBL-EIBESFELDT, Irenäus

- (1958) Das Verhalten der Nagetiere. In: W. KÜKENTHAL, *Handbuch der Zoologie*, Bd. 8, 10, 13, 1-88, Berlin, DeGruyter.
- (1965) *Nannopterum harrisi*: Brutablösung. *Encyclopedia cinematographica*, E 596; Publikationen zu wissenschaftl. Filmen 1A, 303-306, Göttingen.
- (1972) Stammesgeschichtliche Anpassungen im Verhalten des Menschen. In: H. GADAMER; P. VOGLER (Hg.), *Biologische Anthropologie*, Bd. 2, Stuttgart, Thieme, 3-59.
- (1976) *Menschenforschung auf neuen Wegen*. Wien, Molden.
- (1978a) *Grundriß der Vergleichenden Verhaltensforschung*. 5. Aufl., München, Piper.
- (1978b) Territorialität und Aggressivität der Jäger- und Sammlervölker. In: R. STAMM; H. ZEIER (Hg.), *Psychologie des 20. Jahrhunderts*, Bd. VI: Lorenz und die Folgen, Zürich, Kindler.
- (1978c) Stammesgeschichtliche und kulturelle Anpassungen im menschlichen Verhalten. In: R. STAMM; H. ZEIER (Hg.), *Psychologie des 20. Jahrhunderts*, Bd. VI: Lorenz und die Folgen, Zürich, Kindler.

EIBL-EIBESFELDT, I.; K. LORENZ

- (1974) Die stammesgeschichtlichen Grundlagen menschlichen Verhaltens. In: G. HEBERER (Hg.), *Die Evolution der Organismen*, Bd. III, Stuttgart, Fischer.

EICHHORN, W.; HAHN; HEYDEN; PUSCHMANN; SCHULZ; TAUBERT

- (1971) *Wörterbuch der marxistisch-leninistischen Soziologie*. Opladen, Westdeutscher Verlag.

EPSTEIN, Seymour

- (1973) The Self-Concept Revisited. *American Psychologist*, 28, 404-416.

ERIKSON, Erik

- (1971) *Kindheit und Gesellschaft*. Stuttgart, Klett.

ESSER, Aristide

- (1973) Cottage Fourteen: dominance and territoriality in a group of institutionalized boys. *Small group behavior*, 4, 130-146.

FEIL, Johannes

- (1972) Familie ohne Alternative? In: J. FEIL (Hg.), *Wohngruppe, Kommune, Großfamilie*, S. 20-37, Reinbek, rowolth.

- FENSON, L.; J. KAGAN; R. KEARSLEY; P. ZELAZO
 (1976) The developmental progression of manipulative play in the first two years. *Child Development*, 47, 232-236.
- FISCHER, D.; H. KELM; A. ROSE
 (1969) Knives as aggression-eliciting stimuli. *Psychological Reports*, 24, 755-760.
- FOX, Robin
 (1971) The cultural animal. In: J. EISENBERG; W. DILLON (Hg.), *Man and Beast: Comparative Social Behavior*, Washington, Smithsonian Institution Press.
- FRANK, Fritz
 (1969) *Apo und Establishment aus biologischer Sicht*. Oldenburg, Stalling.
- FREEDMAN, Daniel
 (1974) *Human Infancy: an evolutionary perspective*. New York, L. Erlbaum Association.
- FROMM, Erich
 (1976) *Haben oder Sein*. Stuttgart, dva.
- FURBY, Lita
 (1978a) Possession in Humans: an exploratory study of its meaning and motivation. *Social Behavior and Personality*, 6, 1, 49-65.
 (1978b) Possessions: Toward a Theory of their meaning and function throughout the life cycle. *Life span development and behavior*, 1, 297-336.
- FURTH, Hans
 (1976) *Intelligenz und Erkennen*. Frankfurt, suhrkamp.
- GAUL, W.
 (1914) Das Geschenk nach Form und Inhalt im Besonderen untersucht an afrikanischen Völkern. *Archiv der Anthropologie*, 13.
- GERSHAW, N; J. SCHWARZ
 (1971) The effects of a familiar toy and mothers presence on exploratory and attachment behaviors in young children. *Child Development*, 42, 1662-1666.
- GESELL, Arnold
 (1970) *Säugling und Kleinkind in der Kultur der Gegenwart*. Bad Nauheim, Klett.
- GLATZER, Bernt
 (1977) Nomaden von Gharjistan. *Beiträge zur Südasien-Forschung Bd. 22*, Wiesbaden, Steiner.
- GODELIER, Maurice
 (1978) Territory and property in primitive society. *Social Science information*, 17, 3, 399-426.

- GRAUMANN, C.F.
(1970) Einführung in die Psychologie, Bd. I: Motivation. Frankfurt, Huber.
- GREVERUS, Ina-Maria
(1972) Der territoriale Mensch. Frankfurt, Athenäum.
- GUNNAR-VONGNECHTEN, Megan
(1978) Changing a frightening toy into a pleasant toy by allowing the infant to control its actions. *Developmental Psychology*, 14, 2, 157-162.
- HALCOUR, G.; B. SCHULZE; G. WITTE
(1968) Beobachtungen bei einem Kleinkind im Hinblick auf Prägungsvorgänge. *Praxis der Kinderpsychologie*, Heft 8, Nov. 305-308.
- HARCOURT, A.H.
(1978) Strategies of emigration and transfer by primates, with particular reference to gorillas. *Zeitschrift für Tierpsychologie*, 48, 401-420.
- HARLOW, H.
(1962) Social Deprivation in monkeys. *Scientific American*, 207, 137-146.
- HARNER, Michael
(1973) *The Jivaro*. New York, Anchor Press.
- HARRIS, M.B.
(1970) Reciprocity and Generosity: some determinants of sharing in children. *Child Development*, 41, 313-328.
- HASLETT, N.; D. BOLDING; J. HARRIS; A. TAYLOR; P. SIMON; R. SCHEDGICK
(1977) The attachment of a retarded child to an inanimate object. *Child Psychiatry and Human Development*, 8, 54-60.
- HATTWICK, L.A.
(1937) Sex differences in behavior of nursery school children. *Child Development*, 8, 4, 343-353.
- HEDIGER, Heini
(1977) Nest and Home. *Folia Primatologica*, 28, 3, 170-187.
- HERZKA, H.S.
(1971) Spielzeugthesen über die Wirkung der Dinge auf das Kind. Zürich, Pro Juventute.
- HOEBEL, E.A.
(1967) *The law of primitive man*. Cambridge, Harvard.
- HOFSTÄTTER, Peter
(1954) Einführung in die Sozialpsychologie, Stuttgart.
- HOLZKAMP, Klaus
(1977) Die Überwindung der wissenschaftlichen Beliebigkeit psychologischer Theorien durch die Kritische Psychologie, Teil 1. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 8, 1-22.

- HOLZKAMP-OSTERKAMP, Ute
(1975) Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung, Bd.1.Frankfurt,campus.
- HOROWITZ,M.J.
(1963) Graphik communication: a study of interaction painting with schizophrenics. American Journal of Psychotherapy,17,230-239.
- HUNT, J.McV.
(1941) The effects of infant feeding-frustration upon adult hoarding in the albino rat. Journal of Abnormal and Social Psychology,36,338-360.
- ILLIES, Joachim
(1976) Neuere verhaltensbiologische Forschungsergebnisse und ihre Bedeutung.Welt des Kindes,1,17-34.
- JAYNES,J.;M.BRESSLER
(1969) Evolutionary universals, continuities, and alternatives. In: J.EISENBERG;W.DILLON(Hg.),Man and Beast:comparative social behavior,Washington, Smtihsonian Institution Press.
- JOHNSON,M.W
(1935) The effect on behavior of variation in the amount of play equipment. Child Development,6,56-68.
- JOLLY, Alison
(1975) Die Entwicklung des Primatenverhaltens.Stuttgart, Fischer.
- KAGAN, Jerome
(1972) Do infants think? Scientific American,226,3,74-82.
- KATZ, Friedrich
(1969) Vorkolumbianische Kulturen. Kindlers Kulturgeschichte Bd.19.Donauwörth,Kindler.
- KELLER,A.;L.FORD;J.MEACHAM
(1978) Dimensions of Self-Concept in preschool children. Developmental Psychology,14,5,483-489.
- KÖHLER, Bernd
(1977) Prosoziales Verhalten: Forschungsschwerpunkte und Forschungsthemen. Zeitschrift für Sozialpsychologie, 8,23-49.
- KOMMUNE II
(1975) Versuch der Revolutionierung des bürgerlichen Individuums. Luxembourg,Ceuta.
- KONNER, Melvin
(1972) Aspects of the developmental ethology of a foraging people. In: N.BLURTON JONES (Hg.), Ethological studies of child behavior,Cambridge, University Press.

- KONNER, Melvin
 (1976) Maternal care, infant behavior, and development among the !Kung. In: R.LEE; I.DeVORE(Hg.), Kalahari Hunter-Gatherers, Cambridge, Harvard University Press.
- KRECH, D.; R.CRUTCHFIELD; E.BALLACHEY
 (1962) Individual in Society. New York, McGraw-Hill.
- KÜHME, W.
 (1965) Freilandstudien zur Soziologie des Hyänenhundes. Zeitschrift für Tierpsychologie, 22, 495-541.
- KUMMER, Hans
 (1975) Sozialverhalten der Primaten. Berlin, Springer.
- LAUER, Josta
 (1978) Die Lerndisposition - ein Regulativ des Lernvorgangs. Vortrag gehalten am 10.10.1978 auf dem 6.Ethologentreffen in Basel, Schweiz.
- van LAWICK-GOODALL, Hugo und Jane
 (1972) Unschuldige Mörder. Reinbek, rowolth.
- LEWIS, Michael
 (1977) Wie ein Baby sich selbst erkennt. Psychologie heute, 9, 48-52.
- LORENZ, Konrad
 (1973) Die Rückseite des Spiegels. München. Piper.
- LORENZEN-SCHMIDT, K.J.
 (1975) Sozialverhalten früher Menschengruppen nach den Befunden und in ethologischer und philosophischer Sicht. Bern, Lang.
- MacFARLANE, A.
 (1975) Olfaction in the development of social preferences in the human neonate. In: The human neonate in parent-infant-interaction. CIBA Found.Symp. 103-117. Amsterdam.
- MAIN, Mary
 (1977) Sicherheit und Wissen. In: K.GROSSMANN(Hg.), Entwicklung der Lernfähigkeit in der sozialen Umwelt. München, Kindler.
- MARSHALL, Lorna
 (1976) Sharing, talking and giving: relief of social tensions among !Kung-Bushmen. In: R.LEE; I.DeVORE(Hg.), Kalahari Hunter-Gatherers, Cambridge, Harvard Press, 349-371.
- MAUSS, Marcel
 (1968) Die Gabe. Frankfurt, suhrkamp. (Original 1950)
- MEYER-HOLZAPFEL, Monika
 (1952) Die Bedeutung des Besitzes bei Mensch und Tier. Arbeiten zur Psychohygiene, Institut für Psychohygiene, Biel.

- MILLER, G.; E. GALANTER; K. PRIBRAM
(1973) Pläne und Strukturen des Verhaltens. Stuttgart, Klett.
- MINTURN, L.; W. LAMBERT
(1964) Mothers of six cultures: Antecedents of child rearing. New York, Wiley & Sons.
- MITSCHERLICH, Alexander
(1972) Eigentum. In: A. MITSCHERLICH; H. KALOW (Hg.), Eigentum und Gewalt - Zwei Gespräche. München, Piper.
- MOOSMANN, Irmgard
(1975) Bevorzugung von Spielzeug mit unterschiedlicher Aktivitätsanregung bei 3-bis 6-jährigen. Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, 8, 4, 254-267.
- MUELLER, E.; J. BRENNER
(1977) The origins of social skills and interaction among playgroup toddlers. Child Development, 48, 854-861.
- MÜLLER-HERLITZ, Ursula
(1972) Karl Marx: Wesen und Existenz des Menschen. München, Goldmann.
- MURDOCK, George Peter
(1945) The common denominator of cultures. In: R. LINTON (Hg.), The science of man in the world crisis. New York, Columbia University Press.
- MUSSEN, Paul; N. EISENBERG-BERG
(1977) Roots of caring, sharing and helping. San Francisco, Freeman.
- O'NEILL, S.; R. PALUCK
(1973) Altering territoriality through reinforcement. Proceedings of the 81st Annual Convention, APA, 895-896.
- OERTER, Rolf
(1969) Moderne Entwicklungspsychologie. Donauwörth, Auer.
- OTTOMEYER, Klaus
(1977) Ökonomische Zwänge und menschliche Beziehungen. Reinbek, Rowolth.
- PALLMANN, Martin
(1966) Der Kibbuz. Basel, Kyklos.
- PARSONS, Talcott
(1977) Der Stellenwert des Identitätsbegriffs in der allgemeinen Handlungstheorie. In: R. DÖBERT; J. HABERMAS; G. NUNNER-WINKLER (Hg.), Entwicklung des Ichs, Köln, Kiepenheuer & Witsch, 68-88.
- PASSMAN, R.
(1976) Arousal reducing properties of attachment objects. Developmental Psychology, 12, 468-469.

- PASSMAN, R.
 (1977) Providing attachment objects to facilitate learning and reduce distress. *Developmental Psychology*, 13, 1, 25-28.
- PASSMAN, R.; P. WEISBERG
 (1975) Mothers and blankets as agents for promoting play and exploration by young children in a novel environment. *Developmental Psychology*, 11, 170-177.
- PASSMAN, R.; T. ERCK
 (1978) Permitting maternal contact through vision alone: films of mothers for promoting play and locomotion. *Developmental Psychology*, 14, 5, 512-516.
- PETERSON, Robert
 (1963) Family ownership and the right of disposition in Sukkertoppen District. *Folk*, Vol. 5, 270-281.
- PETTER, Guido
 (1966) Die geistige Entwicklung des Kindes im Werk von Jean Piaget. Bern, Huber.
- PIAGET, Jean
 (1975) Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde. In: *Gesammelte Werke*, Bd. 1, Stuttgart, Klett.
 A(1976) Assimilation und sensomotorische Erkenntnis. In: H. FURTH (Hg.), *Intelligenz und Erkennen*, Frankfurt, Suhrkamp.
- PIDDINGTON, R.
 (1960) An introduction to social Anthropology, Bd. I, London.
- PLOOG, Detlev
 (1964) Verhaltensforschung und Psychiatrie. In: H. GRÜHLE; R. JUNG; W. MAYER-GROSS; M. MÜLLER (Hg.), *Psychiatrie der Gegenwart*, Bd. I/1b, 291-443, Berlin, Springer.
- RADCLIFFE-BROWN, A. R.
 (1952) Structure and function in primitive society. London, Cohen & West.
- RAJECKI, D.; M. LAMB; P. OBMASCHER
 (1979) Toward a general theory of infantile attachment: a comparative review of aspects of the social bond. Im Druck.
- RAMEY, C.; R. FINKELSTEIN; B. O'BRIAN
 (1976) Toys and infant behavior in the first year of life. *Journal of Genetic Psychology*, 129, 341-342.
- RENGGLI, Franz
 (1974) Angst und Geborgenheit. Reinbek, Rowolth.
- RHEINGOLD, H.; D. HAY; M. WEST
 (1976) Sharing in the second year of life. *Child Development*, 47, 1148-1158.

ROPOHL, Günther

- (1978) Bedürfnisforschung und soziotechnische Praxis: ein vorläufiges Resümee. In: S. MOSER; G. ROPOHL; W. ZIMMERLI (Hg.), Die "wahren" Bedürfnisse, oder: wisse wir, was wir brauchen? Basel, Schwabe, 424-431.

ROSENHAN, D.; G. WHITE

- (1967) Observation and rehearsal as determinants of prosocial behavior. Journal of Personality and Social Psychology, 5, 424-431.

ROSS, Hildy

- (1975) The effects of increasing familiarity on infant's reactions to adult strangers. Journal of Experimental Child Psychology, 20, 226-239.

ROTH, Erwin

- (1969) Persönlichkeitspsychologie. Stuttgart, Kohlhammer.

ROWELL, Thelma

- (1972) Social behavior of monkeys. London, penguin.

RUSHTON, Philippe

- (1975) Generosity in children: immediate and long-term effects of modelling, preaching and moral judgement. Journal of Personality and Social Psychology, 3, 459-466.

SCHALLER, G.B.

- (1965) The Mountain Gorilla. Chicago, University Press.

SCHINDLER, H.; YANEZ, M.

- (1978) Mütterliche Abwendung von einem Zweijährigen nach der Geburt eines Säuglings- ein Beispiel von den Karihona. Homo, 29, 2, 88-108.

SCHMALOHR, Emil

- (1975) Frühe Mutterentbehrung bei Mensch und Tier. München, Kindler.

SCHUBERTH, R.; J. WERNER; L. LIPSITT

- (1978) The stage IV error in PIAGET's theory of object concept development: a reconsideration of the spatial localization hypothesis. Child Development, 49, 744-748.

SCITOVSKY, Tibor

- (1977) Psychologie des Wohlstands. Frankfurt, campus.

SILK, Joan

- (1978) Patterns of food sharing among mother and infant chimpanzees at Gombe National Park, Tanzania. Folia primatologica, 29, 129-141.

SPERLING, M.

- (1963) Fetishism in children. Psychoanalytic Quarterly, 32, 374-392.

SPITZ, René

- (1965) The First Year of Life. New York, International University Press.

- SPOCK, B.
(1967) The striving for autonomy and regressive object relationships. In: Y. BRACKBILL; E. THOMPSON (Hg.), Behavior in Infancy and Early Childhood, New York, Free Press.
- STANJEK, Klaus
(1975) Vergleichende Untersuchung zur menschlichen Beziehung zu Objekten. Unveröffentlichte Diplomarbeit der Biologischen Fakultät, Univ. München.
(1978) Das Überreichen von Gaben: Funktion und Entwicklung in den ersten Lebensjahren. Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, 10, 2, 103-113.
- STEVENSON, O.
(1954) The first treasured possession. The Psychoanalytic study of the child. 9, 199-217, New York.
- STOKES, A.; W. WILLIAMS
(1971) Courtship feeding in gallinaceous birds. The Auk, 88, 543-559.
- STRUM, S.
(1975) Primate predation: interim report on the development of a tradition in a troop of Olive Baboons. Science, 187, 755-757.
- TELEKI, Geza
(1971) The omnivorous chimpanzee. Scientific American, 33-42.
- THOMAE, Hans
(1959) Entwicklung und Prägung. In: H. THOMAE (Hg.), Handbuch der Psychologie, Bd. 3, 240-311. Göttingen, Hogrefe.
- THOMAE, H.; J. BLANKENBURG; R. UHR; F. WEINERT
(1962) Orale Frustration und Persönlichkeit. Zeitschrift für Psychologie, 167, 2, 31-41.
- TIGER, L.; R. FOX
(1976) Das Herrentier. München, dtv.
- TRACY, R.; M. LAMB; M. AINSWORTH
(1976) Infant approach behavior as related to attachment. Child Development, 47, 571-578.
- TREVARTHEN, C.; P. HUBLEY
(1978) Secondary Intersubjectivity: Confidence, Confiding and Acts of Meaning in the First Year. In: A. LOCK (Hg.), Action, Gesture and Symbol, Academic Press, London, 183-229.
- TRIMBORN, Herrmann
(1965) Alte Hochkulturen Südamerikas: Das Großreich der Inka. In: E. THURNHER (Hg.), Handbuch der Kulturgeschichte, Bd. 14, 2, Frankfurt, Athenaeon.
- TURIEL, Elliott
(1977) Entwicklungsprozesse des moralischen Bewußtseins des Kindes. In: R. DÖBERT; J. HABERMAS; G. NUNNER-WINKLER (Hg.), Entwicklung des Ichs, Köln, Kiepenheuer & Witsch.

TURNBULL, Colin

(1961) The Forest People. New York, Simon & Schuster.

(1965) The Mbuti Pygmies of the Congo. In: J. GIBBS (Hg.) Peoples of Africa, New York, Holt, Rinehart & Winston, 279-317.

TURNER, Ch.; GOLDSMITH, D.

(1976) Effects of toy guns and airplanes on children's antisocial free play behavior. Journal of Experimental Child Psychology, 21, 303-315.

UNGERS, L. und O.

(1972) Kommunen in der neuen Welt. Köln, Kiepenheuer & Witsch.

VICO, Giambattista

(1966) Die neue Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Reinbek, Rowolth.

WACKER, Ali

(1976) Überlegungen zur Relevanz von Eigentumsordnung und Geldbeziehungen für die kindliche Erfahrungsaneignung. In: A. WACKER (Hg.), Die Entwicklung des Gesellschaftsverständnisses bei Kindern, 191-200, Frankfurt, Campus.

(1977) Überlegungen zum Begriff der Aneignung bei Leontjew. Psychologie und Gesellschaft, 1, 63-78.

WEINRAUB, M.; J. BROOKS; M. LEWIS

(1977) The social network: a reconsideration of the concept of attachment. Human Development, 20, 31-47.

WESTERMARCK, Eduard

(1908) Eigentumsempfindung und Diebstahlsrecht insbesondere bei den Naturvölkern. Zeitschrift für Sozialwissenschaft, 11, 395-413.

WICKLER, Wolfgang

(1971) Die Biologie der 10 Gebote. München, Piper.

WIESSNER, Pauline

(1977) Hxaro: a regional system of reciprocity for reducing risk among the !Kung-San. Doctoral thesis, University of Ann Arbor, Michigan.

WILSON, Edward

(1975) Sociobiology: The New Synthesis. Cambridge, Harvard University Press.

WINNICOTT, D.

(1953) Transitional objects and transitional phenomena. International Journal of Psychoanalysis, 24, 89-97.

WOODRUFF, Guy; D. PREMACK; K. KENNEL

(1978) Conservation of liquid and solid quantity by the chimpanzee. Science, 202, Dez., 991-994.

WULFF, Erich

(1972) Psychiatrischer Bericht aus Vietnam. In:

E.WULFF, Psychiatrie und Klassengesellschaft,
Frankfurt, Fischer Athenäum.

WYNNE-EDWARDS, V.C.

(1962) Animal dispersion in relation to social behavior.
London, Oliver & Boyd.

ZINSER, O.; E. VARNEY

(1978) Sharing behavior in first- and fifth-graders:
effects of recipient generosity and actual versus
hypothetical sharing. The Journal of Psychology,
99, 31-38.

ZULLIGER, Hans

(1950) Über symbolische Diebstähle von Kindern und
Jugendlichen. Arbeiten zur Psychohygiene, 1, Biel.

Lebenslauf

Am 20. November 1948 wurde ich, Klaus Dietrich Stanjek, als zweites Kind von Kläre Stanjek (geb. Heckmann) und dem Arzt Wolfgang Stanjek in Wuppertal geboren. Nach der Grundschule besuchte ich in Wuppertal-Elberfeld das altsprachliche Gymnasium bis zum Abitur im Jahre 1967. Nach einer halbjährigen Reise durch Nordamerika begann ich in Münster mit dem Studium der Psychologie und der Biologie. In Würzburg legte ich zunächst im Fach Psychologie die Vordiplomprüfung ab (1970), dann auch im Fach Biologie (1972). Nach dem Wechsel an die Universität München setzte ich dort mein Biologiestudium fort und erwarb 1975 das Diplom der Biologie. Meine Diplomarbeit fertigte ich bereits in der Arbeitsgruppe für Humanethologie unter Leitung von Prof. Eibl-Eibesfeldt an. Seit Januar 1976 arbeitete ich anschließend an der vorliegenden Dissertation als Stipendiat der Max-Planck-Gesellschaft an der Forschungsstelle für Humanethologie in Seewiesen.

- 1 Christof Conrad
Schulsysteme im quantitativen Vergleich -
Hamburg und Westberlin.
Statistische Indikatoren für Demokratisierung
und Modernisierung im Schulwesen.
Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1972. DM 10,--.
- 2 Christiane Bierbaum
Die schwedische Schuldemokratie.
Ein Modell für die Schulreform in der Bundesrepublik?
Ein Bericht über Hintergründe, Verlauf und Ergebnisse der
Demokratisierung der Schule in Schweden.
Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1975. DM 10,--.
- 3 Frank Braun, Detlef Glowka, Klaus-Dieter Mende, Peter Müller,
Helga Thomas, Jürgen Zimmer.
Schulreform und Gesellschaft.
Vergleichende Studie über die gesellschaftlichen Bedingungen
von Schulreformen in sieben europäischen Ländern.
Teil I und Teil II.
Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1975,
(dieser Band ist über den Klett-Verlag, Stuttgart zu beziehen).
- 4 Heinrich Meulemann
Wortbedeutungsverständnis und Wortbedeutungsexplikation.
Eine empirische Analyse zweier Aspekte des Sprachverhaltens
und ihrer sozialen Determinanten im Rahmen der Theorie der
linguistischen Codes.
Teil I und Teil II.
Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1976. DM 33,--.
- 5 Helga Gripp
Zur Struktur ehelicher Interaktion.
Determinanten der Genese pathologischer Kommunikationsformen
in der Ehe und ihre Behandlung in der Therapie. Eine Fallanalyse.
Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1978.
Zweite Auflage. DM 22,--.
- 6 Helmut Köhler
Daten zur Situation der Hauptschule in Berlin (West)
Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1976. DM 6,--.
- 7 Yvonne Schütze
Innerfamiliäre Kommunikation und kindliche Psyche.
Eine exemplarische Analyse der Kommunikations- und Rollen-
struktur zweier Familien.
Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1978.
Zweite, korrigierte Auflage. DM 27,--.

- 8 Helmut Köhler
Quellen der Bildungsstatistik.
Eine kommentierte Zusammenstellung statistischer
Veröffentlichungen.
Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1977. DM 8,--
- 9 Ulrich W. Bamberg
Leistungsbezogene Persönlichkeitsmerkmale
gelernter Maschinenschlosser.
Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1977. DM 10,--
- 10 Peter Siewert und Helmut Köhler
Grundschulfinanzierung und Grundschulpolitik.
Aufgaben und Lastenverteilung im Primarbereich.
Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1977. DM 8,--
- 11 Barbara Hegelheimer
Berufsqualifikation und Berufschancen von Frauen in der
Bundesrepublik Deutschland.
Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1977. DM 14,--
- 12 Wolfgang Lempert
Untersuchungen zum Sozialisationspotential
gesellschaftlicher Arbeit. Ein Bericht.
Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1977. DM 11,--
- 13 Helmut Köhler
Der relative Schul- und Hochschulbesuch in der
Bundesrepublik Deutschland 1952 bis 1975.
Ein Indikator für die Entwicklung des Bildungswesens.
Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1978. DM 10,--
- 14 Wolfgang Lempert, Ernst Hoff, Lothar Lappe
Konzeptionen zur Analyse der Sozialisation durch Arbeit.
Theoretische Vorstudien für eine empirische Untersuchung.
Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1979. DM 27,--
- 15 Marianne Müller-Brettel
Die Diskussion der Arbeitslehre 1964-1979.
Eine annotierte Bibliographie.
Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1979. DM 8,--
- 16 Klaus Stanjek
Die Entwicklung des menschlichen Besitzverhaltens.
Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1980. DM 13,--

